00057692

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
Town Hall, Bombay.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016

Reise nach Ostindien

über Palästina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

57693

Von

K. Graul, D. Th.,
Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig,
Mitglied der histor.-theologischen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Fünfter Theil.

Der Süden Ostindiens und Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Mit einer Ansicht von Kandy auf Ceylon und einer Karte.

Leipzig, 1856.
Dörffling und Franke.

Reiſe in Oſtindien

von December 1849 bis October 1852.

Von

K. Graul, D. Th.,

Director der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig,
Mitglied der hiſtor.-theologiſchen und der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft.

Dritter Theil:

Der Süden Oſtindiens und Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Mit einer Anſicht von Kandy auf Ceylon und einer Karte.

Leipzig, 1856.
Dörffling und Franke.

ORL
Geo 915-4
G6a/Rei
57692

Vorrede.

Ein behagliches Gefühl ist's, nach vollbrachter vierjähriger Wanderschaft den Pilgerstab am heimischen Heerde niederzulegen, ein behagliches Gefühl ist's auch, nach vollendeter fünfbändiger Reisebeschreibung die Feder fallen zu lassen. Wem nach zurückgelegter Reise noch deren Schilderung obliegt, der hat zwar doppelten Genuß davon, allein es wird ihm auch das Vollgefühl heimathlicher Ruhe nicht eher, bis er sich dieser seiner letzten Schuldigkeit entledigt hat. Lob und Dank Dem, der zur Reise und zur Reisebeschreibung es an Lust und Kraft nicht hat fehlen lassen!

Auch dieser fünfte Band handelt wesentlich von dem Tamulenlande. Ich hätte mich über die Zustände in Madras gern noch weiter ausgebreitet, allein die Fülle des vorliegenden Stoffs forderte zu möglichster Beschränkung auf. Einen sechsten Band durfte ich ja doch meinen Lesern zu bieten kaum wagen.

Ich habe eine ausführliche Darstellung der christlichen Missionen im Tamulenlande nach Umfang, Mittel und Erfolg versucht. „Wahrheit in Liebe" ist dabei mein Wahlspruch gewesen. Ich habe mich auf's ernsteste bestrebt, weder zu dunkel noch zu hell zu malen, und dabei Jedermann gerecht zu werden. Wie weit mir dies bei der Unvollkom-

menheit alles Menſchlichen gelungen, darüber kann und darf ich ſelbſt kein Urtheil haben.

Die Beendigung meiner „Reiſe nach Oſtindien“ fällt gerade in eine Zeit, wo die Augen der ganzen europäiſchen Welt ſich vorzugsweiſe dem Oſten zukehren. Bis nach dem indiſchen Oſten freilich reichen nur Weniger Blicke, denn die eiſernen Hände, die an dem zunächſt liegenden Knoten der „orientaliſchen“ Frage zerren, nehmen die allgemeine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß man den fernerliegenden faſt unbeachtet läßt. Ich denke dabei an die von engliſcher Beſorgniß noch immer beanſtandete Durchſtechung der Landenge von Suez, die für den deutſchen Verkehr von noch viel größerer Tragweite iſt, als die Oeffnung jener unterbundenen Waſſerader im Oſten Europas. Kommt ſie einmal zu Stande, ſo wird ſich der Strom der Weltverhältniſſe zum großen Theil ein andres Bett wühlen, Indien aber den deutſchen Landen ſo nahe rücken, daß der deutſche Kaufmann und der deutſche Gelehrte ſich dort bald zu Hauſe fühlen werden, — hoffentlich auch der deutſche Theolog, den es jetzt vor dem Weinberge ſeines Herrn im fernen Oſten noch immer ungebührlich grauet.

Vielleicht, daß in Bezug auf den letzten Punkt „Noth und Liebe“ ſchon vorher Wandel ſchaffen. Der Herr der Kirche wolle es verſehen!

Inhalt.

I. Reise in das Innere von Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Eine Fußtour nach Maturatta . . . . . S. 3

Aufbruch von Kandy nach Maturatta. Das Dumbera-Thal mit der Mahavali-Ganga. Kondesalle und Harregamwa, S. 3. Ein geschichtlich merkwürdiger Djangel, S. 3—4. Die Maha- und die Deluppe-Oya. Die frühere Königsstadt Hangranketty. Unser singhalesischer Wirth daselbst, S. 4. Der Schulmeister in Nicklegasgodde. Polgahapittia. Ein Mitglied des indischen Rathes zu Rattungodde, S. 5. Die kaffeebaulichen Vorrichtungen, S. 5—6. Wie der Kaffee gebaut wird, S. 6—8. Geschichtliches über den Kaffeebaum auf Ceylon, S. 8—9. Die Tamulen in den Kaffeepflanzungen, S. 9. Missionsversuche unter denselben seitens der Baptisten und Anglikaner, S. 10—11. Yakabendekelle, S. 12. Entzückende Aussicht, S. 12—13. Ein gemüthlicher Tag unter den Pflanzern im ceylonesischen Urwald, S. 13. Eine beschwerliche Tour durch die Blutigel-Region, S. 13—14. Weitere Rückreise nach Kandy, S. 14—15. Limonengras, S. 15.

Von Kandy nach Colombo. Letzter Aufenthalt daselbst S. 15

Landsmännisches Geleit nach Kaduganava. Utuankandy, S. 15. Einkehr bei einem Krämer. Colossale Karren. Ambanpittia. Eine allerliebste Herberge bei Ambapusse, S. 16. Gastliches Nachtlager bei einem Muselmann. Singhalesische Kaffee-Häuser. Die ceylonesische Ananas. Beangodde; Heneratgodde. Ein Unfall, S. 17. Der Kalany-Fluß bei Colombo. Fort; Central- und Normalschule, S. 18. Die singhalesischen „Don's", S. 18—19. Die Brieftauben. Kingsstreet. Das Schloß des Statthalters. Die Bibliothek, S. 19. Galle Face, S. 19—20. Die Vorstädte von Colombo. Die Burghers und die Singhalesen, S. 20. Die Muselmänner, S. 20—21. Die Tamulen, S. 21. Die anglik. Kapelle für sie, S. 21—22. Das Gefängniß, S. 22. Die Bedda's, S. 22—24. Missionsversuche unter ihnen, S. 24—25. Der wesleyanische Miss. Gogerley. Die Regierungschristen, S. 25. Strauß des anglik. Bischofs mit seinem Archidiaconus, S. 25—26. Der Baptisten-Missionar Allen. Der Herausgeber des „Colombo-Observer." Ein schöner Zug römisch-katholischer Fischersleute, S. 26. Cotta, der Mittelpunkt der anglikanischen Mission an der Küste, S. 26—27. Eine Zimmtpflanzung, S. 27. Miss. Petitt. Die anglik. Missions-Gemeinde zu Cotta, S. 27—28. Das Seminar zu Cotta. Die Druckerei. Singhalesische Bibel-Uebersetzungen. Ein berühmter Wallfahrtsort der Buddhisten, S. 28. Buddh. Religionsmengerei, S. 29. Ausflug nach Marottu, S. 29—30.

II. Reiſe von Ceylon nach Madras.

Von Colombo nach Palamkottah . . . . . S. 33

Seereiſe von Colombo nach Tuticorin, S. 33—34. Herberge in Tuticorin, S. 34. Beſchreibung der Stadt. Die dortigen römiſchen Chriſten, S. 35. Anfänge der römiſchen Miſſion unter den Fiſcherſtämmen von Coromandel. Die Perlbänke bei Tuticorin, S. 36. Clima, Boden und Bevölkerung von Tinnewelly, S. 37—38. Verſuch den amerik. Baumwollenſtrauch anzubauen, S. 38—39. Wie Tinnewelly in der heißen Zeit ausſieht. Von Tuticorin nach Sawyerpuram, S. 40. Noth mit den Ochſen und dem Ochſenknecht, S. 40—41. Verleugnung alles geſchichtlichen Elements ſeitens der Diſſenter, S. 41—42. Die alte luth. Miſſion in Tinnewelly. Die Paller, S. 42. Eifer mit Unverſtand. Das Miſſionsgehöft von Sawyerpuram, S. 43. Eigenthümliche Landſchaft. Paneivilei; Perunkulam. Beſchwerlicher Weg nach Nazareth. Das liebliche Nazareth, S. 44. Gegenſatz zwiſchen Tinnewelly und Ceylon. Eine kleine Sandſee, S. 45. Die Milchpflanze. Eine freundliche Kirche. Ritt nach Mutelur, S. 46—47. Der eingeborne Landprediger in Kadatſchapuram, S. 47—48. Beſuch in Dharmanagaram, S. 48—49. Sattankulam, S. 49. Eine Tinnewelly-Landſchaft, S. 49—50. Reiſe nach Palamkottah. Rhenius frühere Wohnung daſelbſt, S. 50. Alvar Tinnewelly. Miſſ. Sargent in Palamkottah, S. 51. Die Schulanſtalten der anglik. Miſſion daſelbſt, S. 51—52. Die Straße zwiſchen Palamkottah und Tinnewelly. Agaſtja-Malei, S. 52. Strafrede eines heidniſchen Zeitungsſchreibers an einen chriſtlich geſinnten Brückenbauer, S. 52—53. Die weſtlichen Ghats, S. 53. Verſchiedene Urtheile über die Tinnewelly-Miſſionen, S. 53—54. Beſchwerden der heißen Jahreszeit, S. 54.

Nach Madura . . . . . S. 55

Das luxuriöſe Ruhehaus zu Tirumangalam. Veränderte Art der Reiſe, S. 55. Der Mai in Tinnewelly. Straße nach Madura, S. 56. Kyatanr. Kowilpetty. Der Collector aus Palamkottah. Satur. Der Südweſtwind, S. 57. Europäiſche Gräber im Raſthauſe zu Virdooputty, S. 57—58. Ein ſonderbarer Schlafgenoſſe. Charakter von Virdooputty, S. 58. Die amerikaniſche Miſſion zu Tirumangalam, S. 58—59. Ein Fehlgriff der amerikaniſchen Miſſionare. Miſſ. Ford von Periakulam und Miſſ. Chandler von Sivaganga, S. 59. Tour von Tirumangalam nach Madura. Ein naiver Dieb, S. 60. Der ſogen. Alexander-Berg. Vorboten von Madura. Paſumalei, S. 61. Ueberblick über die Geſchichte der amerik. Miſſion zu Madura und Dindigul, S. 61—63. Die kirchlichen Ausdrücke der amerik. Miſſionare, S. 63. Worauf die Hoffnung der indiſchen Miſſionen ruht. Der Weg nach Madras über Salem, S. 64. Das Mauſoleum eines alten Madurakönigs, S. 65. Die amerikaniſche Miſſion in Jaffna, S. 66. Ein Verwalter von Tempelgütern. Die Viſchnu-Brahminen in Madura und Alagar Malei, S. 67.

Nach Salem . . . . . S. 68

Ein indiſcher Morgen, S. 68. Die Macht der indiſchen Sonne, S. 68—69. Indiſche Vorrichtungen zur Milderung der Hitze, S. 69. Das Miſſionsgehöft zu Salem, S. 69—70. Das Jagdhaus des Trimala Naiken. Beſuch von einem eingebornen Katecheten zu Kottamputty,

S. 70. Eigenthümliche Miſſionspraxis, S. 70—71 Angenehmes Zuſammentreffen in Tovarakurtſchi. Kovilputty. Der Suppiramanja-Tempel in Virallymalei. Gräßliches Trinkwaſſer, S. 71. Ankunft in Tritſchinopoli. Ein tamuliſcher Candidat der Theologie. Der berühmte Tempel von Tiruvanelkka, S. 72. Der Cavery und Colerun; Sriranga, S. 72—73. Feiernde Haufen. Sergambur. Totteyum. Die Segnungen des Cavery. Namcull Hill Fort, S. 73. Moonoochoudy. Ankunft in Salem. Nach den Schervaroy-Bergen, S. 74. Gegenſatz zwiſchen Oben und Unten, S. 74—75. Bedenkliche Bergfahrt, S. 75—76. Ein Freund in der Noth, S. 76—77. Miſſ. Lechler von Salem, S. 77. Lieblicher Aufenthalt auf den Schervaroy-Bergen, S. 78. Ausſicht auf die Kollemalei-Kette, S. 78—79. Das Hauptheiligthum der Schervaroy-Berge. Die Bewohner dieſer Berge. Geſpräch mit heimkehrenden Tagelöhnern, S. 79. Der Kaffeebau auf den Schervaroys, S. 79—80. Europäiſcher Obſtbau. Der Baumwollenſtrauch. Rückkehr nach Salem. Kundoor, S. 80—81. Gewerbſchule im Miſſionsgehöfte zu Salem, S. 81. Die Londoner Miſſion daſelbſt, S. 81—82. Stand der eingebornen Chriſten-Gemeinden. Tamuliſche Zungenfertigkeit, S. 82. Salem, S. 82—83. Ein radicaler Schmied, S. 83—84.

Ueber Arcot nach Madras . . . . . S. 84

Charakter des Wegs von Salem nach Ambur, S. 84—85. Tappur. Eine Art Cromlech bei Adamacottah. Dharmapuri. Intereſſante Bergbewohner, S. 85. Europ. Schafe, S. 85—86. Irumatur; Matur; Tirupatur. Die Irwaddy-Hill's. Die Muhamedaner zu Vanichenbady, S. 86. Alterthümer. Ein trügeriſcher Sipahi, S. 87. Der Saft der Palmyra-Palme, S. 87—88. Diſtrict von Arcot. Muſelmänniſcher Charakter. Ein theurer Reſtaurateur zu Ambur, S. 88. Jung-Indien, S. 89. Reizender Weg von Ambur nach Arcot, S. 89—90. Policondah. Vellore. Beſchreibung Arcot's, S. 90—91. Der Palaſt des Nabobs. Aechte Muſelmänner zu Ranipettah, S. 91. Ein muſelmänniſcher „Weiſer.“ Muſelmänniſche Werthſchätzung. Wuſcheri. Poſſirlicher Anblick, S. 92. Pal-Chetti-Choultry. Die Verdienſte der alten Könige um den Ackerbau, S. 93. Reiſenöthe, S. 93—95. Gleichgültigkeit der niedern Klaſſen, S. 95. Ankunft in Madras. Sri Perumattur. Die Oſtindier und die öffentlichen Bungalows. St. Thomas Mount. Die Militärſtation Punamali, S. 96. Straße von da nach Madras. Das Gehöft der lutheriſchen Miſſion daſelbſt, S. 97. Ein feierlicher Beſuch, S. 97—98. Ein altes Mütterchen aus der Zeit des Miſſ. Fabricius. Ameiſenplage. Ein junger Gelehrter aus den eingebornen Lutheranern, S. 98.

III. Madras.

Aufenthalt in Madras . . . . . S. 101

Die Vorſtadt Vepery, S. 101. Der Kaſtenſtreit in Madras, S. 101—105. Unerquicklicher Geiſt in Madras, S. 105. Geſpräch mit dem anglikaniſchen Biſchof, S. 106. Eine geräuſchvolle Taufe, S. 106—107. Eine höhere Schule für Heidenknaben. Ein eingeborner Prediger, S. 107. Die Verhältniſſe der eingebornen Chriſten in Südindien, S. 107—108. Ein gelehrter Viſchnuit. Die Viſiſchtadwaita-Schule. Europäiſche Bekanntſchaften: Hamilton, Macfarleane, Balfour, Elliot,

S. 108. Der gefürchtete Polizeipräsident, S. 108—109. Ein verschmitzter Räuber. Verworfenheit der Eingebornen, S. 109—110. Das Gebiet von Madras, S. 110. Scenen in Madras, S. 110—111. Die schöne Welt von Madras. Der Nabob. Das Fort. Gerike's Denkmal, S. 111. Der schönste freie Platz, das „Island." Weg nach Mailapur, S. 112. Das weibliche Ideal der Tamulen, S. 112—113. Das Grab des Apostels Thomas, S. 113. Die Christen in Mailapur, S. 113—114. Ein verkommenes Gemeindlein von Thomas-Christen in Todamala. Lockender Aufenthalt in Mailapur, S. 114. Eine römische Procession daselbst, S. 114—115. Thomas-Mount bei Madras. Sinna-Malei. Umgebungen von Thomas-Mount. Palabram, S. 115. Tamulische Köche. Ein Lügner im großen Styl, S. 116. Gewohnheitsselige Gedankenlosigkeit, S. 116—117. Heidnisches Wesen eines römischen Christen, S. 117—118. Ein wackrer heidnischer Knecht. Affen-Lust. Eigenthümlicher Mutterstolz, S. 118. Krankheiten in Madras. Englische und indische Aerzte, S. 119.

Briefe aus Madras . . . . . S. 120

Die nächste Zeit vor dem Einsetzen des Monsums, S. 120—121. Vepery. Englisch-indische Etikette, S. 121—122. Leben in unserm Hause zu Vepery, S. 122—123. Das Schwingfest. Sterben an einem „unglücklichen Tage", S. 123. Ein „kreuz-lutherisches" Kirchlein, S. 123—124. Der Monsum, S. 124—125. Geist von Madras, S. 125—126. Die lutherische Gemeinde in Madras. Frühstück beim Gouverneur. Die Eingebornen während der Regenzeit, S. 126. Rückblick auf die zurückgelegte Reise, S. 127. Ein indisches Weihnachtsfest, S. 127—128. Der „Plagemonat." Die kühle Jahreszeit, S. 128. Besuch aus Nazareth in Tinnevelly, S. 129. Die neue Bibel-Uebersetzung und der alte Tanjore-Dichter, S. 129—130. Was für Leute es als Missionare braucht, S. 130. Die lutherische Mission gegenüber den andern, S. 130—131. Sammlung einer tamulischen Bibliothek, S. 131—132.

Geistige, sittliche und gesellschaftliche Zustände in Madras . S. 133

Die englische Regierung in Indien, S. 133—135. Neueste Versuche der Landwirthschaft aufzuhelfen, S. 135—136. Die Bevölkerung von Madras. Würdigung des zinsbäuerlichen Systems. Die anglo-indische Gerichts-Verwaltung, S. 136. Das „College" in Madras. Die financielle Bürde der Madras-Präsidentschaft. Electro-Telegraph und Eisenbahn, S. 137. Sanguinische Hoffnungen in Bezug darauf, S. 138. Der neue Schulplan, S. 138—140. Privilegirte Arrakschenken, S. 140. Gährung bei der bevorstehenden Erneuerung der Charte, S. 140—141. Der geistliche Stab der anglik. Kirche, S. 141—142. Hirtenbrief des Archidiaconus Pratt, S. 142. Anglikanische Ansprüche, 142—143. Der „Wooley Fund." Europäischer Kastengeist in Madras. Verwechslung englischer Sitten mit allgemeiner Sittlichkeit, S. 143. Duldung der Kaste im bürgerlichen Sinne schlimmer als Götzendienst? Mangel an Wissenschaftlichkeit und an höhern Strebungen, S. 144. Die „Unpragmatischen" Diener der Compagnie. Charakter der Ostindier, S. 145—146. Versuche den Ostindiern aufzuhelfen. Dr. Hunter's Gewerbschule, S. 146. Die Muhamedaner in Madras. Religionsmengerei zwischen Muhamedanern und Hindus,

S. 147—148. Ueber-Philanthropisten, S. 148. Die einheimische Beamtenwelt, S. 148—149. Eingeborne Kaufleute mit europäischen Artikeln, S. 149. Englische Schulanstalten seitens der Eingebornen, S. 149—150. Die sogenannte Hochschule, S. 150—152. Die „Vier Veda-Bekenntniß-Gesellschaft", S. 152. Ein heidnischer Anti-Missions-Prediger, S. 152—153. Eine tamulische Zeitschrift, S. 153—155. Herausgabe tamulischer Schriftwerke, S. 155. Tamulischer Gelehrtenstreit, S. 155—156. Theologische Schutz- und Trutz-Artikel, S. 156—157. Parallele zwischen Sivaismus und Christenthum, S. 157. Der Zeitungsschreiber und die Missionare, S. 158—159. Der Zeitungsschreiber und sein eignes Volk, S. 159—160.

IV. Reisen und Ausflüge von Madras.

Reise nach Nellore im Telugulande . . . . . S. 163

Aufbruch nach Palwy-Sattiram, S. 163. Die Natur in der Nähe von Madras, S. 163—164. Geistige Zehrung, S. 164. Reise-Unannehmlichkeiten, S. 164—166. Melancholisches Ruhehaus zu Gumdepundy. Der Weg nach Arumbauk, S. 167. Der dienstfertige Fuhrmann, S. 167—168. Der Weg nach Sulurpett, S. 168—169. Tudda. Der Mond in Indien, S. 169. Schifffahrt zwischen Sulurpett und Madras, S. 169—170. Der Weg von Sulurpett nach Nellabullah, S. 170. Sprachwechsel, S. 170—171. Rast unter einer Pippal zu Naidupettah, S. 171—172. Der Sornamukhy-Fluß. Wujili, S. 172. Der Weg von Gudur nach Nellore, S. 173. Das „heiße" Nellore, S. 173—174. Die Baptisten-Mission daselbst, S. 174—177. Missionspraxis der schottischen Freikirche. Der geräuschvolle Bungalow zu Nellore, S. 177. Rückkehr, S. 178. Reize des Bungalow-Lebens, S. 178—180. Ein Lampadi, S. 180. Der unpoetische „Wagenlenker", S. 180—181. Sein hörlustiger Schüler. Schnelle Kur, S. 181. Die Volksthümlichkeit der tamulischen Bibel, S. 181—182. Letzte Reisenöthe zwischen Nerumbalk-Choultry und Palwi-Sattiram, S. 182. Strauß mit einer Feldmaus, S. 183.

Reise nach Conjeveram . . . . . S. 183

Die „goldne" Stadt, S. 183. Uebliche Unannehmlichkeiten, S. 183—184. Von Sri Perumattur über Radja Sattiram nach Conjeveram. Aufwartung seitens der Behörden. Ein englisch gebildeter Krämer, S. 184. Ein heidnischer Missionsschullehrer, S. 184—185. Zwei „Lingaträger", S. 185. Etwas über das System derselben. Die Einwohner von Conjeveram, S. 186. Ekambara Swami- und Kamakschi-Pagode, S. 186—188. Christliche Beamte als „fromme Wohlthäter" der Pagode. Die Vaischnava-Brahminen. Eifersucht zwischen Vaischnavas und Saivas, S. 188. Das Hauptfest in Conjeveram. Lächerlicher Streit. Brahminenklage. Die „Dharmakartakkel", S. 189. Eine götzentolle Stimme, S. 189—190. Macht des indischen Götzendienstes, S. 190.

Ausflug nach Sadras . . . . . S. 190

Aufbruch nach Sadras, S. 190. Rayapettah. Triplicane. Mailapur. Adiar, S. 191. Rast in Pappan-Sattiram, S. 191—192. Der Weg nach Vanien-Sattiram, S. 192. Der Weg nach Tripalur. Heiligthümer daselbst. Pavalakkara-Sattiram. Puntscheri, S. 193. Der Weg nach Sadras, S. 193—194.

Aufenthalt in Sadras . . . . . S. 194

Der „Feuermonat." Regierungsgebäude aus holländischer Zeit, S. 194. Das alte Fort und der Gottesacker. Idyllisches Leben, S. 195—196. Die lutherische Gemeinde in Sadras, S. 196. Ein Zerrbild dämonischer Begeisterung im Pakka Sedil, S. 297. Ein Katechet bessern Schlages, S. 197—198.

Die sieben Pagoden . . . . . S. 198

Großsprecherische Liebhaber des indischen Alterthums, S. 198. Der Weg nach Mamallapuram. Die Kaste und das Geld, S. 199. Die südlichste Gruppe der Alterthümer, S. 199—200. Die Hauptgruppe, S. 200—201. Der Varaha-Swami-Tempel. Religiöser Charakter der Heiligthümer, S. 201. Die vollendetsten Sculpturen, S. 201—202. Die zwei Tempel am Meeresufer. Die Siebenzahl der Pagoden, S. 202. Rückkehr nach Madras, S. 203—204.

V. Die neuere christliche Mission unter den Tamulen.

Rückblick auf die ältere Geschichte der Ausbreitung des Christenthums . . . . . S. 208

Die Ueberlieferung in Bezug auf die Wirksamkeit des Apostels Thomas in Südindien, S. 208. Die ersten sichern Spuren der christlichen Kirche unter den Tamulen, S. 207—208. Die ältere römische Mission, S. 208—211. Die holländischen Missionsversuche, S. 221. Die ältere lutherische Mission, S. 211—217.

Die römische Mission . . . . . S. 218

Die Missionsanstalt von Lyon. Die Bedeutung von Pondichery für die römische Mission unter den Tamulen. Französische und irische Priester, S. 218. Statistik der römischen Mission unter den Tamulen vom Jahre 1839. Druckerei und „College" zu Pondichery. Rührigkeit der römischen Missionare. Das Schisma zwischen Rom und Goa. Der kirchliche Schwerpunkt der Goa-Schismatiker, S. 219—220. Die katholische Gesammt-Bevölkerung im Tamulenlande. Charakter der römischen Mission im Tamulenlande, S. 220. Abbé Dubois' Urtheil, S. 221.

Die Mission der anglikanischen Propaganda . . . . S. 221

Statistik von 1826 und 1836. Erster Aufschwung seit 1836. Die Anstrengungen der Gesellschaft während des folgenden Zeitraums und ihre Erfolge, S. 222—223. Tinnevelly, Ramnad und Puducottah, S. 223—225. Tanjore mit Cananguby, Vediarpuram, Budalur und Aneikadu, S. 225—227. Tritschinopoli, Erungalore, Madura und Dindigal, S. 227—229. Cudelur, Combaconum, Nangur und Nagapatam, S. 229. Vepery, St. Thomé, Punamalli mit Tripassore und Vallaveram, S. 229—230. Bangalore, Secunderabad, Vellore mit Chittur, S. 230—231. Grammar-School. Seminare. Organisation, S. 231. Charakter der Gesellschaft, S. 232. Zwei Klassen von Missionaren, S. 232—233. Stellung des Bischofs zu der Mission, S. 233. Grundsatz der Gesellschaft in Bezug auf die Gehalte der Missionare, S. 233—234. Das Missionspersonal, S. 234—235. Hebung der

eingebornen Arbeiter, S. 235—236. Literarische Bestrebungen. Feier des dritten Jubiläums, S. 236.

Die Mission der Londoner Independenten . . . . . S. 236

Charakter der Londoner Gesellschaft, S. 236. Erste Thätigkeit derselben in Südindien, S. 236—238. Charakter der Independenten-Mission. Allgemeine Statistik, S. 237. Madras und Tripassore, S. 237. Eigenthümliche Vorgänge zu Pondichery im Jahre 1849, S. 238—240. Salem, S. 240—241. Coimbatore, S. 241—242. Süd-Travancore, S. 242—243. Bangalore, S. 243—244. Eigenthümlichkeit in dem geographischen Verhältniß der Londoner Missionsstationen, S. 244. Aufgabe von Combaconum, S. 244—245.

Die Mission der kirchlichen Gesellschaft . . . . . S. 245

Erste Anfänge der kirchlichen Mission unter den Tamulen, S. 245. Miss. Rhenius, S. 246. Madras, S. 246—247. Tinnevelly, S. 247—248. Miss. Petitt über die Tinnevelly-Mission, S. 249—253. Verschiedene Urtheile über die Bildung christlicher Dörfer, S. 253—254. Kirchenbauten. Literarische Bestrebungen, S. 254. Organisation, S. 254—255. Charakter der Gesellschaft, S. 255.

Die Mission der Nordamerikaner . . . . . S. 255

Erste Thätigkeit unter den Tamulen, S. 255. Nord-Ceylon, S. 256—260. Madura, S. 260—262. Madras und Arcot, S. 262—263. Amerikanisches Glaubensbekenntniß, S. 263. Die Weisung der Gesellschaft für ihre Missionare, S. 263—264. Stellung der nordamerik. Missionare zur Enthaltsamkeitssache, S. 264. Methodistische Färbung, S. 264—265. Die nordamerik. Missionars-Frauen, S. 265—266. Financielles, S. 266.

Die Mission der Wesleyaner . . . . . S. 267

Erste Anfänge derselben, S. 266. Nord-Ceylon, S. 266—268. Madras, S. 268—269. Negapatam und Trivalur, S. 269—270. Manargudi und Tritschinopoli. Bangalore, S. 270. Verhältniß der Wesleyaner zur englischen Kirche, S. 270—271. Ebben und Fluthen in den wesleyanischen Gemeinden, S. 271. Häufiger Stationswechsel seitens der Missionare, S. 271—272. Eifriges Studium der Sprache, S. 272.

Die schottischen Missionen . . . . . S. 272

Spaltung in die Mission der Staats- und in die der Freikirche, S. 272. Ausschließlichkeit des Schulsystems, S. 272. Statistik, S. 273. Wie sich das Organ der Freikirche über den Stand der Dinge ausspricht, S. 273—274. Würdigung des Schulsystems, S. 275. Financielles, S. 275—276. Das gesammelte Gemeindlein, S. 276. Grundsätzliche Enthaltung von der Erlernung der Landessprache, S. 276—277. Strengkirchliche Verpflichtung der eingebornen Prediger. Uebertriebnes Zeitungslob, S. 277. Charakter der schottischen Missionare, S. 278.

Die lutherische Mission zu Leipzig . . . . . S. 278

Ursprung der Gesellschaft selbst, S. 278. Die Geschichte ihrer Thätigkeit in Ostindien, S. 278—280. Trankebar, S. 280. Tirumenjanam, S. 281—282. Porelar mit Puthenur, S. 282. Mayave-

ram, S. 282—283. Tritschinopoli mit Tanjore, S. 283—284. Madras und Sadras, S. 284—285. Der Zuwachs aus den Heiden; der Schulbesuch, S. 285. Anfänge kirchlichen Selbstunterhalts, S. 285—286. Organisation. Literarische Thätigkeit, S. 286. Was die Kenntniß der Volksliteratur dem Missionar gilt, S. 286—288. Die Vortheile der lutherischen Mission im Tamulenlande, S. 288.

Allgemeine Würdigung der protestantischen Missionen im Tamulenlande . . . . . S. 288

Offne Aussprache über die Mission, S. 288—289. Gesammtsumme der protest. Christen, S. 289—290. Ihre Vertheilung. Ihre bürgerliche Stellung, S. 290. Die Bemühungen der Missionare dieselbe zu heben, S. 291. Der religiös-sittliche Stand der Gemeinden, S. 292—293. Kirchlicher Selbstunterhalt, S. 293—296. Das Gemeindebewußtsein, S. 296—297. Der eingeborne Lehrstand, S. 297—300. Selbstregierung, S. 300. Bildung einer christlichen Literatur, S. 301—305. Wie weit ist die heidnische Literatur bemeistert? S. 305—309. Die allgemeine Wirkung der christlichen Missionen, S. 310—311. Charakter der gegenwärtigen Missionsbestrebungen, S. 311—312.

VI. Heimreise.

Vorbereitungen zur Abreise . . . . . S. 315

Ein unerwartetes Hemmniß, S. 315. Gefährliche Witterung, S. 316. Flucht nach St. Thomas-Mount, S. 316—317. Ein schlecht eingerichtetes Postschiff. Verdruß mit dem Gesinde, S. 317. Plage von Thieren, S. 317—318. Unterhaltende Thier-Scenen, S. 318. Angstvolle Tage und Nächte, S. 318—319. Eine Bleidecke auf der Natur, S. 320.

Seereise . . . . . S. 321

Gewaltsamer Anbruch des Monsums, S. 321. Der schlechte Hafen von Madras, S. 322. Schrecklicher Unfall in demselben, S. 322—323. Die beiden letzten Tage in Madras, S. 323. Abschiedsrede vor der Gemeinde, S. 324—327. Ein Seebild, S. 327—328. Landung in Point de Galle, S. 328. Abschied von Ceylon, S. 329. Zweck und Erfolg der Reise, S. 329—330. Ein junger tamul. Gelehrter, S. 330. Ein andres Seebild, S. 330—331. Die Küste von Afrika und Arabien, S. 331—332. Aden, S. 332. Fortschritte der Sumali's im Englischen, S. 332. Bunte Gruppen vor dem Gasthofe in Aden, S. 333. Ein Spaziergang im „Glücklichen Arabien." Zwei Sumali-Stutzer, S. 334. Kohleneinnahme, S. 335—336. Die arabische Küste. Bab el Mandeb. Mokka. Die Zebayer-Inseln. Djebel Tayer, S. 336. Fährlichkeiten des Rothen Meeres, S. 337. Schreckliche Ueberraschung, S. 338. Die Menschenwelt an Bord, S. 338—344. Rücksichtslosigkeit auf dem Schiffe, S. 344—345. Kastengeist der Engländer in Ostindien, S. 345. Das Schiffsleben, S. 345—348. St. Johns-Insel. Schidwan, S. 349. Ras Jehan. Wady Tawarik. Ankunft in Suez, S. 350.

Berichtigungen.

S. 96 Z. 6 von unten, st. „Perambatur" l. „Perumattur."
S. 194 Z. 4 v. u., füge nach „Statthalters selbst" ein „wenn nicht der Gerichtshof."

I.

Reiſe in das Innere von Ceylon.

Zweite Abtheilung.

Eine Fußtour nach Maturatta.

Am 24. Februar ſchon um drei Uhr des Morgens machte ich mich mit meinem landsmänniſchen Gaſtfreunde auf den Weg nach Maturatta im obern Hewahette-Diſtricte, hauptſächlich um das Leben der europäiſchen Pflanzer und der tamuliſchen Kulis in der tiefen Waldwildniß des innern Ceylons näher kennen zu lernen. Ein gerade abziehendes Regiment leitete unſre Reiſe mit klingendem Spiele ein.

Kaum waren wir öſtlich zu Kandy hinausgetreten, als uns eine hochromantiſche Natur umfing. Links unten die Mahavali-Ganga in dem feld- und gartenreichen Dumbera-Thale, das im Jahre 1803 in Folge ſinghaleſiſcher Verrätherei viel engliſches Blut getrunken; rechts hinan Berge, an deren Abhang die Straße hinläuft, oben mit Wald gekrönt und dicht am Wege mit Obſthainen, Reisanbau und menſchlichen Wohnungen geſäumt. Hie und da wälzt die Mahavali-Ganga ihre Wogen über-gewaltige Felsmaſſen, die an einer Stelle ſo dicht zuſammentreten, daß man, von Block zu Block ſpringend, trocknen Fußes an das jenſeitige Ufer gelangen kann. Die Straße wurde hinter Kondeſalle (ſechs engl. Meilen von Kandy) immer ſchlechter; ein Stündchen vor Harregamwa (ſechs engl. Meil von Kondeſalle) mußte ich den Wagen zurückſchicken.

Bei Harregamwa, wo der Weg nach Maturatta eine faſt ganz ſüdliche Richtung nimmt, betraten wir jenes ungeſunde Walddickicht, wo während der Kandy-Kriege ſo viele britiſche Soldaten elendiglich

umkamen. Die erſte Stunde ſtiegen wir allmählig bergan, die zweite ebenſo allmählich bergab — der Maha Oya entgegen; hie und da öffnete ſich eine lohnende Ausſicht in die Hewahetti- und Kandy-Berge. Mitten in dem Djangel ſahen wir einmal eine Hütte hoch auf einem Baume ſchweben, wahrſcheinlich zur Hut einzelner Felder in jener Gegend. Die Delüppe-Oya, einen Nebenfluß der Mahavali-Ganga, fanden wir ziemlich trocken, nicht ſo die Maha-Oya, einen andren Nebenfluß jenes Stromes. Da ich an einem ſtarken Schnupfen litt, ſo lud mich der Kuli, der unſere Sachen trug, auf ſeine laſtgewohnte Schulter, fiel aber in dem reißenden Gewäſſer mit mir um. Faſt hätten uns die von einem friſchen Gewitterregen geſtärkten Wellen hinweggeſpült.

Von nun an wieder ſteigend, ſchauten wir bald zur Rechten bald zur Linken, bald zu beiden Seiten, ſtets auf ſchöne Reisfelder in den Niederungen, die von waldgekrönten Bergen umſchloſſen ſind.

Wir kamen bald nach Hangranketty, früher eine Königsſtadt, jetzt ein paar Häuſer auf einer ziemlich räumigen Grasfläche, die, von Bergen geſchützt, in's Thal hinunterſchaut. Von dem königlichen Palaſte iſt kaum noch eine Spur zu ſehen; nur ein alter Buddhatempel mit trefflichem Schnitzwerk redet von den Tagen, die nicht mehr ſind. In der Nähe deſſelben entdeckte ich zwei bei einem Schuppen verbrauchte Steine mit Sculpturen: eine Königsgeſtalt und eine Gruppe fechtender Helden.

In Hangranketty ſprachen wir auf ein Stündchen in einem ſinghaleſiſchen Hauſe ein. Man machte uns eine Art Stuhl und Tiſch zurecht, und bald dampfte in einem gewaltigen Napfe der bräunliche Würztrank. Auf unſre Bitte ſchabte man uns etwas Jagary hinein. Welch ein Glück, daß der Mann, der ſchon Miene machte den Finger als Rührlöffel zu brauchen, ſich noch zeitig genug auf die „europäiſche Civiliſation" beſann. Als die Engländer Kandy in Beſitz nahmen,

fanden ſie zu Hangranketty eine bedeutende Kaffeepflanzung, deren Blüthe nur zu Blumenopfern gebraucht wurde. Auch vor dem Hauſe unſres Wirthes ſtanden mehrere Kaffeebäume, anſcheinend ohne alle Pflege. Hinter Hangranketty ging es meiſt bergan. Wie die Lieblichkeit des Anbaus, der immer reichlicher die ſchönen Thäler füllte, gegen die Majeſtät der Waldwildniß contraſtirte! Mitten unter ungeheuren Steinblöcken ſogar fanden wir Reis geſäet.

Die Mittagszeit verbrachten wir bei dem Schulmeiſter in Rickle-yasgodde, einem Miſchling, deſſen volle Gentleman's-Kleidung gegen die ſtallähnliche Hütte ſonderbar abſtach. Als wir um zwei Uhr weiter zogen, that ſich eine wundervolle Doppelausſicht auf: in das Hewahetti-Thal zur Rechten, in die Berge von Bintenne und Maturatta zur Linken. Der Weg ſtieg faſt ununterbrochen.

Hinter Polgahapittia nahmen die Berge immer mehr das Anſehen der Nilagiri-Hügel an: ſteile, grasüberwachsne Bergabhänge, waldbedeckte Schluchten, allenthalben über den Weg niederſchäumende Gießbäche! Wir erreichten noch vor Abend die Pflanzung des Herrn Cameron, ſonſt Mitglied des indiſchen Rathes in Calcutta, zu Rattungodde („Drei-Königs-Ort?“). Er ſelbſt kam uns in Pflanzer-Stiefeln, -Jacke und -Hut entgegen. Wir ſpeiſten mit ihm zu Nacht in der Wohnung ſeines Verwalters. Herr Cameron war eben damit beſchäftigt, für eine zeitweilige Ueberſiedlung ſeiner Familie aus England in dieſe entzückende Wildniß ein nettes Landhaus zu bauen. Er kannte Roer und Sprenger und ſprach hoch von Beiden. Ein kräftiges Abendeſſen und ein weiches Nachtlager erſetzten bald die verlornen Kräfte.

Am andern Morgen nahm ich die kaffeebaulichen Vorrichtungen in Augenſchein, die Herr Clerihew, der dortige Plantagen-Verwalter, ſo vielfach verbeſſert hatte, daß ihm ein darauf bezügliches Patent zu Theil geworden: eine ſehr intereſſante Maſchine zur Wegnahme der fleiſchigen Hülle, und gewaltige Dörren, zum Aus- und Einſchieben,

für die enthülſten Bohnen. Eine prächtige Waſſerrinne, an Stärke faſt wie ein Gießbach, durchzog die ganze Beſitzung; zum Bade lud ein brauſender Waſſerfall mit einem räumigen Becken.

Da waren Kaffeeplantagen auf allen Stufen der Entwickelung! An manchen Stellen hatte man eben erſt das Dickicht niedergehauen und verbrannt; noch überlagerten einzelne Waldrieſen, an denen das Feuer nichts geſchafft hatte, in wilder Unordnung die Seite des Berges mit ihren wie unverwüſtlichen Leibern; einige Stämme hatte die fällende Axt verſchont, — wie Todtengerippe grinzten ſie auf die jungen Kaffeepflanzen hernieder, die es ſich in der üppigen Fruchterde aus ihren Aeſten und Zweigen ſo wohl ſein ließen.

Meine kaffeeliebenden Leſer und Leſerinnen werden mir gewiß nicht gram, wenn ich hier eine kleine Lection über die kleine Bohne einſchalte, ohne die der „ächte deutſche Mann“ (die ächte deutſche Frau natürlich nicht ausgenommen) kaum noch leben kann.

Der „arabiſche Jasmin“ — dieſen Namen geben die Botaniker der Kaffeepflanze — muß aus dem „glücklichen Arabien“ ſchon ſehr frühzeitig nach der „würzigen Inſel“ gewandert ſein. Er macht einen netten Strauch — oder auch Baum: die Aeſte wachſen wechſelsweiſe in Paaren, wie bei den Nadelhölzern, und bilden durch ihre allmählige Verkürzung nach oben eine Pyramide. Die breiten Blätter zeigen ein glänzendes Grün; die oft in großer Fülle dicht darunter ſitzende Blüthe iſt ſchneeweiß.

Die aromatiſchen Eigenſchaften der Kaffeepflanze auf Ceylon entwickeln ſich am beſten auf einer Höhe von 3 bis 5000 Fuß über dem Meere. Je höher je beſſer, freilich bei ſorgſamer Pflege und froſtgeſchützter Lage; denn die Kaffeepflanze liebt neben mildem Klima verdünnte Luft.

Der beſte Kaffeeboden hat eine tiefe Chocoladen-Farbe, zerbröckelt leicht und iſt voll Felsblöcke und Steine, die während der Regenzeit

die Hinwegſchwemmung der Dammerde, während der Dürre aber die Verdunſtung hindern.

Das erſte Geſchäft des Pflanzers iſt die Anlegung einer Pflanzſchule. Er fällt den Urwald, wälzt die Aeſte und Blöcke auf eine Seite, gräbt die Erde einen Fuß tief auf, entfernt Wurzeln und Steine, macht Beete von ſechs Fuß Breite mit Gräben dazwiſchen, und legt dann die Bohnen nebeneinander, indem er ſtets einen Zwiſchenraum von ſechs Zoll läßt. Es braucht, je nach dem Grade der Feuchtigkeit und der Wärme, ſechs bis funfzehn Wochen, ehe die Bohne ausſchägt, und aber achtzehn Wochen, ehe ſich der junge Schößling verpflanzen läßt.

Nachdem der wilde Wald, an deſſen Stelle der „Kaffeegarten" treten ſoll, niedergeworfen und von der Sonne hinlänglich gedörrt iſt, läßt man Feuer darüber hinlaufen. Was an kleinerem Aſtwerk überbleibt, wird abgehauen und ſo gelegt, daß es weder den Pflanzen, noch den Arbeitern im Wege iſt; dort muß es langſam verrotten und ſo die Kräfte des Bodens erhöhen. Ein ſolcher „Kaffeegarten" mit wellenförmiger Oberfläche, mit vorſpringenden Felſen und dichtgeſäeten Stein-Blöcken liegt gewöhnlich an ſteiler Bergwand; geſchwärzte Baumſtämme mit ſpreizenden Aeſten geben ihm vollends das Anſehn, als ob er auf der Stelle einer eingeäſcherten Stadt ſtände.

Iſt der Grund geklärt, ſo werden ſechs Fuß von einander entfernte Löcher gegraben und dieſe mit guter Erde gefüllt. Bei einſetzendem Regen verpflanzt man die jungen Schößlinge aus der Pflanzſchule dahinein. Von nun an wird fleißig gejätet. Einige wirken der „ſpaniſchen Nadel, der Saudiſtel und der Elenn-Pflanze" — Unkraut, was auf den dortigen Bergen am unbändigſten wuchert — dadurch entgegen, daß ſie das Grundſtück mit Guinea- oder Limonen-Gras bepflanzen.

Der Kaffeebaum erreicht im natürlichen Zuſtande eine Höhe von

15 Fuß; in dieſer Höhe habe ich ihn meiſt bei den trägen Singhaleſen geſehen, die ſich gern mit 25 Procent weniger Ertrag begnügen, wenn ſie nur ihren Betel in voller Ruhe kauen dürfen. Die Pflanzer aber laſſen den Kaffeeſtrauch nicht gern über 3½ Fuß hinauswachſen.

Ein blühender Kaffeegarten gewährt in der That einen reizenden Anblick. Die weißen Blüthenbüſchel ſtechen gegen das tiefe Grün der Blätter ſehr hübſch ab; wie darüber hingeſchneit, ſehen ſie aus der Ferne aus. Von der Blüthe bis zur Ernte ſind acht bis neun Monate.

Die Frucht wächſt auf einem Stengel von einem halben Zoll in Büſcheln rings um die Knoten der Seitenzweige; ſie gleicht, wenn ausgewachſen, aber noch grün, einer kleinen Olive. Ein Monat vor der völligen Reife wird ſie gelb und zuletzt rubinroth. In dieſem Zuſtande nennt man ſie „Kirſche“. Nun muß ſie ſo ſchnell als möglich gepflückt werden. In ſehr hochgelegnen Pflanzungen kann man faſt das ganze Jahr hindurch Blüthen und daneben grüne und rothe Beeren auf einem und demſelben Strauche ſehen.

Wenn man die Kirſche öffnet, ſo ſtößt man zuerſt auf eine fleiſchige Maſſe („pulp“). Die Bohnen ſitzen in einer klebrigen Subſtanz („gum“), einer Hülle („parchment“), die, wenn getrocknet, dem Pergamente ähnelt, und einem Häutchen („silver“), das an die Goldſchlägerhaut erinnert.

Auf das Pflücken folgt das Trocknen, auf das Trocknen die Enthülſung (pulping) mittelſt einer eigens dazu erfundenen Maſchine. Die enthülſten Bohnen werden auf einen Haufen geworfen, bis die vorerwähnte klebrige Subſtanz in Gährung übergeht. Das dauert zwölf bis ſechsunddreißig Stunden. Nun tanzen die Kulis eine Weile darauf herum; ein darüber geleiteter Strom von Waſſer nimmt zuletzt alle Unreinigkeit hinweg. Jetzt iſt die Bohne fertig, ſie wird in das Magazin geſchafft, verpackt und nach Colombo befördert.

Erſt ſeit 1840 hat der Kaffeebau in Ceylon ſeinen eigentlichen

Aufſchwung genommen. Vom Januar 1841 bis zum December 1844 drängten ſich Hunderte von Speculanten nach „dem würzigen Eiland.“ Bis zum October 1846 hatte die Regierung 287,360 Acres Kaffeeland verkauft, und am 31. December 1847 waren davon bereits 50,070¾ Acres bebaut.[1]

Die genügſamen Kandyer, die Arbeit um Lohn faſt wie Sclaverei anſehen, gaben ſich nur ſo lange zur Arbeit her, bis ſie ein paar Rupi's verdient hatten. Schon im Jahre 1841 traten an ihre Stelle die Singhaleſen aus dem Niederlande, die zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften, als Trunk und Spiel, mehr Geld brauchen und daher auch arbeitwilliger ſind. Allein auch dieſe Arbeitsquelle, die in den Jahren 1841 bis 1843 Tauſende von Tagelöhnern lieferte, verſiegte in demſelben Maaße, als ſie den Letzteren die Taſchen füllte. Jetzt kennt man, in den Centralprovinzen, die Singhaleſen von der Küſte nur noch als Diener, Handwerker, Handelsleute und Kärrner. Im Jahre 1835 nahmen die armen Kuli's vom tamuliſchen Feſtlande den von den übermüthigen Singhaleſen weggeworfenen Arbeitszweig mit Freuden auf.

Gegenwärtig ſollen ſich die zur Zeit der Ernte in den ceyloneſiſchen Kaffeepflanzungen beſchäftigten Tamulen bereits auf mindeſtens 70,000 belaufen, und man glaubt, daß die tamuliſche Bevölkerung von Ceylon auf dem Wege der Einwandrung jährlich um 1000 zunimmt: denn obſchon die Meiſten nach Verlauf von ſechs bis zwölf Monaten in ihr Vaterland heimkehren, ſo bleiben doch auch Viele in Ceylon ſitzen. Sie wandern in Schaaren von 60 bis 300 Köpfen, ſtets unter der Aufſicht eines ſogenannten Kangani, aus Südindien herüber. Der Strich zwiſchen Tanjore und Nagerkoil entſendet dieſe Zugvögel faſt alle. Da gerade in dieſer Gegend die ſüdindiſche Miſſion ihre ergiebigſten Felder hat, ſo kann es nicht fehlen, daß unter denen, die als Tagelöhner für die Kaffeepflanzungen herüberkommen, auch Chriſten ſind. Wo ſollen die ihre geiſtliche Speiſe hernehmen?

Es ist wahr, die Baptisten-Mission hat einen tamulischen Missionar in Kandy angestellt, der nicht blos jeden Sonntag einen tamulischen Gottesdienst hält, sondern in der Woche auch selbst in den Urwald geht. Allein hierbei sind gar viele Aber. Es ist eben ein Baptisten-Missionar, der auf einen ganz eigenthümlichen Grund baut, und die getauften und ungetauften Tamulen wol so ziemlich über Einen Kamm zu scheeren neigt. Sodann ist es ein eingeborner Missionar, ohne die nöthige Bildung. Endlich ist es eben nur Ein Missionar; die tamulischen Tagelöhner aber sind in Hunderte von Kaffeepflanzungen zerstreut, und diese Kaffeepflanzungen liegen oft weit von einander weg, und beschwerliche Fußpfade, zum Theil durch ungesundes Waldbickicht, führen zu den meisten derselben. Dazu kommt, daß nach des Tages Last und Hitze den armen Arbeitern kaum ein Stündchen Zeit für den christlichen Unterricht des Missionars übrig bleibt, und wenn ja, daß es ihnen doch an der nöthigen Frische fehlt, demselben mit voller Aufmerksamkeit zu folgen, — den besten Willen vorausgesetzt. Der hungrige Magen und die erschöpften Glieder verlangen eben auch ihr Recht. Diejenigen aber, die dann und wann des Sonntags nach Kandy kommen, um sich mit neuen Reisvorräthen zu versehen, schlafen dann auch wohl lieber auf dem Bazar umher, als daß sie sich zur Kirche bemühen, — und wenn ja: welchen Grad der Andacht kann man von Leuten erwarten, die in der Woche blutsauer zu arbeiten und am Sonntag nach Kandy hereinzukommen haben, um sich für die nächste Zeit mit Lebensmitteln zu versorgen! Ich habe sie an einem Sonntage zu Hunderten auf dem Bazar in Kandy, so recht wie hingesäet, liegen sehen, und zu dem tamulischen Gottesdienst fanden sich nur ein paar ein. Ich weiß freilich nicht, ob und wie Viele darunter Christen waren.

Ich finde, daß der vorige Bischof von Madras, der im Jahre 1845 die Missionen in Tinnewelly besuchte, den Uebelstand schon damals

öffentlich zur Sprache gebracht und die Church-Miss.-Society dringend ersucht hat, einen reisenden Missionar in Kandy anzustellen, dessen einzige Beschäftigung es sein sollte, sich der armen Tinnewelly-christen auf den Kaffeepflanzungen im Innern Ceylon's anzunehmen. Bis jetzt ist noch nichts der Art geschehen, obschon das Bedürfniß so dringend ist, daß der christlich gesinnte Theil der europäischen Bevölkerung in jenem Theile Ceylon's den Unterhalt eines solchen Missionars ohne Zweifel sogleich übernehmen würde.

Die Pflanzer des Hewahette-Districts bieten, wie ich erst unlängst gelesen habe, dem englischen Geistlichen, der sich ihrer annehmen will — und der daneben auch unter den Kuli's arbeiten mag, — 150 bis 200 Pfund jährlichen Gehaltes an. Es mag schwer halten, den rechten Mann zu finden. Der Djangel mit seinen Beschwerden und zum Theil auch Gefahren hat nichts Anziehendes für den natürlichen Menschen, ausgenommen etwa für den Pflanzer, dem die goldene Aussicht auf unverhältnißmäßigen Gewinn die blutsauersten Opfer leicht macht.

Die geistliche Pflege der christlichen Kuli's hat einen ihrer wärmsten Vertreter in dem Herrn Murdoch zu Kandy, Secretär der singhalesischen Tractat-Gesellschaft, der damals für die Pflanzer selbst als „Schrift-Leser" sonntägliche Gottesdienste hielt und bei dieser Gelegenheit die Zustände der Kuli's genauer kennen lernte. Er reiste selbst nach Tinnewelly, um sich mit den anglikanischen Missionaren Thomas und Tucker zu besprechen. „Sechs von den besten Katecheten des Letzteren und zwei von des Ersteren Stab erboten sich sogleich als Freiwillige für die Arbeit in Ceylon."

Seitdem hat ein gewisser Herr Knight die Errichtung einer „Kuli-Mission" auf Ceylon im weitesten Sinne nicht minder warm bevorwortet. Er wünscht, daß die junge Kirche in Tinnewelly zur Bewährung ihrer innern Lebenskraft die nöthigen Kräfte und Mittel stelle,

die anglikaniſche Mutterkirche aber nur einen europäiſchen Oberleiter beſolde, und hofft, daß die Tamulen, deren Sprache den Reiſenden bereits von einem bis zum andern Ende der Inſel bringt, wenn einmal bekehrt, für die Singhaleſen ſelbſt zu einem Sauerteige werden ſollen.

So viel über die Kaffeepflanzungen und über die Arbeiter in denſelben.

Von der Pflanzung des Herrn Cameron in Rattungodde klommen wir noch am Vormittage zu der Pflanzung der Herren Adams und Elphinſtone Dalrymple hinauf nach Yaka bende kelle (Teufels-Band-Buſch?). Der Weg führte bald durch Kaffeeplantagen, die von ſchön gerötheten Beeren ſtrotzten, bald über Strecken gefällten Djangels, bald durch Pattina's — kahle aber grasbewachsne Bergflächen, — endlich aber unter dunkeln Laubgewölben hin. Immer ſteiler wurde der ſchmale Pfad, immer dichter der Urwald, — bis wir plötzlich auf ein freies Pattina hinaustraten, und dicht am Abhange des Maturatta-Thals das freundliche Häuslein auftauchte, das uns in dieſer paradieſiſchen Einöde ein gaſtliches Dach gewähren wollte.

Wir eilten ſogleich an die vortheilhafteſte Stelle der dortigen Ausſicht. An 1000 Fuß fallen die Felſen ſenkrecht hinunter, dann folgt ein zweiter, auch ziemlich ſenkrechter Abſatz von ähnlicher Tiefe, und endlich ein dritter deßgleichen; unten aber ſtrömt die Bellahul Oya, immer noch 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Nur mit grauſigem Entzücken kann man dahinunterſehen. Die Wolken, die anfangs das tiefe und breite Thal in einen Nebel-Ocean zu unſern Füßen wandelten, lichteten ſich allmählig. Hier und dorthin ſtiebend, ließen ſie bald ein grünes Reisfeld, bald eine Gruppe von Hütten, bald einen dunkeln Wald, bald den ſilbernen Fluß des Thales ſehen. Ein eben ſo ſchneller, als reizender Wechſel! Endlich brach die Sonne durch. Ueber das majeſtätiſch liebliche Thal ſahen wir nun die umgebenden Berge, in ſtets höhern Reihen, hintereinander emporragen; doch ließ ſich, bei immer

noch nicht ganz geklärter Luft, nur die erſte Umwallung deutlich erkennen. Nicht einmal der Pedrotallegalle bei dem nur acht engliſche Meilen entfernten Neura Ellia (ſ. Band IV, S. 312.) war ſichtbar.

Leider neigte es ſich bald wieder zu Regen, und der wurde mit der Zeit ſo ungeſtüm, daß er ſeinen Weg ſelbſt durch die Decke des Zimmers fand. Um ſo angenehmer klang das Gepraſſel der Flamme in dem traulichen Kamine, um welches ſich immer mehr, zuletzt bis an zwanzig Pflanzer der Nachbarſchaft ſammelten, — in breitkrämpigen Hüten, in langen waſſerdichten Stiefeln, in kurzen Röcken und in Gurt-getragenen Beinkleidern. Wie Moosroſen blühten die bärtigen Geſichter; man lachte und ſpaßte, man trank und rauchte. Die Seele der Unterhaltung aber war ein jugendlicher Neffe des alten Sir Charles Napier; die übermüthigen Pflanzer nannten ihn ſcherzweiſe den Radja. Nach dem Abendeſſen warf man der Augenweide halber einbrennendes Theerfaß in den nahen Abgrund; alle ſahen von einem überhangenden Vorſprung zu, — einige indem ſie ſich platt auf den Bauch legten, um dem feurigen Springer von Felsblock zu Felsblock zu folgen. Erſt ſpät nach Mitternacht ſuchten die luſtigen Geſellen ihr Lager. Wo ſie es in den engen Baulichkeiten fanden, weiß ich noch heute nicht. Die Meiſten betteten ſich wohl in die Magazine.

Das war denn alſo ein Tag unter den Pflanzern im ceyloneſiſchen Urwald. Ich muß dieſen das Zeugniß geben, daß ihre Heiterkeit ſich ſtets in den Schranken der Sitte zu halten wußte. Die erſten Pflanzer, die nach Ceylon kamen, ſollen in der Regel ziemlich rohe Burſche geweſen ſein, meiſt Bediente, denen Gehalt und Stellung an der Spitze untergebner und unterwürfiger Arbeiter wohl Gentleman-Launen, aber nicht Gentleman-Sitten beibrachte. Als wir am andern Morgen um ſieben Uhr Yakka-Bende-Kelle verließen, regnete es noch immer. Auf einem kürzern, aber ganz verwilderten Fußpfade eilten wir graden Wegs nach Polgahapittia (S. 5). Dabei peinigten uns

die bekannten Blutigel ſo ſehr, daß wir alle paar Minuten die Stiefeln ausziehen und dieſe lebendigen Kletten nicht ohne Blutverluſt losreißen mußten. Einmal ging es durch naſſes Gras, das uns faſt bis an's Kinn reichte; ein andermal ſtürzte ich in einen waſſergefüllten Graben. Hier ſah ich zum erſten Male, wie ein Singhaleſe das coloſſale Blatt der Talipotpalme zum Schutze wider den Regen brauchte. Ich hielt die ſonderbare Erſcheinung mit dem ragenden Gehäuſe hinten über Kopf und Schultern aus der Ferne für eine rieſige Vogelſcheuche — bis ſie ſich in Bewegung ſetzte.

In Polgahapittia ſuchten wir in einem ſinghaleſiſchen Hauſe eine angemeßne Füllung des noch ganz leeren Magens, vorerſt aber Trocknung der durchnäßten Haut und Kleider, und noch eher völlige Erlöſung von den Blutigeln. Dieſe hatten allmählig den ganzen Leib in Beſchlag genommen; einer ſaß mir ſogar zwiſchen den Fingern. Von dieſen blutgierigen Feinden befreit, wickelte ich mich wonneſamlich in meine wollene Decke, während die Kleider über dem luſtigen Feuer trockneten, und als nun gar Kaffee und Eier, Reisbrot und junge Kartoffeln auf den Boden vor uns hingeſetzt wurden, ſo fehlte uns zur irdiſchen Glückſeligkeit in dem „paradieſiſchen Ceylon“ auch gar nichts.

Der Himmel hatte ſich unterdeß ein wenig gelichtet. Wir kamen ſchnell nach Hangranketty. Die Maha Oya aber war von dem letzten Regen ſo angeſchwollen, daß uns beim Durchſchreiten derſelben das Waſſer bis an den Hals reichte. Beinah hätte uns der Strom, der in der Mitte förmlich wild war, über die querübergelegten Steine hinweg in ein tiefes Loch geriſſen. Wir hatten acht bis zehn Zuſchauer, während wir uns durchkämpften. Das Schlimmſte war, daß unten alles voll großer Steine lag; es brauchte lange, ehe man den Fuß weiter ſetzen konnte und durfte.

Noch ein paar Meilen vor Harregamwa überließ uns ein engliſcher

Pflanzer sein Pferd, auf dem wir nun abwechselnd den Rest der Wildniß durchritten. In Harregamwa selbst nahm uns derselbe freundliche Herr in seinem Wagen mit nach Kandy.

Was ich außer müden Beinen, zerrissenen Kleidern, reicher Belehrung und angenehmer Erinnerung aus den Hochgebirgen von Ceylon noch mitbrachte, war sogenanntes Limonengras, das dort ganze Berge überwuchert. Es hat in der That den Limonengeschmack, scheint aber nur dem rohen Gaumen des Büffels zu munden. Man braucht es gern zur Dachbedeckung.

Von Kandy nach Colombo. Letzter Aufenthalt daselbst.

Noch hatte selbst Ram Swami, — so hieß der stärkste, wildeste und schönste unsrer Ochsen — unsre Bergfahrt nach Neura Ellia nicht ganz verwunden, als wir am 20. März unsre Rückreise nach Colombo antraten. Bis in die Herberge zu Kaduganava (B. IV, S. 275) an der Spitze des berühmten Bergpasses begleitete uns unser lieber Landsmann, der uns unsern Aufenthalt in dem fremden Kandy angenehm zu machen nach Kräften gesucht hatte. Das Auge, das uns beim Abschied in Kaduganava so heimaths-wehmüthig nachblickte, hat sich seitdem, just an der Schwelle des Morgen- und des Abendlandes, für immer geschlossen. Eine böse Dyssenterie trieb ihn der Heimath entgegen, in Alexandrien aber ereilte ihn ein noch böseres Fieber. Ruhe seiner Asche! Friede seiner Seele!

Mit den Ochsen unsres singhalesischen Wirthes reisten wir am andern Morgen weiter. Erst ein paar Stündchen hinter Utuankandy

ließen wir ſie zurückgehen. Wir ſelbſt verbrachten die allerheißeſte Zeit des Tages in der Hütte eines ſinghaleſiſchen Krämers dicht an der Landſtraße. Hier hätten auch die härteſten Augen weinen können, — ein ſo dicker Rauch erfüllte die Räume, denen ich den großartigen Namen einer Hütte beigelegt habe. Die Leutchen ſelbſt waren gar gutherzig; als ich mich müde und krank zugleich auf meine geflochtene Matte hinſtreckte, brachte mir der Herr des Hauſes ein Fußbänkchen als Kopfkiſſen.

Auf unſrer Weiterreiſe am ſpäten Nachmittage ſtießen wir auf coloſſale Karren, haushoch mit Zimmerholz beladen, und von je vier Elephanten gezogen, auf deren einem der Treiber mit dem Stachel ſaß. Wie Fuhrwerke aus einer andern, einer Rieſenwelt, ſo kamen uns dieſe Karren vor. Die Angſt um unſre nun auch am Halſe blutenden Ochſen und ein ſtets drohendes Ungewitter: dieß beides verbitterte uns je länger je mehr allen Naturgenuß. Wir waren glücklich, als wir noch vor einbrechender Nacht bei dem Gaſtfreunde in Ambanpittia (B. IV, S. 274) anlangten. Umſonſt bemühten wir uns hier für die nächſte Tagereiſe Miethochſen aufzutreiben. Dreimal wurde uns ein Paar zugeſagt, dreimal wieder abbeſtellt.

Ich war bis hieher faſt immer zu Fuß gewandert; am andern Morgen, wo wir ſchon um drei Uhr aufbrachen, bekam ich eine Begleiterin. Schon brannte die Sonne heiß hernieder, als wir, noch eine gute Stunde vor Ambapuſſe, abermals in einem ſinghaleſiſchen Hauſe einſprachen. Das war eine allerliebſte Herberge. Man räumte uns das Sopha ein — den ſteinernen Sitz am Eingange — und geſtattete uns den Gebrauch des Gärtchens hinter dem Hauſe zu Waſch- und Kleidezimmer. Die Hühner gackerten wie bei uns, und ein Aeffchen zeigte ſeine niedlichen Künſte. Auch ein religiöſer Bettler, der Geld zu einem Opfer ſammelte, ließ ſich ſehen; in den Händen eine Schelle und eine Büchſe, blies er mehrmals auf der Sankha-Muſchel. Die

singhaleſiſche Hausfrau aber ſah mit Verwunderung auf die ſtrickenden Finger meiner Begleiterin, und zahlte den Tribut ihrer Bewunderung in ſchönen Bananen von einer Traube, die an ſiebzehn Ringen wohl 350 Früchte zählte. Nachdem wir in der Kühle des Abends noch ein paar Stündchen weiter gegangen, fand ich — zum erſten Male in meinem Leben — im Hauſe eines Muſelmanns ein gaſtliches Nachtlager. Rings um mich ſchliefen im engſten Raume der Jünger des falſchen Propheten gar viele. Meine Reiſegefährtin betete ſich im eignen Hauſe — im Wagen — mitten auf der Landſtraße.

Eine vierſtündige Tour brachte uns am andern Morgen nach dem Raſthauſe zu Beangodde. Das iſt ſo angenehm auf dieſer Straße, daß man faſt allenthalben Kaffee und Reisbrot kaufen kann. Wir kehrten an jenem Morgen nicht minder als zweimal ein, um einen „Napf Kaffee“ zu ſchlürfen. In Beangodde ſelbſt, wo wir über einen Tag Raſt hielten, koſteten wir die erſte ceyloneſiſche Ananas, die auf dieſer Inſel ſo gut wie wild wächſt und ſo viel wie nichts koſtet. Sie übertraf die indiſchen, die wir bisher genoſſen, an Würze, Saft und Weiche bei weitem. In Colombo ſahen wir nachher ganze Fuder dieſer eben ſo ſchmackhaften als gefährlichen Frucht.

Nun hatten wir bloß noch zwei ganz kleine Tagereiſen vor uns. Die erſte bis Heneratgodde verlief „ſpiegelrein und eben;“ bald nach Anfang der zweiten aber, bei ſchon einbrechender Nacht, that es einen Krach: die Nägel hatten nachgegeben; hier ſtand der Wagen, dort lag die Deichſel. Ein Glück, daß grade ein paar Tamulen des Weges kamen, und von Gefährt und Laut der Heimath angezogen, ihre Dienſte antrugen. Die Deichſel wurde mit einer Maſſe von Stricken möglichſt feſt gebunden.

Noch einmal machte ich für ein paar Stündchen der Nacht von der singhaleſiſchen Gaſtfreundſchaft Gebrauch. Man überließ mir den beſten Platz im Hauſe — den ſteinernen Sitz — und tractirte mich mit Kaffee

und Reisbrot. Sobald der Mond seine Fackel aufsteckte, stahl ich mich leise über meine singhalesischen Schlafgenossen unten am Boden hinweg, und ließ zum letzten Male anspannen. Noch in der Morgendämmerung erreichten wir das Haus unsres alten Gastfreundes in Colombo, — froh, daß nun das Innere von Ceylon überstanden war. Schade, daß diese Wunderrose für uns so garstige Stacheln hatte. Ich rathe Niemandem, das Innere Ceylon's in Gesellschaft tamulischer Ochsen zu bereisen; es sind sonst gar liebe Gesellen; aber das wissen sie wahrlich nicht zu schätzen.

Wir blieben noch vierzehn Tage in Colombo bei unsrem lieben Gastfreunde. Während dieser Zeit lernten wir Stadt und Umgebung ziemlich kennen. Der Kalany-Fluß, der die Bucht von Colombo kreuzt, bildet eine Schranke, die den äußern von dem innern Hafen trennt. Der letztere wird hauptsächlich von einheimischen Barken und kleinen Landbrigs besucht. Der erstere hat das Unangenehme, daß von Mitte Mai bis Mitte July, wenn der Westmonsum am heftigsten wüthet, und dann wieder von Anfang December bis Ende Januar, bei vorherrschendem Küstenwind, der Waarentransport zwischen den Schiffen und der Küste zuweilen mehrere Tage nach einander unterbrochen wird. Die beste Zeit zum Ein- und Ausladen ist Februar, März und April. Wie glücklich für die Pflanzer! Das ist gerade die Zeit, wo die größten Kaffee-Massen aus dem Innern anlangen.

Im Fort — einem unregelmäßigen Achteck auf einer felsigen Halbinsel — war ich mehrere Male. Ich besuchte dort die Central- und Normalschule (B. IV, S. 288). Die Zöglinge führten fast alle portugiesische Namen, deren manche mit dem prächtigen „Don" verbrämt waren. Es giebt ja selbst unter den reinblütigsten Singhalesen Migel Fernando's und Don Christoffel's. Die Zahl dieser Schein-Europäer aus der portugiesischen Zeit her mehrt sich übrigens auch noch heut zu Tage: man legt eben Hosen und Weste, Hut und Schuhe an und

der Europäer iſt fertig. „Du nennſt mich „„Don Louis;““ Ich bin ein Cavalier wie andre Cavaliere.“ Die Schuhe drücken zwar den ſonſt barfüßigen Don im Anfang; aber Hochmuth will ja gern Zwang leiden. Sieh nur, wie er vor jedem Europäer ſittiglich den Hut zieht.

Dicht bei den obgenannten Anſtalten iſt die mit einer Gießerei verbundene Druckerei der Wesleyaner — und die Kapelle.

In dem Büreau des Herrn Elliot, der damals den Colombo Observer herausgab, ſah ich die gefeierten Brieftauben, die ihm von Point de Galle her oft in 1¾ Stunden die neueſten Nachrichten aus Europa brachten. Sie leiſteten auch andern Leuten oft ſehr gute Schnellpoſt-Dienſte, wie z. B. jenem Paſſagier für Singapore, der den Aufenthalt des Dampfſchiffes in Point de Galle zu einer Tour nach Colombo benutzt hatte, indem ſie noch zu rechter Zeit die Kunde brachten: „Wenn Sie nicht heute Nacht nach Galle zurückkehren, ſo finden Sie das Dampfſchiff abgegangen.“ Der Herr beſtellte ſogleich Extrapoſt und kam grade noch vor Thorſchluß an. — Man ſandte die Tauben ſtets ein paar Tage vor der erwarteten Ankunft des europäiſchen Dampfſchiffes mit der „Mail-Poſt“ nach Galle, — und zwar offen in einem angehängten Käfig, damit ſie den Weg nicht verfehlen möchten, wenn ſie, in Galle mit dem Extract der Weltereigniſſe beladen, ſich von der „Sehnſucht zu dem Gatten“ wieder nach Colombo „ziehen“ ließen.

Die „Kings street“ iſt die ſchönſte Straße. Tulpen und Brotfruchtbäume beſchatten ſie. Hier ſiehſt du das Schloß des Statthalters, das „Queen'shouse“ genannt wird. Dieſem faſt gegenüber liegt die Bibliothek mit einem öffentlichen Leſezimmer. Die räumige Verandah wird von Bäumen lieblich beſchattet und vom Meere noch lieblicher angehaucht. Die Muſen Colombos konnten ſich einen anmuthigeren Sitz nicht ausſuchen.

Die beliebteſte Promenade — Galle Face — bildet zum Theil das

Glacis des Forts. Eingeſchloſſen von dem Meere auf der einen, von dem See Colombos auf der andern Seite, ſtreckt ſie ſich wohl eine Viertelſtunde weit an der Küſte hin. Die wett- und wagluſtige engliſche Herrenwelt brauchte dieſelbe gelegentlich auch als Rennbahn.

Die Vorſtädte — Pettah genannt — ziehen ſich vom Fort aus in nördlicher Richtung drei bis vier engliſche Meilen in der Nähe des Meeres hin. Die ſolid mit Eiſenſtein gebauten und mit Verandah's verſehenen Häuſer haben ein bürgerliches, aber wohnliches Anſehn. Einige Straßen ſind auf jeder Seite mit einer Reihe ſchattiger Bäume bepflanzt.

Den angeſehenſten Theil der Bevölkerung (50,000 Seelen?) bilden die ſogenannten „Burghers," entweder Hindu-Portugieſen, oder Hindu-Holländer. Aus dieſen Leuten mit zwei Zungen vornehmlich nimmt die Regierung ihre Schreiber. Sie führen zwar den Namen „Europäer" und werden vor Gericht als ſolche behandelt, zählen aber in der europäiſchen Geſellſchaft doch nicht für voll. Auf die Singhaleſen ſind ſie in Folge dieſer ihrer Stellung ſehr eiferſüchtig, — wollten ſie doch alle Eingeborne von dem Mitgebrauche ihrer „Pettah-Bibliothek" ausſchließen, — gegen die Europäer aber, ganz wie die ſogenannten Halbkaſten in Indien, äußerſt empfindlich. Ihnen darf natürlich der europäiſche Hut um keinen Preis fehlen; er iſt ja das Wahrzeichen des Gentleman, und eines ſolchen ſind ſie in hohem Grade bedürftig. Mag ſich der Hut in noch ſo gedrückten Umſtänden befinden, es iſt doch immer ein Hut; die gute Münze gilt, auch wenn das Gepräge faſt abgegriffen wäre.

Die Singhaleſen ſind die eigentlichen Ackerbauer. Sie lieben aber nebenher Lieferungscontracte, pachten Brückzölle und Arrak-Läden und haben auch theilweiſe ein Aemtchen zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung inne.

Die Muſelmänner von Colombo haben ſich ſeit der Einführung

des Kaffeebaus noch um ein Bedeutendes gehoben. Hausiren und Kleinhandel sind ihre Hauptbeschäftigungen. Da sie meist tamulisch reden, so sind sie wahrscheinlich von dem gegenüberliegenden Festlande her eingewandert. Sie sind bei weitem duldsamer als ihre Glaubensbrüder in Ostindien, dennoch ist auf ganz Ceylon ihrer Keiner noch zum Christenthum übergetreten; wohl aber hat ein abtrünniger Engländer sich in ihre Reihen gestellt.

Jedermann muß zur Instandhaltung und Verbesserung der Straßen und Brücken jährlich sechs Tage Kuli-Arbeit liefern. Nur diejenigen Tamulen, die, wenn die Reissaat beginnt, zum Festlande zurückkehren, sind von dieser Verordnung ausgenommen. Unter der seßhaften Tamul-Bevölkerung von Colombo findet man ziemlich wohlhabende Kaufleute.

Ich besuchte eines Sonntags auch die tamulisch-anglikanische Kapelle, die in Mutval auf einem luftigen Hügel dicht am Meere liegt. Die Gemeinde, — drei bis vier hundert Tamulen aus der holländischen Zeit — wurde damals von einem jungen Manne bedient, der, in dem anglikanischen Seminar zu Jaffna erzogen, der Gemeinde von dem anglikanischen Bischof — so hört' ich — aufgedrängt wurde. Dieser tamulische Caplan machte schon in der Sacristei, wo ich ihn zuerst sah, einen nichts weniger als angenehmen Eindruck; er copirte dazu den feinen Engländer zu genau und dabei doch zu roh. Auf der Kanzel aber steigerte sich der ungünstige Eindruck noch viel höher. Seine tamulische Predigt hatte der guten Eigenschaften nur eine; sie dauerte nicht über eine Viertelstunde. Sie bestand aus einigen elendiglich zusammengeleimten Bibelsprüchen ohne allen Guß, und dazu war der Vortrag ohne den geringsten Fluß. Unter den vierzig bis funfzig Zuhörern bemerkte ich auch drei Frauen, die sich ihrer Kleidung nach recht wohl in einem Pariser Salon hätten zeigen können. Die etwas unruhigen Beine freilich verstanden sich noch nicht recht auf euro-

päiſchen Anſtand, während die fein beſchuhte Hand das höchſt elegante chineſiſche Fächerchen ganz modig ſchwang.

Von der Kapelle machen wir einen Sprung nach dem Gefängniß. Das war ſonſt eine rechte Freiſtätte der Faulheit; in neuerer Zeit hat man die Erlernung von Handwerken eingeführt. Allein nur ein paar Gefangene wollten die Regierung „ihren Feind" durch ihrer Hände Arbeit bereichern; man mußte ihnen durchaus eine kleine Vergütung für Fleiß und Geſchick zuſichern. Auch zum Beſuch der Gefängniß-Schule und -Kapelle ſucht man ſie durch gewiſſe Vortheile zu reizen. „Jede in Schule und Gottesdienſt aufmerkſam verbrachte Stunde ſoll den Gefangnen zu gute kommen, die für mehr als drei Jahre verhaftet ſind." Wenn doch alle Nichtverbrecher ſo rückſichtsvoll behandelt würden.

Daß die Gefangenen alltäglich eine gute Portion Reis und Kari bekommen, ſtand ihnen allen zwar nicht „an der Stirn," wohl aber auf dem Bauch geſchrieben; die meiſten ſahen faſt fett aus.

Am intereſſanteſten war mir ein Vedda.[2] Er hatte einen hohen Hinterkopf, ſtarkes ſchwarzes Haar, einen kurzen Hals und ein kräftiges Geſicht mit ziemlich einfältigem Ausdruck. Einen auffallenden Unterſchied zwiſchen ihm und einem Singhaleſen konnte ich nicht entdecken. Es war übrigens ein ſogenannter „Dorf-Vedda."

Die Vedda's, die offenbar die Urbevölkerung in ihrer reinſten Form darſtellen, bewohnen, im Oſten der kandyſchen Hochgebirge, einen waldigen Strich von vielleicht 1500 engliſchen Geviertmeilen, von der Provinz Bintenne im Norden bis zu der Provinz Mahagampattu im Süden, mit Ausnahme jedoch des Küſtengürtels. Man ſpricht von Wald- und von Dorf-Vedda's. Die letztern nämlich bauen ſich aus Aeſten, Zweigen und Rinde eine Art Hütte, die, an einen Baumſtamm gelehnt, oft nach allen andern Seiten hin dem Wind und Wetter freien Ein- und Durchzug geſtattet. Aber auch ſie bleiben ſelten länger als vier bis fünf Tage an einem Orte wohnen.

Die Länge ihres Aufenthaltes richtet ſich ſtets nach ihren Jagderfolgen, ſo wie nach der Menge der Wald-Yam's, des wilden Honigs u. ſ. w. in der Nachbarſchaft. Die Hauptwaffe auch der Dorf-Vedda's iſt Bogen und Pfeil, beides in der Regel aus dem Holze der Arekapalme. Die Sehne für den Bogen gewinnen ſie aus der Faſer der wilden Banane; den Pfeil verſehen ſie mit einem etwa vier Zoll langen Eiſen in Form einer zugeſpitzten Meſſerklinge. Sie machen Jagd auf Elennthiere, Rehe und ſelbſt Elephanten; das Fleiſch des erſtern iſt ihre Hauptnahrung. Sie verzehren es geſotten oder geröſtet mit Yams und andern eßbaren Waldwurzeln. Können ſie nicht alles bewältigen, ſo wird der Reſt in Stücke geſchnitten und auf einem hölzernen Rahmen am Feuer gedörrt; man taucht es dann in Honig, verpackt es ſorgfältig in Baumrinde und hängt es für künftige Fälle an einem Baume auf. Der Vedda in dem Gefängniß zu Colombo wußte kein Beiſpiel, daß je Einer ſich an dieſen „Djangel-Magazinen" vergriffen hätte. Er meinte, Alle würden ſich in einem ſolchen Falle wie Ein Mann erheben und nicht eher ruhen, als bis ſie die ganze Familie des Räubers ausgerottet. Auch der bitterſte Mangel kann ſie nicht zum Ackerbau bewegen. Ihr letztes Mittel den Hunger zu ſtillen iſt die Rinde des wilden Mango-Baums, die ſie dann zerſtoßen und mit etwas Waſſer genießen.

Fieber und Ruhr ſind ihre beiden Hauptkrankheiten. Das erſtere ſuchen ſie dadurch zu heilen, daß ſie den Kranken mit warm Waſſer begießen und ihm kein Fleiſch zu eſſen erlauben. Gegen die Ruhr ſuchen ſie Schutz in der Rinde von drei verſchiednen Bäumen; dieſe ſind der wilde Mango, der Kubuck und der Rattumahl.

Ihre Heirathsgebräuche ſind mehr als einfach. Der junge Mann frägt die Aeltern und kehrt, wenn dieſe einverſtanden ſind, nach einigen Tagen mit Geſchenken wieder, als Rehfleiſch, Honig, Wachs und was ſonſt der Wald mit ſich bringt. Noch an demſelben Tage — ohne Sang

und Klang — geht das junge Weib mit ihm nach Hauſe. Gebärt ſie ihm Kinder, ſo denkt er, trotz der loſen Form der Ehe, nicht leicht an Trennung, und wäre ſie auch eine Xantippe.

Stirbt Jemand, ſo gräbt man mittelſt eines ſpitzigen Stockes eine etwa zwei Fuß tiefe Grube, ſteckt den Leichnam hinein, und geht ſeines Weges. Macht das Graben Schwierigkeit, ſo legt man den Todten auch wohl in die Nähe eines fließenden Waſſers und häuft Blätter und Zweige darüber.

Der Vedda im Gefängniß, deſſen Mittheilungen ich hier in der Kürze wiedergegeben habe,[8] hatte kaum eine Idee von einem höchſten Weſen. Er ſagte: „Ich ſehe die Sonne jeden Morgen auf- und jeden Abend untergehen; das iſt alles, was ich weiß. Doch hab' ich einmal einige Leute meines Volkes von einem höhern Weſen „Wallyhamy" reden hören." Zu dieſem höhern Weſen betete er aber nie; er fürchtete ſich nur vor den Zaubereien der Teufelsdiener, von deren Exiſtenz er vernommen hatte.

Seine ſonſt ſo matten Augen leuchteten, ſo oft die Rede auf Bogen, Pfeil und Hunde fiel. Im Uebrigen zeigte ſich das Licht ſeines Geiſtes als ein ziemlich kleines Fünkchen; er hatte in drei Monaten nur neun ſinghaleſiſche Buchſtaben bemeiſtert, und über ſechs hinaus bis achtzehn zählen lernen. Auf Grund ſeiner „thieriſchen Unwiſſenheit" war denn auch ſein Todesurtheil in mehrjährige Haft bei „harter Arbeit in Ketten" verwandelt worden. Er war nämlich zum Mörder an einem Singhaleſen geworden, der ihm ſeine beiden Jagdhunde erſchlagen hatte, bloß weil ſeine Frau demſelben einen Tribut an Rehfleiſch zu verweigern wagte.

Im Jahre 1840 richtete zuerſt Mackenzie, der engliſche Beamte von Battikaloa, ſeine Gedanken auf die Geſittung dieſes verkommenen Menſchenſchlages. Sein eben ſo menſchenfreundlicher Nachfolger Atherton begab ſich ſelbſt in den Djangel, um die Zuſtände der Vedda's

näher kennen zu lernen. Einer der wesleyaniſchen Miſſionare in Batikaloa begleitete ihn.

Die Wesleyaner haben ſeitdem eine Miſſion unter denſelben errichtet. Sie zählten im Jahre 1851 etwa funfzig Getaufte in zwei Vedda-Dörfern an der Küſte in Naraſivantivu und Patale. Dagegen zeigte ſich die Miſſion unter den Vedda's weiter landeinwärts, in der Provinz Bintenne, faſt fruchtlos. Beinah alle Getauften hatten ſich wieder an dem herrſchenden Teufelsdienſte betheiligt; viele waren auf's neue der Wildniß zugeeilt, um dort Freiheit und Herrſchaft mit dem König der Wälder, dem wilden Elephanten zu theilen; alle hatten den begonnenen Anbau vernachläſſigt; die Bäume waren aus Mangel an Bewäſſerung abgeſtorben, die Saaten von dem Fuß der Elephanten zertreten. Leider ſind die neueſten Berichte der Wesleyaner über die Arbeiten und Erfolge unter den Vedda's je länger je ſtiller geworden.

Das Haupt der wesleyaniſchen Miſſion unter den Singhaleſen iſt Herr Gogerley in Colombo. Von ihm, der ſchon ſeit langen Jahren in Ceylon ſtationirt iſt, hörte ich viel Intereſſantes. Die ſogenannten Regierungschriſten würden ſelten wieder reine Buddhiſten; ſie glaubten eben das Evangelium und die Lehre Buddha's mit einander vereinen zu können. Die eingeborenen Mitglieder auch der wesleyaniſchen Gemeinſchaft ſtammten faſt ſämmtlich aus ihnen; dieſe ihre Chriſten wären aber meiſt arm, indem der reichere Theil ſich der „established church“ als der modigſten Kirche anſchlöſſe.

Ich war auch bei dem anglikaniſchen Biſchof, den mir die Diſſenter als einen Puſeyiten ſchilderten. Ich fand dieſen Kirchenfürſten ziemlich kühl, trocken und einſilbig, vielleicht weil ich von einem Diſſenter-Geiſtlichen begleitet war. Er hatte eben einen harten Strauß, hauptſächlich mit ſeinem Archidiaconus auszufechten, der es für unweſentlich erklärte, ob man bei der Vollziehung einer Taufe das Haupt des Täuflings berühre oder nicht. Der Biſchof hatte außer dem tamu-

liſchen Caplan, den wir bereits kennen, auch einen portugieſiſchen und einen ſinghaleſiſchen. Er ging damit um, zur Heranbildung einer eingeborenen Geiſtlichkeit eine Art „College" zu errichten. Dieſes iſt ſeitdem in's Leben getreten. Der Vorſteher desſelben, der zugleich den engliſchen Caplan macht, ſoll ganz in den puſeyitiſchen Fußtapfen ſeines Biſchofs wandeln. Das aber müſſen ihm ſelbſt die Baptiſten laſſen, daß er ein „ernſter Mann" iſt — und die engliſche Liturgie, ſelbſt für ein Diſſenterohr, „ſehr ſchön zu intoniren verſteht." Sie werfen ihm nur vor, daß er die heiligen Sacramente nicht, wie ſie, unter die „ſchwachen und dürftigen Satzungen" (Gal. 4, 9) rechnet.

An der Spitze der Baptiſten-Miſſion in Colombo ſteht Herr Allen. Auch ihn ſuchte ich in ſeinem faſt prächtigen Hauſe auf. Ich hatte ordentlich Mühe, ihm die Frage, wie die Engländer ſagen „heim zu bringen," ob es denn unter ſeinen eingebornen Chriſten auch ſolche gebe, die nicht ſchon vorher getauft waren. Zuletzt ergab ſich, daß nur ſehr wenige derſelben den reinen Buddhiſten entſtammten. Daran ſchloß ſich die naive Erklärung: „In der That, wir fragen unſre Leute nie danach, ob ſie ſchon getauft ſind."

Einen ſehr angenehmen Tag verbrachten wir bei dem literariſchen Gönner desſelben, Herrn Elliot, Herausgeber des Colombo-Observer. Dieſer bewohnte damals ein Haus, das auf einem Felſen am Meeresufer überaus anmuthig gelegen war. Ganz in der Nähe ſtand eine anſehnliche Kirche der römiſchen Chriſten, die bekanntlich die ganze Weſtküſte der Inſel — gleichſam ſäumen. Auch Herr Elliot wußte den ſchönen Zug der römiſchen Fiſchersleute zu rühmen, die, als ihnen eine Steuer von etwa 6000 Pfund erlaſſen wurde, dieſe nicht unbedeutende Summe zum Beſten ihrer Kirche freiwillig fortzugeben beſchloſſen. Die Steuer wird für dieſen Zweck alljährlich verpachtet.

Die anglikaniſche Miſſion hat ihren Mittelpunkt nicht in Colombo, ſondern in Cotta, jener alten Königsſtadt zur Zeit der Portugieſen.

Da der Ort nur anderthalb Stündchen von Colombo entfernt iſt, ſo verfehlte ich natürlich nicht, mich auch dorthin zu begeben.

Ein netter Weg führt nach Cotta. Da aus dortiger Gegend her der Markt von Colombo vielfach verſorgt wird, ſo ſtießen wir auf eine Menge Leute, die Ananas, Kaſch-Nüſſe, Kokos u. ſ. w. zu Markte trugen. Wir kamen, noch dicht bei der Stadt, durch die viel gefeierten Zimmtgärten, welche die britiſche Regierung zum Theil verkauft hat. Ich fand ſie in ziemlich verwildertem Zuſtande. Die Zimmtbäume, die man nicht über die Strauchform hinauswachſen läßt, ſehen faſt wie Birnbäumchen aus. Die kleine weiße Blüthe bildet Büſchel; ſie erinnert an die Porzelanblume, nimmt ſich aber nicht ſo hübſch aus. Die Früchte haben die Form der Eichel, ſind jedoch nur halb ſo groß. Es giebt Reiſende, denen ein freundlicher Wind die Düfte dieſer Zimmtgärten Meilen weit über das Meer entgegenbrachte; das waren offenbar Leute mit ſehr feiner Naſe oder *mit* ſehr ſtarker Phantaſie; mir gewöhnlichem Menſchenkinde ſpendeten die Zweige des Zimmtbaumes erſt nachdem ich ſie ein wenig gerieben hatte ihre würzigen Düfte. Eben beantragte man auf das Dringendſte die Abſchaffung des Ausfuhrzolls, der den Zimmtbau auf Ceylon ſo gut wie ruinirt hatte.[4]

Die anglikaniſchen Miſſionsgebäude zu Cotta krönen eine luftige Anhöhe; unten eine Art See, ringsum aber eine Natur, die an Ueppigkeit ihres Gleichen ſucht. Ich fand dort auch den Secretär der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft in Ceylon, Herrn Petitt, früher Miſſionar in Tinnevelly, — einen ſehr angenehmen Mann.

Faſt alle Singhaleſen in der Umgegend von Cotta ſind „Regierungschriſten." Sechs bis ſieben Hundert derſelben fanden ſich damals ziemlich regelmäßig zu den anglikaniſchen Miſſions-Gottesdienſten ein; unter dieſen „Congregations" waren aber nur etwa hundert „regiſtered Members" — Leute, die nach längerem regelmäßigem

Beſuche der Kirche als Solche befunden wurden, die mit dem Götzendienſte vollſtändig gebrochen und eine gewiſſe chriſtliche Erkenntniß erworben hatten.

In dem Seminar zu Cotta las man Horaz und Sophokles, trieb aber kein Hebräiſch, lehrte tüchtig Engliſch, ſchloß aber ſinghaleſiſche Stylübungen aus. Eine ſehr hervorragende Stellung nahmen die Naturwiſſenſchaften ein.

Aus der Miſſions-Druckerei zu Cotta iſt auch eine neue Ueberſetzung der ſinghaleſiſchen Bibel hervorgegangen. Die erſte Uebertragung der heil. Schrift ſeitens der Holländer war außerordentlich ſteif, viel zu ſclaviſch; etwa im Jahre 1812 veranſtaltete man eine Reviſion derſelben zu Serampore; ſpäter miſchte ein Civilbeamter, ein gewiſſer Herr Tolfroy, viele hochſinghaleſiſche Worte bei. So war denn ein neuer Verſuch allerdings gerechtfertigt. Allein die anglikaniſchen Miſſionare zu Cotta verſahen es wohl darin, daß ſie ſich in dem Fürwort, das ſie zur Anrede Gottes wählten, ein wenig vergriffen. Hatte die alte holländiſche Ueberſetzung einen zu etiquettemäßigen Ausdruck genommen, ſo führten ſie nun eine allzutrauliche, oder vielmehr halb verächtliche Form der Anrede ein.[5] Die ſinghaleſiſchen Gemeinden, die vielleicht zu viel „Ehre nehmen und geben," ſträubten ſich mit Hand und Fuß gegen den kirchlichen Gebrauch dieſer „unehrerbietigen" Ueberſetzung. Ich habe ſeitdem von dem Verlauf des Streites auch gar nichts vernommen.

Nachmittags fuhren wir zu dem berühmten Wallfahrtsort der Buddhiſten, der fort und fort Pilger ſelbſt von der Südſpitze der Inſel herbeizieht. Am Eingang des Tempels ſtehen unter andern drei Bildſäulen, deren mittlere den künftigen Buddha darſtellt, während die beiden andern Schlangenkönige bedeuten: ſo wenigſtens lautete die Erklärung des prieſterlichen Cicerone. In dem Heiligthum ſelbſt liegt ein Buddha von coloſſaler Größe.

Dicht daneben fand ich ein kleines Hindutempelchen mit einem Viſchnu und einem Kartikeya darinnen. Der buddhiſtiſche Prieſter, der ſich ſeiner Religionsmengerei zu ſchämen ſchien, ſagte zwar mit verächtlicher Miene, ſie hätten den Viſchnu nur zum Spott dahin geſetzt; ein davor ſtehendes Gefäß aber, offenbar für den Empfang von Opfergaben, ſtrafte ihn Lügen.

Da es mir die Zeit nicht erlaubte, die ſchöne Straße von Colombo nach Galle ganz zu bereiſen, ſo begnügte ich mich mit einem Ausflug nach Marottu, etwa vier Stunden ſüdlich von Colombo. Eine angenehme Fahrt, ſtets im tiefſten Schatten; nur ſelten eine freie Durchſicht auf das nahe Meer zur Rechten, deſſen erfriſchender Hauch in den Palmen ſäuſelt. Große Zimmtgärten verkünden die Nähe von Marottu. Es war mir faſt leid, daß ich den Ort ſo gar ſchnell erreichte.

Marottu wird theils von Fiſchern, theils von Schreinern bewohnt; jene ſind meiſt römiſch, dieſe meiſt proteſtantiſch. Auch die Schreiner waren urſprünglich Fiſcher. Eingeborne unterhalten dort eine von Europäern beaufſichtigte Gewerbſchule, in der namentlich europäiſche Tiſchlerarbeiten gefertigt werden. Ich fand darin mehrere junge Singhaleſen beſchäftigt. Die einzelnen Gehöfte von Marottu liegen alle in anmuthigen Hainen von Kokos, Arekapalmen, Jackbäumen, Bananen und Kaſchnuß-Sträuchern.

Ich verbrachte in einem der proteſtantiſchen Häuschen, das außerordentlich rein und nett war, einen angenehmen Tag. Alles beeiferte ſich, mir und meinen Oechslein zu Gefallen zu leben. Alles reſpectirte auch meinen Wunſch, nicht beläſtigt zu werden. Ich las, ſchrieb und ſann ſo behaglich und ſo ungeſtört, wie im eignen Hauſe. Auf dem Nachhauſewege ſah ich auch einen Miſſionar der anglikaniſchen Propaganda, in deſſen Gehöft junge Singhaleſen die Gärtnerei übten.

Mein Gaſtfreund, der mir in ſeinem Pferde-beſpannten Wagen entgegenkam, ſtieg mit mir dort ab.

Leb wohl, liebliches Colombo, an dem Meer-umbrauſten, Palmen-umlispelten Geſtade von Ceylon!

II.

Reiſe von Ceylon nach Madras.

Von Colombo nach Palamkottah.

Tuticorin, den 12. April 1851.

Dank und Preis sei dem Herrn über Wind und Woge, der uns abermals nach Herzens Wunsch zu Land gebracht hat.

Am 8. April Dienstag gegen Abend verließen wir Colombo in der Rahmani, einem einheimischen Schifflein von nicht ganz funfzig Tonnen. Unser Koch hatte uns die freundliche Cajüte noch netter gemacht; wir fanden bei unsrem Eintritt allerlei duftige Früchte rings umher gelegt: Bananen und Kokos, Orangen und Ananas. Das war aber auch nöthig; denn das Verdeck wimmelte von tamulischen Kuli's, deren Speisen sehr unangenehm zu uns herniederdufteten. Auch die untern Schiffsräume waren mit derselben Art von Passagieren reichlich gefüllt; in romantischer Unordnung lagen sie auf Säcken und Fässern umher.

Da der Wind in diesem Monate sehr unbeständig ist, so brauchten wir statt eines Tages drei Tage, und wir konnten noch froh sein, daß wir nicht gar 12 Tage auf dem Rücken des unwirthlichen Elements umherzureiten hatten, zumal wir nur auf 6 bis 8 Tage nothdürftig mit Lebensmitteln versehen waren. Alle Augenblicke warf sich der Wind herum, oder, was fast noch unangenehmer ist, er pausirte ganz und gar, — das letztere stets von Mitternacht bis zum folgenden Nachmittag gegen drei Uhr, und zwar so vollständig, daß selbst der vom Verdeck hinabgeworfne Unrath das Schiff fortwährend umschwamm. Den Ocean spiegelglatt zu seinen Füßen liegen zu sehen,

iſt ein ſehr behaglicher Anblick, von dem Verdeck eines Dampfſchiffes herab, das des Windes nicht bedarf. Auf einem Segelſchiffe dagegen wandelt Einen dabei wol ein leiſes Grauen an, und die Gedanken verirren ſich unwillkührlich zu der Zahl der Brote und Waſſerflaſchen.

Endlich am Freitag Nachmittag zeigte ſich die von Palmyra's eingefaßte Küſte des tamuliſchen Flachlandes unſren ſehnſüchtigen Blicken. Ein unerwartet günſtiger Wind trieb uns nun mit unglaublicher Schnelle dem Hafen von Tuticorin entgegen.

Als wir geſtern Abend mit einbrechender Nacht an's Land ſtiegen, wurden wir ſogleich von zwei hieſigen Europäern freundlich bewillkommnet und zum Bleiben eingeladen. Der Oberrichter von Madura, unſer lieber Gaſtfreund, hatte ſie auf unſre Ankunft vorbereitet. So fanden wir denn auch in dem wüſten Küſtenſtriche von Tinnewelly, wo faſt nur die ſchattenloſe Palmyrapalme in dem heißen Sande gedeiht, gleich von vorn herein ein gaſtliches Obdach. Oſtindien iſt das Land, wo man die Mahnung des Apoſtels „Herberget gern!" würdigen lernt, und zum Ruhm muß es den Engländern in Oſtindien nachgeſagt werden, daß ſie in der That dieſe morgenländiſche Tugend üben, und zwar nicht blos in ihren Privat-, ſondern auch in den öffentlichen Raſthäuſern. Der Zuvorangekommene ſtellt nämlich dem Späterkommenden alles, was er Erfriſchendes hat, ſogleich zu Gebote und an einer guten Taſſe Thee wenigſtens fehlt es nimmer. Sie wird auch nicht leicht verſchmäht aus der Hand des gelben, braunen oder ſchwarzen Dieners.

Sie wiſſen, Tuticorin war früher ſo gut wie Ceylon holländiſche Beſitzung. In einem der alten holländiſchen Häuſer nun herbergen wir jetzt, und ich ſitze, während ich dieſes ſchreibe, in der geräumigen, ſchön gegitterten Verandah des zweiten Stocks, vor mir die blaue See, deren friſcher Hauch die 80 bis 90 Grad Fahrenheit ein wenig erträglicher macht. Eine ſchöne Allee von mächtigen Bu-Araſu-Bäumen mit

gelben und rothen Tulpen läuft dicht am Meere hin und hüllt die Blöße des ſandigen Strandes in gefällige Schatten. Die Häuſer rings umher, von halb europäiſchem Ausſehen, aber in ſichtlichem Verfall, erinnern an die vergangne Herrlichkeit der Holländer, und das weiße römiſche Kirchlein mit dem ſchwarzen Kreuz zu meiner Rechten vollendet das eigenthümliche Bild. Tuticorin ſelbſt zählt, wenn ich nicht irre, ſechs bis acht römiſche Kirchen und Capellen. Die Bevölkerung beläuft ſich auf etwa 8000 Seelen; darin theilen ſich Heiden und römiſche Chriſten ziemlich gleichmäßig. Etwa die Hälfte der Letztern lebt vom Fiſchfang; die Anderen treiben Schifffahrt und Handel. Gegenwärtig wohnen, außer dem Maſter Attendant, nur ein paar Europäer hier. Sie ſind ſämmtlich angeſtellt bei den großen Schraubenpreſſen zur Verpackung der Baumwolle.

So eben wurde ich unterbrochen. Ein Mann, ziemlich ſauber in Weiß gekleidet, mit blaugeblümtem Turban, auf der nackten Bruſt ein goldnes Kreuz, holte ſich 45 Rupis von mir für die Ueberfahrt von Colombo hierher. Es iſt nämlich der Bruder des Schiffsherrn, — wie jener, römiſch. Römiſche Chriſten wohnen hier allenthalben dem Geſtade des Meeres entlang, und zwar in ſolcher Menge, daß Jemand, der, ohne zu wiſſen wo er iſt, in einem Boote dicht an der Küſte hinſtreicht, bei dem Anblicke der vielen Kirchen, die beſſer als die hochſtämmigen Palmyrapalmen den Sandgürtel zieren, auf den Gedanken gerathen könnte, das ganze Land ſei eines der allerchriſtlichſten Länder auf Erden. Sie ſtammen aus der Zeit des eifrigen Heidenbekehrers Franz Xaver. Die Leute, urſprünglich alleſammt arme Fiſcher, ſind mit der Zeit zum großen Theil wohlhäbige Schiffer und Handelsleute geworden und eine nicht geringe Anzahl derſelben hat ſich an der gegenüberliegenden Küſte von Ceylon des Handels wegen für immer niedergelaſſen. Was man auch von der Bekehrungsweiſe Xavers denken mag und wie wenig auch jetzt noch von chriſtlicher Erkenntniß unter

ihnen zu finden ist, — das freut Einen, so ansehnlichen Hinduchristen aus so niederer Kaste zu begegnen.

Die allererſten Anfänge der römiſchen Miſſion unter den Fiſcherſtämmen[6] der Coromandelküſte fand Xaver freilich ſchon vor. Sie machten ſich in folgender Weiſe. Ein gewiſſer Johann Cruz, einſt Geſandter des Zamorin am Hofe von Portugal, ſpäter wohlhabender Kaufmann zu Goa, traf einſt auf ſeinen Reiſen des Perlhandels wegen mit den dortigen Fiſchern zuſammen, die ſich über die muſelmänniſche Bedrückung bitter beklagten. Eben in Tuticorin war der erſte Grund zur Feindſchaft zwiſchen den Fiſchern und den Muslims gelegt worden; ein Muſelmann hatte einem Fiſcher das langgeſchlitzte Ohr aufgeriſſen, und dieß hatte einen allgemeinen Rachekrieg entzündet. Allein die Fiſcher zogen den Kürzern; denn die Muhamedaner wußten den Arm der Behörden durch Beſtechung zu lähmen; ſie zahlten für den Kopf eines jeden Fiſchers fünf Fanam.

Cruz, ſelbſt ein Eingeborner, wies die Bedrängten nach Malabar. Dieſe ſandten, ſeinem Rathe getreu, im Jahre 1532 mehrere ihrer Aelteſten nach Cotſchin. Man taufte dieſelben friſchweg und ſandte ihren Stammgenoſſen eine Schutzflotte. In wenig Tagen machten ein paar römiſche Prieſter in dreißig Dörfern Tauſende von Chriſten, die freilich, als Xaver, etwa zehn Jahre ſpäter, von der Weſtküſte zu ihnen kam, von dem Chriſtenthume weiter nichts wußten, als daß ſie ſich dazu bekannten. Die Perlenfiſcherei wurde nun den Parava's — ſo nennen ſich jene Fiſcherſtämme der Coromandelküſte — ausſchließlich übertragen.

Eben war Herr Robertſon dabei, die benachbarten Perlbänke zu unterſuchen, die ſonſt die Koffer der Regierung ſo reichlich füllten, aber ſeit den Tagen des Sir R. W. Horton ſo gut wie feierten. Sie ſchienen wenig zu verſprechen. Herr Robertſon meinte, die Oeffnung des Pamben-Canals oder vielmehr die dadurch verurſachte ſtarke Strömung trage die Schuld davon.

Doch ich muß für heute ſchließen. Noch geht mir die Bewegung des Schiffes durch alle Glieder und die indiſche Hitze in dem allerheißeſten Landſtriche Südindiens, die ſich nach dem kühlen Ceylon doppelt fühlbar macht, bringt mir das Blut in ſolche Wallung, daß es mir fortwährend vor den Ohren brauſt und im Kopfe ſchwindelt.

Tuticorin, den 13. April.

Ich fühle mich auch heute noch leider wie geſtern. Wir hatten eine glühende Nacht, und ein glühender Morgen reiht ſich nun daran. Alles wartet mit Verlangen auf den Seewind, der ſich in jetziger Jahreszeit um zehn Uhr des Morgens einſtellt. Hier gehört auch der liebe Wind mit in die Bitte um das tägliche Brot. Später tritt an der ganzen Tinnewelly-Küſte eine Periode ein, wo einem Europäer das Athmen ſchwer wird. Dann hält nämlich das Meer ſeinen Oden an, und ein faſt unerträglich heißer Landwind fängt an zu blaſen und bringt zuweilen ſolche Sandwirbel mit, daß Schiffe, die von Ceylon kommen, umkehren müſſen, weil ſie die Küſte vor lauter Sandgewölk nicht ſehen können. Ein breiter Sandgürtel läuft ja bekanntlich dicht am Meere hin, und es gibt Stellen, wo hohe Sandwolken weit und breit das Bild eines im Sturm erſtarrten Meeres darſtellen. Und doch hat auch dieſe Landſchaft ihren großen Segen. Mitten in dieſem Sandmeere gedeiht die Palmyra vortrefflich, der allerreichſte Baum in dem allerärmſten Boden. Die Schanars, die ſich ſchon in alter Zeit von Ceylon her hier angeſiedelt haben, beſchäftigen ſich mit der Pflege desſelben, ſo weit er überhaupt der Pflege bedarf. Die große Mehrzahl der zum Chriſtenthum bekehrten Hindus in dieſem Theile Indiens gehört dieſer Kaſte an. Es iſt im Ganzen genommen eine arme Klaſſe, und Manche wandern daher in ihr altes Vaterland, Ceylon, hinüber, um dort in den Kaffeepflanzungen Tagelöhnerarbeit zu verrichten und nach Verlauf einer gewiſſen Zeit mit einem kleinen Ca-

pitale zurückzukehren. Sie verdienen dort, freilich bei harter Arbeit, monatlich an 15 Schilling, während ſie hier kaum 5 zu erwerben im Stande ſind. Das iſt denn natürlich eine ſtarke Verſuchung auch für die Chriſten unter den Schanars, und ſo ſehr man ſich freuen muß, wenn Hinduchriſten zu arbeiten Luſt haben, ſo kann man ſich doch hier einer gerechten Beſorgniß nicht erwehren. Die Arbeit in den ceyloneſiſchen Kaffeepflanzungen nämlich richtet Viele nicht blos körperlich, ſondern auch geiſtlich zu Grunde.

Es ſcheint ſich jedoch eine Art Ausweg zu öffnen. Man hat auf den ungeheuren Strecken ſandigen Bodens hier an der Tinnewelly-küſte, wo nicht viel mehr als die genügſame Palmyrapalme gedeiht, den Anbau des amerikaniſchen Baumwollenſtrauches mit Glück verſucht. Ganz in der Nähe von Tuticorin hat ſich ein gewiſſer Lee niedergelaſſen, der den Anbau der amerikaniſchen Baumwolle ſeitens der Eingeborenen zu fördern berufen iſt, „um ſo durch Ableitung des Baumwollhandels von den Sclaven haltenden Staaten nach Tinnewelly die Sclaverei zu untergraben und den britiſchen Markt von den amerikaniſchen Baumwollieferanten unabhängig zu machen.“ Ich wage nicht zu entſcheiden, ob der zuerſt- oder ob der zuzweitgeſtellte Zweck bei den Auftraggebern des Herrn Lee obenan ſteht.

Der Baumwollbauer in Amerika freilich erfreut ſich eines unbeſteuerten Bodens und der ausgedehnteſten Fluß-Schifffahrt; dazu greifen ihm Eiſenbahnen und Dampfſchiffe allenthalben unter die Arme. Erſt die Zukunft wird lehren, ob der Baumwollbauer in Oſtindien, der allerdings den Vortheil geringerer Arbeitslöhne für ſich hat, mit jenem zu wetteifern im Stande iſt.

In demjenigen Theile Tinnewelly's, der ſich eines ſchwarzen Bodens erfreut, iſt natürlich ſchon immer Baumwolle gebaut worden, und an 30,000 bis 35,000 Ballen, jeder zu 300 Pfund, gehen alljährlich über Tuticorin nach China u. ſ. w. Allein der amerikaniſche

Baumwollenſtrauch beſitzt die gute Eigenſchaft, daß er hier in dem Boden, der zu 90 Procent aus Sand beſteht, gerade am beſten fortkommt und überdieß für 6 bis 7 aufeinanderfolgende Jahre ſein edles Gewächs gibt, während der ſüdindiſche Baumwollenſtrauch in dem ſchwarzen Boden Tinnewelly's nur für Ein Jahr nutzbar iſt. Nun iſt aber des ſo gut wie brach liegenden Sandbodens längs der Küſte hin eine große Fülle, und die Regierung kann es nur in ihrem Intereſſe finden, den Anbau desſelben in jeder Weiſe zu begünſtigen. Gelänge es, ſo wäre dann auch für die armen Chriſten in Tinnewelly, die ſich ſonſt nicht zu nähren wiſſen, und doch Luſt zu arbeiten haben, eine Ausſicht auf Erwerb in dem eignen Vaterlande eröffnet, — freilich auf verhältnißmäßig geringen Erwerb im Vergleich zu Ceylon, wo Ergiebigkeit des Bodens und Genügſamkeit und Trägheit der Bewohner den Arbeitslohn theuer machen. Dafür braucht man dann aber auch nicht in Ceylon blutſauer zu arbeiten und auf den 3000 bis 5000 Fuß hohen Kaffeepflanzungen des Nachts zu frieren. Wie unerträglich den Tamulen namentlich das Letztere iſt, haben wir an unſern eignen Leuten in Ceylon geſehen, als wir nach Neura Ellya hinaufreiſten. Wir fürchteten immer, ſie würden uns bei der erſten beſten Gelegenheit im Stiche laſſen. Und wie oft habe ich die armen Kulis ſelbſt wie Espenlaub zittern ſehen. Es früge ſich demnach, wie weit die Liebe zur ſüßen warmen Heimath bei hinlänglichem Erwerb die Luſt an dem Mammon bei harter Arbeit in dem ungaſtlichen Ceylon überwiegen würde.

Es hat ſich nun, während ich dieſes ſchreibe, der liebe Seewind eingeſtellt und mir den ſchwindelnden Kopf unvermerkt erleichtert. Vorher wankte der Tiſch vor meinen Augen und das ganze Haus ſchien ein Schiff zu ſein. Nun iſt es wirklich ergötzlich, in der Verandah zu ſitzen, oben oder unten. Unten hauſen zwei ſonderbare Gäſte, ein Affe, der keine Minute ſtill ſitzen kann, und eine gewaltige Meerſchild-

kröte, die so bewegungslos auf dem Rücken liegt, daß man sie von weitem für einen Stein hält.

Alle Europäer in Tinnewelly entfliehen jetzt, wo möglich, an die Küste und auf die Berge. Wir als Reisende mit einem bestimmten Reiseplan haben keine Wahl. Nun denn in Gottes Namen! Seiner Treue befehlen wir uns aufs Neue.

Sawyerpuram, den 15. April.

Wie Sie aus der Ueberschrift sehen, so haben wir bereits die Küste verlassen und sitzen nun mitten in einer ebenen, vollkommen eintönigen Fläche, die in jetziger Zeit fast das Ansehen der Wüste hat. Hier ein versengtes Baumwollenfeld und dort eine Gruppe fast ganz schattenloser Palmyrapalmen und dazwischen ein elendes Dorf mit den allererbärmlichsten Hüttchen: das ist Alles, was über die Wüste hinausgeht.

Gestern Nachmittag gegen Sonnenuntergang verließen wir Tuticorin, langten aber des entsetzlichen Sandes wegen erst gegen 12 Uhr in Sawyerpuram bei Herrn Roß, Missionar der Gospel-Propag.-Society an. Wir waren kaum 30 Schritte weit, so legte sich der eine unserer Ochsen in den Sand. Man brachte ihn wieder in Gang, — allein vergebens. Nach ein paar Schritten streckte er sich immer wieder. So kamen wir bis zur Stadt hinaus und endlich waren wir doch genöthigt, ein paar andere Ochsen vorzuspannen. Glücklicherweise hatte unser Gastfreund, Herr Coque, ein paar ziemlich starke Thiere.

Es läßt sich kaum beschreiben, was uns die Thiere seit Ramnad für Noth gemacht, besonders aber auf Ceylon. Bald war kein Stroh zu haben, bald kein Kollu (eine Art Linsen), bald kein ordentliches Wasser; bald war der Huf, bald der Nacken beschädigt u. s. w. Das allerschlimmste Uebel aber war der Knecht, der nichts vom Fahren verstand und sich doch der Weiseste zu sein dünkte, der namentlich in

Ceylon, wo so Vieles anders, als in Indien ist, sich auch in gar nichts zu finden wußte, der den Kollu, statt ihn den Ochsen vorzulegen, zum Theil selbst aß oder verkaufte, bis wir dahinterkamen, der endlich weder Hand noch Fuß regte, wenn es ihm nicht ausdrücklich geheißen wurde. Da war es aber nicht genug, nur so einfach zu sagen: „Jetzt wasche die Ochsen! Jetzt striegle sie! Jetzt gieb ihnen Wasser! u. s. w.: stellte man sich nicht auch dabei hin und sahe zu von Anfang bis zu Ende, so konnte man sicher sein, daß das Befohlne entweder gar nicht, oder doch nicht recht geschah.

Doch genug von diesen mit einer indischen Reise unzertrennlich verbundenen Unannehmlichkeiten, die, wenn sie lange andauern, einen Menschen wol aufzureiben im Stande sind, zumal in diesem tropischen Klima. Ach wie oft reißt da die Geduld aus! Wir sind nun bereits wieder 3½ Monat beständig auf der Reise. Das ist zu lange für ein Land, wie Indien. Wie sehnen wir uns nach einem längern festen Aufenthalte in Madras! Aber bis dahin ist noch mancher saure Schritt und Tritt!

Wir sind jetzt mitten in der lieben Charwoche. Ich bin nur froh, daß wir gegenwärtig gerade auf den Stationen der anglikanischen Kirche und nicht der Dissenter uns aufhalten. Die anglikanische Kirche feiert doch wenigstens ihr Osterfest, den Charfreitag nicht ausgenommen. Die meisten Dissenter betrachten das als römischen Sauerteig. Man hat in Deutschland kaum einen Begriff, wie weit sie es in ihrer Verläugnung alles geschichtlichen Elementes treiben. So gebrauchen sie auch wol keinen Katechismus bei der Unterweisung ihrer Katechumenen. Sie lesen ihnen eben Stücke aus der Schrift vor und katechisiren dann darüber. Dies thun sie eine bestimmte Zeit lang, — und dann sind die Katechumenen reif. Allein die guten Leute merken nicht, daß sie Wasser durch ein Sieb gegossen haben. Ein paar nebelhafte christliche Ideen ohne Zusammenhang, — das ist meist

Alles. Und an der erſten Grundwahrheit fehlt es oft. Einer der Diſſenter-Miſſionare wurde einmal zu einer Frau eingeladen, die auf dieſe Weiſe katechiſirt worden war und auf die Miſſionare große Stücke hielt. Im Laufe des Geſprächs ließ der Miſſionar die Worte fallen: „Weib, du biſt eine Sünderin, nicht wahr?“ Die Frau wurde blaß vor Zorn und ſagte: „Was? Herr! Ich habe Sie freundlich eingeladen, und Sie äußern ſich ſo über mich?“ — „Nun, nun, ich bin ja auch ein Sünder!“ — erwiderte der Miſſionar beſchwichtigend. Aber die Frau faßte ſeine Meinung nicht und es fehlte nicht viel, ſo wäre der Miſſionar hinausgeworfen worden. Dies heilte ihn in dieſer Beziehung, wie denn überhaupt immer mehr Diſſenter-Miſſionare, durch Erfahrung gewitzigt, Katechismen zu gebrauchen angefangen haben.

Sie wiſſen, daß unſre alten Miſſionare, Schwarz und Gericke, den erſten Samen geſtreut haben zu der Saat, die in Tinnewelly von der anglikaniſchen Kirche jetzt geerntet wird. Daher auch hier noch das alte lutheriſche Trankebarer Geſangbuch und der kleine lutheriſche Katechismus, — der letztere freilich in veränderter Geſtalt, — ſo nebenbei gebraucht werden. Die Knaben hier ſingen eben nur leidlich; doch iſt es mir ein inniges Vergnügen, dann und wann ein lutheriſches Lied aus der Schulſtube herüberſchallen zu hören. In dieſer Freude iſt freilich auch manch Tröpflein Wermuth. Unſere Kirche fing fein an, — und konnte es dann nicht hinausführen.

Der Miſſionar zu Sawyerpuram hat leichteres Spiel als anderswo, inſofern es hier umher der Brahminendörfer nicht viele, der Zemindare aber, wenigſtens in dem eigentlichen Miſſionsbezirke von Sawyerpuram, gar keine giebt. Herr Roß hatte auch einen Katecheten aus den Pallern.[8] Dieſe ſollen hier eine höhere Stellung als in Tanjore einnehmen. Sie zerfallen in ſehr viele Unterabtheilungen, die wohl zuſammen eſſen, aber keine Zwiſchenheirath eingehen. Es ſind

auch Weber unter ihnen. Den Schanars*, die in Sawyerpuram den Hauptſtock der Chriſten bilden, fehlt es, nach Miſſ. Roß, ſehr an Einbildungskraft, nicht aber an Gedächtniß. Sie faſſen Mathematik zwar nicht ſchnell, aber gut.

Der Vorgänger des Herrn Roß eiferte ein wenig „mit Unverſtand.“ Er legte die eigne Hand an ein heidniſches Heiligthum, ohne vorher das Heidenthum ſelbſt aus den Herzen des Volkes geriſſen zu haben. Der darüber entſtandene Aufruhr wäre ihm faſt übel bekommen. Wenn ich nicht irre, ſo geſchah das in Suppiramanyapuram, ganz in der Nähe von hier, wo nun ein nettes Kirchlein den alten Teufelstempel verdrängt hat. In Ideyenkadu, 20 bis 30 Minuten von Sawyerpuram, zeugt, im Verein mit zwei ziemlich verfallenen Teufelstempeln in der Nachbarſchaft, ein andres chriſtliches Heiligthum von den Fortſchritten des Chriſtenthums unter den Teufelsanbetern.

Nazareth, den 20. April.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, iſt mancher heiße Tag durch das Land gegangen, und ich habe den Tinnewellyſand auf mehr als einem Ausfluge gemeſſen. Die Hitze ſteigt von Tage zu Tage; ſchon reicht ſie bis an 94° hinan. Da wird es Einem ſchwer, die Gedanken feſtzuhalten und ſie auf das Papier zu bringen; ſie verrinnen eben ſo ſchnell, als die Tinte in der eben eingetauchten Feder trocknet. Dennoch will ich verſuchen, Ihnen wieder ein paar Worte zu ſchreiben.

Wir verließen Sawyerpuram mit ſeinen großartigen Miſſionsgebäuden, die ſich faſt wie ein engliſches College ausnehmen, und mit ſeinem prächtigen Garten, einer wahren Oaſe in der Wüſte, am 16. April gegen Abend, um uns nach dem 13 engliſche Meilen entfernten Nazareth zu begeben. Da unſre eignen Ochſen noch an den Nachwehen der Schifffahrt litten, ſo hatten wir ein fremdes Paar aufgetrieben, die aber ſo armſelig waren, daß wir über den 13 Meilen ſie-

den Stunden zubrachten, trotz dem daß ich aus Erbarmen meiſt nebenher ging, und den Wagen zum Theil durch den tiefen Sand ſchieben half.

Die Landſchaft, durch die wir kamen, war ſehr eigenthümlich. Neben der grauen Palmyra erhebt ſich dort die ſaftige Tamarinde. Allerliebſte Schaafheerden beleben den ſandigen Boden, der kaum etwas für die Weide [10] zu bieten ſcheint.

Eine gute Stunde von Sawyerpuram ſahen wir rechts die Miſſionsſtation Paneivilei („Palmyrapreis") mit Kirche und Wohngebäuden. Da Miſſ. Tucker abweſend war, ſo reiſten wir eben vorüber. Dicht bei Paneivilei liegt ein Brahminendorf mit einer Pagode, Perunkulam („Groß-Teich"). Dort in der Nähe des Palamkottah-Fluſſes, deſſen ungemein breites, aber jetzt ziemlich waſſerleeres Bett unſren Ochſen viel zu ſchaffen machte, zeigten ſich wieder Gruppen von Kokospalmen und Reisfelder. Von nun an wurde der Weg, eine Abwechſelung von Sandhügeln und Sandgründen, über alle Maaßen beſchwerlich. Wir paſſirten, anderthalb Stündchen von Nazareth, noch ein kl. Brahminendorf mit Pagode, und langten erſt um Mitternacht an dem Orte unſrer nächſten Beſtimmung an. Sehr freuten wir uns, in dem dortigen Miſſionar einen Sohn des verſtorbenen Miſſionars Kämmerer in Trankebar zu begrüßen.

Nazareth iſt ein durch und durch chriſtliches Dorf von etwa 800 Seelen. Die Kirche des Dorfes erhebt ſich ganz ſtattlich auf einem ſchönen offnen Raume, und ihr weißes Thürmlein ſcheint weit hinaus in die grau-grüne Palmyralandſchaft. Ihr gegenüber ſteht das nette Miſſionsgebäude, darin wir zur Zeit herbergen. Leider haben die umgebenden Gartenanlagen ſehr gelitten, da ſeit zwei Jahren kein rechter Regen gefallen iſt. Es iſt aber ein wohlthuendes Gefühl, mitten in dieſem heidniſchen Lande ein Dörflein zu finden, das von lauter Chriſten bewohnt wird. Da gewinnt auch die Sandlandſchaft eigenthümliche Reize.

Welch ein Gegenſatz zwiſchen Tinnewelly und der gegenüberliegenden Küſte von Ceylon! Dort die üppigſte Natur, die man ſich nur zu erdenken vermag und eine der allerkümmerlichſten Miſſionen; hier der armſeligſte Boden und eine der ergiebigſten Miſſionen in ganz Indien. Sie wiſſen, in Ceylon hat es die Miſſion mit Buddhiſten zu thun, denen das Nichts Anfang und Ende iſt. Gegen eine ſolche Religion iſt der dichteſte Aberglaube golden! Beſſer eine Lache mit trübem Waſſer, als das reizendſte Wüſtenbild, das dem durſtigen Wandrer Waſſer vorſpiegelt und — zuletzt Sand bietet.

Doch ich verirre mich von Tinnewelly nach Ceylon hinüber, dem ich trotz ſeines kühlen Klimas und ſeiner überreichen Natur ſo gern den Rücken gekehrt habe. Zurück alſo nach dem indiſchen Nazareth, wo kein dichter Kokoshain der tropiſchen Mittagsſonne Trotz bietet, und wo der Djangel, der vermöge ſeiner Fülle und Majeſtät eine der Hauptnaturſchönheiten Ceylons bildet, zu faſt ſchattenloſem Dorngebüſch herabſinkt.

Ich begleitete Herrn Kämmerer am folgenden Tage, alſo grade am Charfreitage, nach einem etwa ein halbes Stündchen von hier entfernten Dörfchen, wo er Gottesdienſt zu halten hatte. Die eben ſo nette, als geräumige und luftige Kirche zeigt ſich ſchon von fern her unter den Palmyrapalmen, die über ganz Tinnewelly hin verſtreut ſtehen. Zur Rechten ſchweift der Blick über ein ſogenanntes Teri, d. i. eine vom Wind angehäufte Fläche ziegelrothen Sandes, die aus der Ferne geſehen ſich faſt wie ein abendröthlicher Streifen am Horizonte ausnimmt. Unſer Teri hier ſtreckt ſich ein paar Stunden in die Breite, und wen immer ſein Weg darüber hinführt, der kann ſich nicht anders zurechtfinden, als indem er das Auge auf ein leitendes Geſtirn richtet. Es iſt eben eine kleine Sandſee, — ein wahres rothes Meer.

Da es ſo ziemlich um Mittag herum war, ſo hatten wir in der

Nähe dieſes Teri nicht wenig von der Hitze zu leiden, zumal alle Gärten hier mit der ſogenannten Milchpflanze eingefriedigt ſind, deren röhrenartiges Zweiggeflecht die Sonnenhitze, ſtatt zu mildern, erhöht. Nicht weit von der Kirche erheben ſich drei bis vier breitäſtige Banianenbäume und werfen einen wohlthätigen Schatten über den dürren Sand. Hier ſtand das frühere Dorfheiligthum, — ein elender Teufelstempel. Jetzt ruft ein helles Glöcklein die Bewohner des Dorfes allſonntäglich zur benachbarten Kirche, wenigſtens den chriſtlichen Theil derſelben. Es war mir lieb, daß ich meine Charfreitagsandacht in einer ſo freundlichen Kirche halten durfte, und wenn auch manche der lieben Chriſtengeſichter um mich her ziemlich wüſt ausſahen, es war doch eben eine Chriſtengemeinde, und zwar eine zahlreiche.

Schon iſt die kurze Raſt in dem ſtillen Nazareth bald wieder zu Ende. Doch hoffe ich noch einmal vorher zu ſchreiben.

Nazareth, den 21. April.

Vorigen Sonnabend, als am 19. April, ritt ich in aller Frühe nach Mutelur, („Erſtes Dorf") einer andern Miſſionsſtation, etwa 10 Meilen im Süden von Nazareth. Der Mond beleuchtete mir den einſamen und eintönigen Weg auf das allerfreundlichſte, und kaum erhob ſich die gefürchtete Sonne, um der Morgenkühle ein ſchnelles Ende zu machen, ſo ſaß ich ſchon in der luftigen Verandah des Miſſionshauſes zu Mutelur, mitten in der von unſern ehrwürdigen Vätern geſammelten Gemeinde und unterhielt mich mit dem Miſſionar, einem in unſern alten Theologen zu meinem Erſtaunen wohlbewanderten Oſtindier, der ſeine theologiſche Bildung in dem Bishop's-College zu Calcutta empfangen hatte. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, begleitete ich den Miſſionar in die benachbarte Kirche zur Morgenandacht. Die Verſammlung war verhältnißmäßig gering, da jetzt grade die Palmyraernte ſtattfindet. Da klettert denn Alles, was

klettern kann, des Morgens an der aſtloſen Palmyrapalme hinauf, um die am Abend vorher in der Krone aufgehängten Gefäße mit dem köſtlichen Saft herunterzunehmen und denſelben, ehe er verdirbt, zu Zucker einzukochen.

Nachmittags ſtattete mir der Häuptling des Dorfes, begleitet von einer Anzahl Gemeindeglieder, einen Beſuch ab. Sie legten der Landesſitte gemäß ihre Geſchenke zu meinen Füßen, und ich hielt eine kurze Anrede an ſie. Sie ließen ſich gern an Deutſchland, als an das Vaterland Luthers, des großen Reformators, und des ſüdindiſchen Heidenapoſtels, Vater Schwarz, erinnern.

Bald nachher ritt ich nach Kadatſchapuram, einer benachbarten Miſſionsſtation, um den dortigen eingebornen Landprediger John Devaſachayam zu begrüßen. Der Mann war in doppelter Beziehung für mich merkwürdig, einmal als ein Schüler des Miſſionars John zu Trankebar, und dann als derjenige, auf deſſen Mitveranlaſſung Herr Stokes in Guntur unſrer Geſellſchaft die Miſſions-Baulichkeiten und -Grundſtücke in Mayaveram zuwandte. Kadatſchapuram heißt zu Deutſch „Huld-Blick-Dorf“. Als ich eintrat, warf grade die Sonne ihre letzten Strahlen darüber, und die netten Häuſer der durch und durch chriſtlichen Bevölkerung nahmen ſich unter dem Grün der ſorgfältig gepflegten Bäume ſo lieblich aus, daß ich unwillkürlich an den Namen des Dorfes erinnert wurde. Der alte Patriarch, der in der That ſeinem Amte Ehre macht, empfing mich mit freudeſtrahlendem Geſichte und führte mich unter die nach einheimiſcher Sitte ziemlich geſchloßne Verandah ſeines ächt landpfarrlichen Hauſes. Europäiſches und Indiſches miſchte ſich hier gar ſeltſam, ächt indiſche Kleidung und europäiſche Meubles, und dazu die im Munde eines tamuliſchen Landpfarrers ganz eigenthümlich klingende Frage: „Wünſchen Sie ein Glas Porter oder ein Glas Claret?“ Noch eigenthümlicher wurde die Scene, als die Frau Paſtor bei dem Theetiſch den Vorſitz

übernahm. Bei dem Allen aber war es Einem recht wohl und heimiſch zu Muthe. Meine Gedanken eilten in die Zukunft hinein und malten mir in der Mitte jeder hinduchriſtlichen Gemeinde ein ſolches Pfarrhäuschen und eine ſolche tamuliſche Landpfarrerfamilie hin. Aber ach, wann wird die Zeit kommen, wo ſolche Bilder zur Wirklichkeit werden?

Der alte Herr, ein hoher Sechsziger, war eifrig bemüht, mir alle ſeine Schätze zu zeigen. Seine Schulkinder zogen vor mir auf und ließen ihre Kunſt im Singen ſehen. Alle ſechs Schulen wurden examinirt, und ich mußte Alles, was ſie wußten, anhören. Auch an der öffentlichen Abendandacht in der kleinen, aber niedlichen Kirche nahm ich Theil, und es war in der That eine Freude zuzuſehen und zuzuhören, wie patriarchaliſch der freundliche Greis mit Alt und Jung umzugehen wußte. Die kurze Predigt, die er hielt, war in der That die beſte, die ich je aus dem Munde eines Tamulen vernommen.

Da mir das Reiten beſchwerlich war, ſo bot mir der gute Alte für dieſen Abend ſowol als für den nächſten Tag ſeinen Karren an, ſehr ähnlich unſern Planenwagen, nur daß die Decke aus Palmenflechtwerk beſtand, desgleichen der Boden. Eine über den geflochtenen Boden gebreitete Matratze und ein Kopfkiſſen machten übrigens den zweirädrigen Ochſenkarren zu einem der angenehmſten Fuhrwerke.

Ich kam ſpät nach Mutelur zurück und unterhielt mich noch ein Stündchen mit dem Miſſionar, den ich auch in andern wiſſenſchaftlichen Werken Deutſchlands wohl bewandert fand. Am andern Morgen, als am Oſtermorgen, ſetzte ich mich in meinen Karren und fuhr nach dem mehrere Meilen entfernten Dharmanagaram, wohin mich der Miſſionar von Sattankulam zum Gottesdienſt eingeladen hatte. Ich fand denſelben mit einem jungen tamuliſchen Diakonus vor der Kirchthür ſitzen. Da dieſer kein Engliſch verſtand, ſo führten wir unſre Unterhaltung Tamuliſch. Das lockte einen nach dem andern herbei und Alles richtete ſeine verwunderten Blicke auf den

neuen Padre. Leider konnte ich von der nachfolgenden tamuliſchen Predigt des Miſſ. Hobbs nur wenig vernehmen, da er außerordentlich leiſe ſprach und die Hitze ſammt der Aufregung der Reiſe mich faſt taub gemacht hatte.

Gegen Abend brachen wir, der Miſſionar und ich, nach einem andern Dorfe auf, das von da ein paar Meilen auf dem Wege nach Sattankulam liegt. Eine prächtige Kirche iſt dort im Bau begriffen; da ſie aber noch nicht gebraucht werden konnte, ſo fand der Abendgottesdienſt in einem engen dunſtigen Schulhauſe ſtatt, und ich lebte erſt wieder auf, als ich in die freie Luft hinaustrat. Am andern Morgen, ſobald der Mond hinlänglich den Weg beleuchtete, fuhr ich in meinem Karren nach der eigentlichen Miſſionsſtation Sattankulam voraus, wo ich mit Anbruch des Tages anlangte. (7 Meilen.) Herr Hobbs kam zu Pferde nach.

Sattankulam iſt, ſo zu ſagen, das Hauptquartier der Schanars oder Palmbauer, und hier erhebt ſich die ſchönſte Kirche, die ich in Tinnewelly geſehen. Es iſt Grundſatz der Tinnewellymiſſionare, die Kirchen ſo ſolid und anſtändig als möglich zu bauen, der umwohnenden Heiden wegen. Selbſt das Schulhaus zu Sattankulam könnte allenfalls eine Kirche vorſtellen. Das Miſſionsgehöft iſt ganz prächtig.

Sobald die Sonne ihre Macht verloren hatte, ſetzte ich mich zu Pferde, um nach Nazareth zurückzukehren, das von hier aus etwa 10 Meilen entfernt iſt. Eine eigenthümliche Landſchaft! Abwechſelnd von der Sonne verdorrte Weideplätze, die ſich aber in der Regenzeit mit dem ſchönſten Grün bekleiden, und Palmyrapflanzungen. Die Palmyrabäume bilden nie eigentliche Haine, wie die Kokospalmen; ſie ſtehen weit von einander; aber aus der Ferne angeſehen gruppiren ſie ſich ſo dicht, daß man ſtets ein Wäldchen vor ſich zu haben glaubt, welches man aber nie erreicht, indem die Bäume in demſelben Maße, als man ſich nähert, auseinander treten. Weit

und breit nichts Lebendiges, als hier und da ein Rudel Rehe und ein an einem Palmyrabaum hinankletternder Schanar, der, wenn er noch zeitig genug wieder herunterkommt, einen ehrerbietigen Salam macht, — oder ein einsamer Wandrer, der schon aus weiter Ferne grüßt, sich halb zur Erde neigend, oder zur Seite stehen bleibt und, wenn er Sandalen trägt, dieselben schnell herunterzieht.

Ich erreichte mit einbrechender Nacht Nazareth, das wir heute Abend zu verlassen gedenken, um nach Palamkottah zu reisen. Palamkottah ist 25 englische Meilen von hier entfernt. Unsre eignen Ochsen sind schon gestern bis auf 8 Meilen Weite von Palamkottah vorausmarschirt; ein Paar Miethochsen erwarten uns auf 16 Meilen Entfernung von Palamkottah, und mit einem andern Paar Miethochsen gedenken wir die ersten neun Meilen zu machen. Das ist indische Postgelegenheit. Auf diese Weise werden wir, will's Gott, morgen früh in Palamkottah anlangen, noch ehe die liebe Sonne zur unerträglichen Qual wird. Unterwegs thut sich nirgends eine Herberge für uns auf, in der wir während der heißen Zeit des Tages rasten könnten.

Palamkottah, den 27. April.

Wir ruhen nun schon wieder seit 3 bis 4 Tagen in dem grünen, aber glühenden Palamkottah, und zwar in dem Hause des Provinzialrichters, Herrn Frere. Hier lebte Rhenius, nachdem er von der kirchlichen Missionsgesellschaft entlassen worden. Seitdem ist aber das Haus zu einem wahren Pallaste erweitert worden, und der grüne Park, darin es begraben liegt, läßt uns ganz vergessen, daß wir in dem sand- und steinreichen Tinnewelly sind und zwar während der allerheißesten Jahreszeit. Ja die schönen süßsaftigen Weintrauben, die wir täglich daraus bekommen, versetzen uns gar in unser liebes deutsches Vaterland.

Am 21. April mit Sonnenuntergang verließen wir das freundliche

Nazareth. Nach anderthalb Stunde etwa paſſirten wir das auch von Maravern[11] bewohnte Alvar Tinnewelly oder vielmehr Alvar Tiru Nachari[12] dicht am Ufer des Palamkottah-Fluſſes, der auch hier wieder grüne Fruchthaine und Reisfelder hervorzaubert, mit einer langgeſtreckten Straße. Die Verandahs der meiſt zweiſtöckigen Häuſer zeigten oft in der That zierliche Säulen, und das ſchöne Mandapam ließ nicht verkennen, daß Alvar Tiru Nachari als heilige Stadt von einer gewiſſen Bedeutung gilt. Von da an wurde die zum Theil mit Bäumen beſetzte Straße ganz leidlich, — und zuletzt ganz vortrefflich. Dennoch erreichten wir erſt am andern Morgen um 4 Uhr unſre jetzige Herberge, ſo ziemlich mittewegs zwiſchen dem Fort Palamkottah und Tinnewelly.

Der bedeutendſte der anglikaniſchen Miſſionare zu Palamkottah war damals offenbar Herr Sargent, der mit Miſſ. Pettit hieher kam, nachdem Rhenius mit der anglikaniſchen Geſellſchaft zerfallen war. Ich hörte ihn mit ziemlich geläufiger Zunge und mit gutem Accente tamuliſch predigen. Rhenius, in deſſen Hauſe nun Herr Sargent wohnt, ſoll die Landesſprache zwar ſehr fließend, aber dabei ſüddeutſch rauh geſprochen haben.

Auch in dem hieſigen Seminare, deſſen Hauptziel die Ausbildung von Lehrern iſt, wird aller Unterricht durch das Engliſche vermittelt. Die Schüler desſelben ſind meiſt Schanars, theilweiſe jedoch auch Velaler.[13] Tamuliſche Grammatik wird zwar gelehrt, aber nicht einmal der Kural geleſen. Sonderbar, daß man die mathematiſchen Wiſſenſchaften betont.

In der engliſchen Schule für Heiden-Jünglinge fand ich nur ein paar Brahminen unter den Zöglingen, die übrigens alle den höhern Kaſten entſtammten. Sie lernten auch die „Beweiſe für das Chriſtenthum!“ Ein blinder Oſtindier forderte ſie auf mir darzuthun, daß nur Ein Gott in allen Welten verehrt werde, — wollte ſagen — „exiſtire.“

Die Anſtalt zur Heranbildung eingeborner Prediger, aus der eben ſechs bis ſieben ordinirte Eingeborne hervorgegangen, war noch nicht wieder im Gang. Man dachte daran, fähige Jünglinge aus der Gemeinde eben nur ein wenig zuzurichten, da gerade damals das Seminar brauchbare Zöglinge für die theologiſche Anſtalt nicht bieten konnte.

Die Miſſionsgebäude zu Palamkottah liegen außerhalb des Forts, das nur wenig anſehnliche Häuſer hat, auf der Straße nach Tinnewelly, die hier ziemlich ſchattig iſt. Zu beiden Seiten Reisfelder. Frei ſchweift der Blick auf die Ghats hinüber. Kaum hat man die ſchöne Brücke betreten, die Palamkottah und Tinnewelly verbindet, ſo zeigt ſich links der kegelgeſtaltete Agaſtja-Malei.[14] — Die Brücke wurde von einem ſehr reichen eingebornen Beamten gebaut, der dem Chriſtenthume ſehr nahe ſtand. Dieſem hielt der Radjatani, eine heidniſche Zeitſchrift zu Madras, die ſeitdem längſt untergegangen, zu ſeiner Zeit eine gewaltige Strafrede. Hier die Quinteſſenz derſelben:

„Wer oft in öffentlichen Blättern geſchmähet wird, kann nicht gedeihen. Es wäre des Mannes Pflicht geweſen, bei der Verheirathung ſeiner Tochter den Prieſtern, Pilgern, Vinaſpielern, Tanzmädchen — und Gelehrten die üblichen Geſchenke zu verehren; dafür hat er, o Wunder aller Wunder! den Miſſionaren die Hand gefüllt, Leuten, denen nicht einmal der Tſchandala nahen ſollte. Der Herr Vater war ja ein ſo ausgezeichneter Mann, von wackrer Familie, ein ſtrenger Saiva, ein Großvedantiſt. Wie iſt nun der Sohn ſo gar übel gerathen! Der macht die Leute mit Gewalt zu Chriſten; ſelbſt die Polizei verdirbt er. So hat's noch kein Beamter getrieben. Die engliſche Regierung begünſtigt ſolche Beſtrebungen ganz und gar nicht; das mag ſich der Herr wohl merken. Tritt keine Beſſerung ein, ſo ſpannen wir alle Segel, bis man ihn aus dem Amte jagt."

Die ſchöne Allee von Palamkottah ſetzt ſich auch jenſeit der Brücke fort bis Tinnewelly, das etwa 1 ½ engliſche Meile von unſrer Her-

berge entfernt iſt. Tinnewelly hat eine keine geringe Ausdehnung, die dortige Pagode aber macht einen ziemlich unbedeutenden Eindruck. In den dunkeln, ſchmutzigen und dabei von Fledermäuſen ſehr übel duftenden Räumen derſelben hielt ich mich nicht lange auf.

Morgen gedenken wir nun, unſer Angeſicht dem Norden zuwendend, nach Madras aufzubrechen. Ein Weg von 400 engliſchen Meilen liegt vor uns, und zwar ein ſonniger, aber keineswegs wonniger. Selbſt wenn wir unterwegs nur ſo lange raſten wollten, als es der Ochſen wegen unumgänglich nothwendig iſt, ſo würden wir doch etwa einen Monat Zeit dazu brauchen. Wir ſelbſt aber könnten das ja natürlich nicht aushalten; wir müſſen hie und da eine längere Raſt halten. Unſer nächſter Raſtort wird Madura ſein, das wir in 6 Tagen zu erreichen hoffen. Ich habe, wie Sie ſehen, meine Reiſe nach Travancore und Cochin für jetzt ganz aufgegeben. Es hat mir großen Kampf gekoſtet. Die weſtlichen Ghats ſind hier ſo nahe, daß wir täglich Donner, Wind und auch ein paar Tropfen Regen von daher empfangen, und die Felſennaſe, darin ſie enden, und die ſchon ſeit undenklicher Zeit den Schiffern aller Nationen als Landmarke gedient hat, zeigt mir täglich den Weg zur weſtlichen Küſte. Es iſt aber in Folge der mannichfachen Strapazen und der jetzt herrſchenden Gluthitze eine ſolche Ebbe in meinen Kräften eingetreten, daß ich Gott zu verſuchen fürchten müßte, wenn ich zu den 400 Meilen noch ein paar hundert fügen wollte.

Mein Beſuch auf den Tinnewellyſtationen iſt hiermit geſchloſſen. Die Art des Miſſionswerkes iſt auf allen ungefähr dieſelbe. Die Miſſion hat es überall faſt ausſchließlich mit Schanars, d. i. Palmbauern zu thun, und da ſchon eine beträchtliche Anzahl derſelben Chriſten geworden ſind, ſo dürfte der Uebertritt zum Chriſtenthume bald in gewiſſer Weiſe zur Kaſtenſache werden.

Die Urtheile über die Tinnewellymiſſion ſind ſehr verſchieden.

Wer mit dem Gedanken hieher kommt, als seien die „apostolischen Zeiten" in Tinnewelly wiedergekehrt — und die apostolischen Zeiten selbst in einem falschen Glanze sieht, der wird kopfschüttelnd hinweggehn. Es ist eben wie in allen Christengemeinden, namentlich jungen, Elend an allen Ecken und Enden, aber doch christliches Elend. Einer der Missionare selbst äußerte gegen mich, daß, wenn er sich nur auf ein paar Wochen von seiner Station entferne, so gerathe alles in die größte Unordnung. Das aber muß doch auch den nüchternsten Christen freuen, daß sich in Tinnewelly zahlreiche und engverbundne Gemeinden um das Wort schaaren und ihre Werthschätzung desselben durch Beiträge für kirchliche Zwecke bethätigen, daß ferner Anfänge zur Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes vorliegen, und daß endlich mehr oder minder ansehnliche christliche Kirchen (etwa 30), allenthalben über das Land verstreut, den umwohnenden Heiden auch ohne Wort predigen. Es ist in der That wohlthuend, wenn man so durch das Land hinreist und hie und da ein weißes Kirchlein aus den dunklen Palmyrapalmen hervorblicken sieht. So viel für dießmal.

Das Reisen selbst ist hier eine Arbeit, neben der sich etwas Andres nicht leicht treiben läßt, — in dieser Jahreszeit wenigstens. Selbst die Rastzeit bietet wenig Muße für etwas Andres, als Sammeln neuer Kräfte. Wenn man es durch wiederholtes Baden, Umkleiden und andre Künste dahin bringt, die Maschine des Lebens in leidlichem Gang zu halten, so hat man eigentlich genug gearbeitet. Wie freue ich mich dießmal auf die Regenzeit, vor der mir voriges Jahr so bange war. Bis dahin sind aber noch 6 Monate.

Und nun befehle ich Sie alle in die treue Hut unsers treuen Bundesgottes.

Nach Madura.

Tirumangalam, den 3. Mai 1851.

Als ich Ihnen das letzte Mal schrieb, saßen wir eben wieder reisefertig in dem glühenden Palamkottah. Seitdem sind sechs Tage verstrichen, und schon halten wir unsre letzte Rast vor dem nächsten Ruhepunkte Madura in dem öffentlichen Ruhehause zu Tirumangalam. Auf der ganzen sechstägigen Reise haben wir kein europäisches Gesicht gesehen. Daß wir aber nun der europäischen Gesellschaft wieder nahe gekommen, bezeugt die luxuriöse Ausstattung des Gebäudes, in welchem wir eben unsre Sonntagsruhe halten. Der steinerne Fußboden ist mit geflochtnen Matten belegt, ein einfacher, aber bequemer Lehnstuhl prangt inmitten des Hauptzimmers, ja selbst ein kleiner Spiegel hat sich im Badestübchen entdecken lassen.

Unsere Reise war diesmal im Ganzen genommen mit viel weniger Verdruß verbunden als sonst. Wir hatten unsre alten Ochsen, die sehr gern fressen, aber nicht ziehen mochten, in Palamkottah um einen Spottpreis verkauft, nachdem wir unsern ersten Fuhrmann, dessen übermäßige Seelenruhe und unbeschreibliches Ungeschick uns das Reisen stets vergällt hatte, schon in Sawyerpuram hinweggeschickt. Wir reisen nun eben mit Miethochsen und befinden uns dabei zehnmal wohler, zumal ich, der ich nun nicht länger selbst den Fuhrmann zu machen habe, wozu mir, viermonatlicher Erfahrung zu Folge, Neigung, Wissenschaft und Geschick gänzlich abgeht.

Was uns aber die Reise ganz besonders erleichterte, war der bedeckte Himmel, auf den wir in jetziger Jahreszeit gar nicht gerechnet hatten, der aber in diesem Theile Indiens den sonst so heißen Monat

Mai ſtets zu kühlen pflegt. Es hängt dies offenbar mit dem Südweſt-Monſum zuſammen, der um dieſe Zeit auf der benachbarten Weſtküſte ſeine Wolkenheere zu rüſten anfängt. Denn obſchon nur ein paar ſchwerzugängliche Pfade von hier über die Felſenbarriere der Ghatgebirge zur nahen Weſtküſte führen, ſo finden doch die leichtfüßigen Wolken als Streifzügler des Südweſt-Monſum ihren Weg hieher. Leider war auch hier die Roſe nicht ohne Dornen, die ſchattende Wolke nicht ohne ſtraßenverderbenden Regen. Da der ſchwarze Baumwollenboden dieſer Gegend den rothen für Kollu und andre trockne Körner bei weitem überwiegt, ſo war es in Folge der anhaltenden Näſſe oft kaum zum Fortkommen. Zuweilen mußten wir uns mit beiden Händen feſtklammern, um nicht gegen eine der vier Wände unſres engen, auf zwei Räder geſtellten Reiſehauſes allzu unſanft geworfen zu werden. Dazu geſellten ſich weggeſpülte Stege, ausgewaſchne Einſenkungen und brückenloſe Flüſſe, was alles bei dunkler mondſcheinloſer Nacht nicht gar angenehm iſt. Doch durch das Alles hat uns der barmherzige Gott treulich hindurchgeholfen, und wir ſitzen nun hier, wenn auch ſehr erſchöpft, doch wohlbehalten in dem freundlichen Ruhehauſe zu Tirumangalam und freuen uns des lieben Sonntags, deſſen erquickliche Stille wenigſtens uns auch hier nicht verſagt iſt. Zwar fällt unſer Blick, ſobald wir zur Thür hinaustreten, unmittelbar auf ein Götzentempelchen mitten in dem Gehöfte des Bungalow; aber das Gehöft des Bungalow ſelbſt liegt weit genug abſeits vom Dorfe, um jedes Heidengetümmel von unſern Ohren fern zu halten. Auch dünkt uns dieſes Plätzchen im Vergleich zu der hinter uns liegenden Strecke, die in jetziger Zeit faſt nur von der kniehohen, ſchmächtigen Baumwollenpflanze mit zartem Blätterwerk und rothen und gelben Blumen hie und da ſpärlich übergrünt iſt, faſt eine Oaſe in der Wüſte. Auf dem umgebenden Raſen, den freilich die Sonne ziemlich grau geſengt hat, weiden unſre beiden Ochſen

friedlich umher, und über die grüne, von ſchmucken Bäumen durchſetzte Hecke blinken die blauen Berge, von leichtem Gewölk halb verſchleiert, herein.

Unſre erſte Tour von Palamkottah, das wir am 28. April zwiſchen zehn und elf Uhr des Abends verließen, führte uns, an der Pagode von Tinnewelly vorbei, bis nach dem Bungalow bei Kyataur,[15] (19—20 engliſche Meilen), in deſſen Nähe eine große Pagode ihr Haupt erhebt. Früh angekommen, machten wir uns erſt gegen Mitternacht wieder auf und kamen, über Vellitſcheri und Yaireshewul, am nächſten Morgen nach Kovilpetty (17—18 engliſche Meilen). Hier trafen wir den Collector Bird aus Palamkottah, der ſein Zelt dicht neben dem Bungalow aufgeſchlagen hatte. Er zog eben umher, um die Felder zu taxiren.

In Kovilpetty raſteten wir bis zwei Uhr am andern Morgen. Dießmal war der Weg über alle Beſchreibung moraſtig. Nachdem wir auch noch das breite, aber jetzt faſt waſſerleere Sandbett des Satur-Fluſſes durchmeſſen hatten, erreichten wir, erſt gegen acht Uhr des Morgens, den Bungalow von Satur (etwa 13 engliſche Meilen.)

Wir fühlten uns ſehr angegriffen, vielleicht auch mit in Folge des Südweſtwindes, der jetzt mit Sonnenuntergang regelmäßig einſetzt und, über erhitztes Land und ausgetrocknete Teiche und Lachen fahrend, viel Krankheitsſtoff, beſonders rheumatiſchen, mit ſich führt. Wir blieben daher bis gegen Mittag des folgenden Tages in Satur. Unſer Koch kaufte ein Schaf für zehn gute Groſchen und bereitete uns Allen einen Feſttag.

Virdooputty,[16] — wenn ich nicht irre das erſte Schanardorf von Madura her — (etwa 17 engliſche Meilen) erreichten wir auf noch ſchlimmeren Wegen in der Dämmerung. Zwei europäiſche Gräber in dem Gehöfte des dortigen Bungalows mahnten uns an die Hinfälligkeit unſres Geſchlechtes in dieſem verzehrenden Klima und gaben dem

ſtillen Ruhehauſe ein eigenthümlich heimiſches Gepräge. Das eine gehörte einem Officiere, der, wahrſcheinlich ſchon krank, in dem kühlen Cortalam Linderung ſuchen wollte.

Ein engliſcher Colonel hatte kurz nachher in dieſem Bungalow einen ſonderbaren Schlafgenoſſen, in der Geſtalt einer anderthalbelligen Kobra-Capella. Die Schlange lag, nur durch ein Polſter von ihm getrennt, lange ganz ruhig neben ihm. Plötzlich erwachend berührte er ſie zufällig mit ſeinem Finger. Er rief um Hülfe, und bald lag der gefährliche Nachbar todt zu den Füßen ſeiner Diener. Einige ſeiner eingebornen Soldaten prophezeiten ihm ſogleich, daß ſeine baldige Beförderung zum General nicht fehlen könnte, ſintemalen ihr Gott, und noch dazu ungeladen, — das Lager ihres Colonels mit ſeiner Gegenwart beehrt habe. Dieſe Weiſſagung ſchien in der That faſt zutreffen zu wollen; dem Colonel wurde bald nachher das zeitweilige Commando der „ſüdlichen Abtheilung“ übertragen.

Ob nun Virdooputty „Altort“ heißt oder nicht, — recht „altväterlich“ wenigſtens ſcheint es dort noch herzugehen. Die vielen Tempelchen, Sattiram's und Teiche geben dieſem Orte den Charakter einer rechten Götzenſtadt.

Bald nach Mittag verließen wir den Bungalow daſelbſt mit ſeinen heimiſchen Gräbern und erreichten auf faſt gefährlichen Wegen den hieſigen Bungalow[17] mit ſeinen heimiſchen Comforts, geſtern Abend erſt gegen acht Uhr.

Wir befinden uns hier auf einer Miſſionsſtation der Amerikaner. Dieſe haben zwar ein paar Miſſionshäuſer, Schule und Kirche in Tirumangalam errichtet, allein der Miſſionsfrüchte ſind ſehr wenige. Ich war heute früh im tamuliſchen Gottesdienſt, die ganze Verſammlung aber, die Miſſionsfamilie und Miſſionsbedienten abgerechnet, beſtand aus Kindern, die von heidniſchen Aeltern zur Schule geſchickt werden. Da ſchlich denn der Geſang der, ohnehin meiſt ſehr lahmen

und matten Kirchenlieder der amerikaniſchen Miſſion im Tamulenlande gar am Boden hin. Welch ein Gegenſatz zwiſchen der amerikaniſchen Miſſion in der Provinz Madura und der anglikaniſchen in der Provinz Tinnewelly. Es kommt mir nicht bei, die verhältnißmäßige Erfolgloſigkeit der amerikaniſchen Miſſion allhier ſammt und ſonders den Miſſionaren ſelbſt zur Laſt zu legen; allein das läßt ſich wol kaum in Abrede ſtellen, daß die Art ihrer Miſſionspraxis einen Theil der Schuld trägt. Auch ſcheint es, daß ſie ſelbſt bereits theilweiſe einzulenken angefangen haben.

Die erſten amerikaniſchen Miſſionare in der Provinz Madura begingen überdies gleich von vorn herein einen eigenthümlichen Fehler. Sie errichteten in einem gewiſſen Umkreis von der Hauptſtation zu Madura hie und da Miſſionsgebäude, noch ehe ſie den Boden hinlänglich geprüft hatten. Sie wählten dazu in der Regel große, ſtarkbevölkerte Orte, in der Hoffnung, dort ein recht volles Miſſionsnetz ziehen zu dürfen. Allein es kam ganz anders als ſie gedacht. Die größern Orte ſind meiſt von anſehnlichern Hindukaſten bewohnt, und auf dieſe konnten die amerikaniſchen Miſſionare hierſelbſt um ſo weniger Einfluß gewinnen, als ſich ihre Miſſionspraxis in einer falſchen Stellung zur Kaſte ſelbſt befindet. Ihr geſammter Einfluß wendete ſich daher faſt ausſchließlich den Pariah's zu, die in kleinern Dörfern im Lande umher wohnen, und ſo ſind nun die vorweg an falſchen Plätzen errichteten Miſſionsgebäude zum Theil ein Hinderniß geworden, den gewonnenen Einfluß zu vertiefen und zu erweitern.

Der eigentliche Miſſionar von Tirumangalam, Herr Little, war gerade abweſend. Herr Ford vertrat ihn. Deſſen Station iſt eigentlich Periakulam; er kann aber dort der ungeſunden Lage wegen nicht bleibend wohnen. Ich ſah auch Miſſionar Chandler von Sivaganga, der mit ſeiner Frau nach den Palney-Bergen durchreiſte.

Doch ich muß nun ſchließen, denn obſchon ich noch weiter zu ſchrei-

den Muße und Neigung habe, ſo will doch die arme Kraft, die auch dazu gehört, nicht länger gleichen Schritt halten.

Madura, den 5. Mai 1851.

Geſtern Nachmittag gegen zwei Uhr verließen wir den Bungalow zu Tirumangalam, nachdem wir mit den dortigen amerikaniſchen Miſſionaren zu Mittag gegeſſen. Unſre Ochſen hatten ſich auf dem ſonneverſengten Raſenplatze rings um den Bungalow her für länger als 24 Stunden gütlich gethan und eilten denn nun auf Flügeln der Dankbarkeit mit uns davon. Auch unſer Fuhrmann war in beſter Laune; er plauderte mit einem nebenherlaufenden Burſchen, der das Sivazeichen in grellſten Farben an der Stirn trug und in ſeiner Weiſe ſehr heilig ausſah, ſo ausgelaſſen, daß uns die Ohren gellten. Wir ſchickten daher den Burſchen hinweg. Er aber ſprang auf einen Wink unſers Fuhrmanns nur eben ein wenig ſeitwärts, faßte ein ziemlich junges Schaf, das ſich von einer benachbarten Heerde an die Straße her verirrt hatte und ſteckte es unſerm Fuhrmann zu. Dieſer ſetzte es zu ſich auf den Bock und wickelte es in die Wagendecke, alles ſo ganz frei und ungezwungen vor unſern Augen, als ob derlei Dinge durchaus in Ordnung wären. Darauf lief der Burſche voran, wahrſcheinlich um unſern Diener, der voraus gegangen war, von dem gemachten guten Fang zu unterrichten. Als ich nun den Fuhrmann zur Rede ſetzte: Ei, ei, du haſt ja ein Schaf geſtohlen! ſo antwortete er: „O nein, Herr, es iſt ja ein Lamm!“ — Nun gut, ſo haſt du ein Lamm geſtohlen; den Augenblick laß es laufen! — „Herr, Herr, ich habe es nicht geſtohlen; der Burſche hat es mir gebracht.“ In dieſer ausweichenden Weiſe, die den Hindus ſo eigenthümlich iſt und die Einem die Uebung der Geduld blutſauer macht, ging es noch lange fort. Ja endlich ſprang er gar vom Bocke herab und zeigte mir mit wehmüthiger Geberde das niedliche Thierchen, gleich als hoffte er

mich dadurch für seine Sache zu gewinnen. Nur die ernsthaftesten Drohungen vermochten ihn endlich, die Beute fahren zu lassen.

Wie gesagt, unsre Ochsen eilten mit uns der alten Königsstadt Madura so lustig entgegen, daß wir, ehe wir es uns versahen, um den sogenannten Alexander-Berg,[16] einen vereinsamten Hügel, bis wohin der Sage zufolge Alexander der Große gekommen sein soll, weit herumbogen. Dies war der erste Vorbote des benachbarten Madura, dessen Fort von da nur noch vier englische Meilen entfernt ist. Bald stellten sich noch andre Vorboten ein: schöne, dunkelgrüne Reisfelder, die auf die Nähe des Madura-Flusses deuteten, feiste Brahminen, wie sie nur eine Götzenstadt gleich Madura zu nähren vermag, eine Fülle buntangestrichner Sattirams oder Ruhehäuser für wandernde Eingeborne, mit Saffran überreichlich geschminkte Städterinnen, und vorher schon eine hoch und weit hin ragende Pagodengruppe. Zur Linken sahen wir Pasumalei. Dort haben die Amerikaner eine Art Seminar, das ich schon bei meinem ersten Aufenthalte in Madura besuchte. Weithin scheint das Kirchlein am Fuße der kahlen Hügel.

Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir das Fort. Da sich aber die Stadt selbst mehrere Meilen weit hinstreckt und unser lieber Gastfreund Herr Baynes gerade am entgegengesetzten Ende derselben wohnt, so langten wir erst mit Einbruch der Nacht daselbst an. Ein herzlicher Händedruck sagte uns, daß wir bei alten Freunden einkehrten und machte uns die an und für sich köstliche Herberge gleich von vorn herein doppelt kostbar.

Es liegt so eben der allerneueste Bericht der amerikanischen Mission zu Madura und Dindigul vor mir. Diesem ist ein kurzer Ueberblick über die Geschichte derselben beigegeben. Ich gebe ihn hier in noch kürzerer Form wieder. Er ist auch insofern interessant, als er einen treuen Abdruck des amerikanischen Geistes, der auch das Gei-

ſtigſte in Zahlen zu verkörpern liebt und ſtrebt, vor Augen ſtellt. Es heißt dort:

„Es iſt nun 17½ Jahr her, ſeit die Pioniere der Miſſion ihre Arbeit in Madura begonnen. Während dieſer Zeit ſind 23 Miſſionare und Miſſionsgehilfen mit der Miſſion verbunden geweſen."

„Ein Miſſionar, ein Arzt und ſieben Miſſionsgehilfinnen ſind auf dem Felde geſtorben. Ein Miſſionar, der die Miſſion in guter Geſundheit verließ, ſtarb auf dem Wege nach Madras, wo er ſich nach Amerika einſchiffen wollte. Von den geſtorbenen Miſſionsgehilfinnen überlebten zwei ihre Ankunft in dieſem Lande nur ein paar Wochen; zwei raffte die Cholera hinweg."

„Die Geſammtzahl der von Miſſionaren auf dieſem Arbeitsfelde zugebrachten Jahre iſt 126. Ein wenig mehr als 5 Jahre iſt die durchſchnittliche Arbeitszeit des Einzelnen."

„Um aber den Betrag wirklicher Miſſionsarbeit während einer Reihe von Jahren möglichſt richtig herauszubringen, muß man von vornherein ein gut Theil Zeit auf Rechnung des Sprachſtudiums, weltlicher Beſchäftigung und Unterbrechung durch Krankheit abziehen. Man glaubt, daß in gewöhnlichen Fällen der Abzug von 3 Jahren in einem Zeitraum von 16 Jahren für jeden Miſſionar eher zu gering, als zu hoch ſei. Danach iſt der Betrag wirklicher Miſſionsarbeit allhier etwa gleich der Arbeit eines einzigen Miſſionars für 74 Jahre."

„Daraus geht unter anderm hervor, daß die bisherige Miſſionsarbeit in keinem Verhältniß zu dem Umfang des Miſſionsfeldes ſteht. Weniger als 5 Miſſionare durchſchnittlich ſind unter mehr als Einer, noch dazu über ſieben bis achttauſend engliſche Quadratmeilen verſtreuten, Million von Hindus ſeither beſchäftigt geweſen."

„Daraus geht ferner hervor, daß das Ergebniß, verglichen mit dem Betrag der Arbeit von der Art iſt, daß es uns nicht blos ermuthigen kann, ſondern daß es uns auch zu aufrichtigem Danke auffor-

dert. Seit dem Anfange der Miſſion ſind 320 Perſonen auf Bekenntniß ihres Glaubens an Chriſtum in die Kirche aufgenommen worden. Das gibt die Durchſchnittsſumme von mehr als 4 „hoffnungsvollen“ Bekehrungen für die jährliche Arbeit Eines Miſſionars. Aber dieſe Rechnung zeigt blos den Betrag der eingeſammelten Frucht und nimmt ganz und gar keine Rückſicht, weder auf den ausgeſtreuten Saamen, der noch aufſchießen kann, noch auf die heranwachſenden Pflanzen oder gar ſchon reifenden Saaten. Es lernen ja Tauſende von Kindern das Wort Gottes in unſern Schulen leſen und 690 Familien (2471 Seelen) haben ihre frühere Religion verlaſſen und werden nun in der Wahrheit des Evangeliums unterrichtet.“

So weit der Anhang zum Bericht. Es folgen darauf ſtatiſtiſche Tabellen, die ſo genau ſind, daß ſie ſogar die Zahl der Meilen, die von den ſämmtlichen Miſſionaren in dem letzten Jahre auf ihren Reiſen zurückgelegt worden, angeben. Sie werden mir eine Ueberſetzung derſelben gern erlaſſen. Erlauben Sie mir nur Folgendes noch zu bemerken:

Es iſt außerordentlich ſchwer, ſich in den kirchlichen Ausdrücken der amerikaniſchen Miſſionare zurechtzufinden.

So heißt es in dem vorliegenden Berichte S. 5: „Alle Lehrer in den Dorfgemeinden ſind dem Namen nach Chriſten und Einige von ihnen ſind Glieder der Kirche.“

Ich bin gewiß, daß Sie und alle deutſchen Leſer ſammt und ſonders dieſen Satz zwiefach mißverſtehen. Wenn da von „Dorfgemeinden“ (village congregations) die Rede iſt, ſo ſind eben nur Katechumenen gemeint, und die „Chriſten dem Namen nach“ (Christians nominally) ſind ebenfalls Katechumenen. In dem von mir oben mitgetheilten Stücke des Berichts wird von „hoffnungsvollen Bekehrungen“ geredet. Das iſt in unſrer Redeweiſe weſentlich nichts anders als „Taufen“ — auf die Hoffnung hin, daß der Täufling in

aufrichtiger Bußfertigkeit die h. Taufe empfangen habe. Es wird aber ein nüchterner Miſſionar, und wenn er in Bezug auf Ertheilung der Taufe auch noch ſo vorſichtig zu Werke geht, bei einer Anzahl von drei bis vierhundert Getauften, namentlich aus den allerniedrigſten Volksklaſſen, nur auf Wenige, ſehr Wenige rechnen, die nicht doch aus fremdartigen Rückſichten die h. Taufe begehrt und empfangen haben. Die Hoffnung der indiſchen und vielleicht aller Miſſionen ruht weſentlich auf dem künftigen Geſchlechte, oder wol gar auf den künftigen Geſchlechtern. Das darf der Miſſionar weder ſich ſelbſt, noch Andern verhehlen. Wehe der Miſſion, die in Verkennung dieſer tageshellen Wahrheit das heranwachſende Geſchlecht, ich meine die Kinder der Chriſten, vernachläſſigt in dem einſeitigen Streben, die Zahl der Gemeinde aus den Heiden zu vermehren. Diejenigen der heimathlichen Miſſionsfreunde, die, in falſcher Richtung befangen, alljährlich nur immer von ſo und ſo viel neuen Taufen hören möchten, mögen wohl bedenken, daß ſie damit den Miſſionar ſelbſt gar leicht in eine falſche Richtung hineintreiben. Ich wiederhole es noch einmal: wenn einer Miſſion, ſo zu ſagen, das Dach nicht endlich über den Kopf zuſammenfallen ſoll, ſo muß ein tüchtiger Grund in den Gemeindeſchulen gelegt werden.

Doch für jetzt genug darüber. Ich habe ſo eben ein Schreiben von dem Miſſ. Herrn Lechler in Salem erhalten, in welchem er uns auf meine Anfrage, ob ich ihn im Monat Mai zu Hauſe anzutreffen hoffen dürfe, freundlich zu ſich lädt. Der hieſige Arzt freilich räth uns auf das Entſchiedenſte ab, in jetziger Jahreszeit den Weg über Salem zu nehmen, da ſehr viele Europäer auf der Durchreiſe durch jene Gebiete der Cholera fortwährend zum Opfer fallen, — und zwar in ein paar Stunden zum Opfer fallen. — Gott ſelbſt wolle uns in unſrer Entſchließung leiten nach ſeinem Wohlgefallen. Er kann uns bewahren, auch wenn Tauſende zu unſrer Rechten fallen und zehntauſend zu unſrer Linken.

Madura, den 15. Mai 1851.

Ich will nur gleich die süße Morgenkühle benutzen, um wieder ein paar Zeilen an Sie zu schreiben. Sie in Ihrem gemäßigten Klima können sich kaum vorstellen, was ein Morgen wie der heutige, wo man hastig nach dem wollenen Rocke greift, in einem Lande wie Indien werth ist. Da mischt sich in die Morgen-Preisgefühle auch ein Dank für die liebe Morgenkühle gegen den Geber aller guten Gabe, und man kann lange vor lauter Wonne an dem sinne- und herzerfrischenden Luftbade nicht recht zur Arbeit kommen. Ich habe, während ich dieses schreibe, die Fenster zu beiden Seiten offen. Links fällt mein Blick auf einen Garten voll stattlicher Bäume und blühenden Gesträuchs, das nur hie und da eine Aussicht auf die benachbarten Gebirge zuläßt, rechts auf einen schön ummauerten und eben so schön umschatteten Kunstsee, in dessen Mitte auf kleiner grüner Insel das pagodenartige Mausoleum eines der alten Madurakönige im vollen Glanz der Morgensonne prangt. O wann wird doch die Sonne der Gerechtigkeit über dir aufgehen, du alte Götzenburg Madura, und die liebe Morgensonne statt deiner finstern, schwerfälligen Pagoden eben so viele freundliche Kirchen des wahren Gottes ringsumher vergolden!

Sie werden sich wundern, daß wir noch immer in Madura sind, und daraus schließen, daß es uns in der alten Königsstadt sehr wohl gefallen müsse. Nun in der That, unser lieber Gastfreund, der Provinzialrichter Herr Baynes, dem nicht blos sehr Vieles zu Gebote steht, Einem den Aufenthalt in Madura angenehm zu machen, sondern der auch Alles bereitwilligst zu Gebote stellt, scheint es allerdings fast darauf anzulegen uns so lange als möglich festzuhalten. Der wahre Grund aber, weshalb ich mich zu einer so langen Rast entschlossen habe, ist die Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand. Mein ganzes System war, als ich hier ankam, sehr herunter, und

in Folge der allgemeinen Erſchlaffung hatte ſich eine ſolche Schwerhörigkeit eingeſtellt, daß ich an einer Unterhaltung faſt gar nicht Theil zu nehmen im Stande war; es brauſte wie ein ferner Ocean vor meinen Ohren. Dieſelbe Rückſicht hielt mich auch ab, einen Ausflug von hier nach Dindigul zu machen, wo die Amerikaner gleichfalls eine Miſſion haben. Ich hatte ſchon ein paar Ochſen auf dem Wege dahin aufgeſtellt, ließ ſie aber nach einem genauern „Ueberſchlag der Koſten", ich meine, meiner Kräfte, wieder hereinholen. Seitdem nun hat ſich in Folge der Ruhe und guten Pflege das Uebel, Gott Lob! um Vieles gebeſſert, d. h. ich fühle mich im allgemeinen wieder ſtärker und das Brauſen vor den Ohren iſt ſchwächer.

Während meines Aufenthaltes hierſelbſt habe ich auch einen der amerikaniſchen Miſſionare aus Jaffna kennen lernen. Zweimal wurde ich an der Ausführung meines Planes, nach Jaffna hinüberzuſegeln, vom Wind gehindert, einmal in Point Calimere, und einmal in Pamben. Ich freute mich daher um ſo mehr, daß ein günſtigerer Wind einen der dortigen Miſſionare mir gerade hierher nach Madura gebracht hatte. So hatte ich Gelegenheit, mir über alle dunklen Punkte in der dortigen Miſſion Licht zu verſchaffen, und dieſe Gelegenheit habe ich denn auch treulich benutzt. Für jetzt nur ſo viel, daß die amerikaniſche Miſſion in Jaffna, die nicht blos in der Heimath, ſondern auch hier in Indien ſelbſt ein bedeutendes Anſehen genießt, nach genauerer Erkundigung von ihrem Glanze bei mir etwas verloren hat. Sie hat während ihres mehr als dreißigjährigen Beſtehens nur etwa 400 Glieder (die Proſelyten aus der römiſchen Kirche mitgerechnet) geſammelt, und davon ſind mindeſtens drei Viertel im Dienſte der Miſſion angeſtellt. Sonſt aber hat ſie im Vergleich zu andern indiſchen Miſſionen den bedeutendſten Einfluß auf die höhern Kaſten, die Brahminen ausgenommen, geübt und zwar auf dem Wege der Schule, weniger durch öffentliche Predigt.

Geſtern hatte ich einen intereſſanten Beſuch. Der Verwalter der hieſigen Tempelgüter, ein Brahmine aus dem Norden, machte in Folge einer Einladung des Herrn Baynes, der mir eine gute Gelegenheit verſchaffen wollte, mich nach den Verhältniſſen der hieſigen Hinduwelt zu erkundigen, ſeine Aufwartung. Bei ſolchen Gelegenheiten geht es, der Sitte des Morgenlandes gemäß, nie ohne Geſchenke ab, und wenn es auch nur ein paar Citronen ſind. Dieſe hat man mit der rechten Hand zu empfangen und dieſelbe ſodann zum Zeichen des Dankes gegen die Stirn zu führen. — Ich bin überzeugt, der ſtolze Brahmine, deſſen Stellung obenein faſt eine fürſtliche iſt, würde mich kaum eines Wortes gewürdigt haben, wenn ich nicht in dem Hauſe des Provinzialrichters herbergte. So aber mußte er wol gute Miene zum böſen Spiele machen und mir auf meine vielen Fragen Beſcheid geben. Leider wußte er über Alles, was über ſeinen eignen engen Kreis hinausging, blutwenig zu ſagen. Er ſelbſt gehört derjenigen Abtheilung der Brahminen an, die, weder dem Siva noch dem Viſchnu ausſchließlich zugethan, vielmehr das allerhöchſte Brahma verehren. Er verglich im Laufe des Geſpräches Siva und Viſchnu dem Provinzialcollector und dem Provinzialrichter und das obere Brahma dem über beiden ſtehenden Gouverneur. So legen ſich dieſe philoſophiſchen Herren die Sache zurecht.

Von ihm erfuhr ich, daß die Brahminen an den Viſchnutempeln zu Madura und auf Alagar-Malei[19] ſogenannte Sri Vaiſchnavas ſind, ſich aber nicht, wie die zu Conjeveram, mit den Siva-Brahminen zanken — und raufen. Nach ihm werden in dem hieſigen Sankaratſcharya-Kloſter beſonders ſolche Bücher geleſen, die von der Liebe zu Siva handeln. Auch die Vaiſchnavas beſitzen ein kleines Kloſter in Madura.

Als ich nichts mehr zu fragen hatte, entfernte ſich mein Berichterſtatter unter vielen Verbeugungen mit halbgeſchloßnen Augen, ſich fort und fort die Spitzen der Finger küſſend.

Mittlerweile hat ſich die Sonne zur Hälfte der Mittagshöhe emvorgeſchwungen; bald werden die Luftwellen, die heute früh Stirn und Schläfe ſo wohlthuend umſpielten, zu einem heißen Bade werden.

Heute Abend brechen wir, will's Gott, nach Tritſchinopoli auf. Darum für diesmal Lebewohl!

Nach Salem.

Salem, den 24. Mai 1851.

Mehrmals habe ich ſeit meinem letzten Schreiben aus Madura die Feder angeſetzt, um Ihnen wieder ein paar Worte zu ſagen. So oft ein leidlich kühler Morgen die Laſt und Hitze des letztvergangnen Tages und der eben verfloßnen Nacht ein wenig vergeſſen machte, legte ich mir Papier, Tinte und Feder zurecht; allein die Luſt an der ſeltnen Labe, der erfriſchenden Morgenluft, feſſelte mich ſtets ſogleich wieder in ihre unwiderſtehlichen Bande, und ehe ich mich's verſah, goß die Sonne ihre Feuerwürze in meinen gewiß unſchuldigen Labebecher und lähmte mir alle Sinne und Gedanken. Da gab es denn nichts Eiligers zu thun, als Tinte, Feder und Papier wegzupacken, alle Thüren und Fenſter lichtdicht zu ſchließen und im dunklen Raume möglichſt bewegungslos, ja möglichſt gedankenlos auf die Stunde zu harren, wo die vollglühende Sonne einem halbglühenden Abendhauche weichen würde.

Sie erinnern ſich aus meinem letzten Briefe, daß wir am 15. Mai das liebe, gaſtfreundliche Haus zu Madura verließen, und eben an dieſem Morgen erreichten wir das der Cholera wegen ſo ſehr gefürch-

tete Salem.[20] Ich geſtehe gern, daß ich vor dieſer Reiſe die Macht der indiſchen Sonne nur in ſehr geringem Grade kannte. Wir hatten zwar ſchon im vorigen Jahre, als wir von den Blauen Bergen herab nach Trankebar wanderten, eine Probe davon gehabt; es war ja ebenfalls im Mai, dem unerträglichſten Monat in dieſen Landen. Allein damals ſtand uns noch ein ziemlicher Fond europäiſcher Kraft zu Gebote, und wir hatten die kühle Alpenregion der Blauen Berge nur eben erſt ſeit ein paar Stunden verlaſſen, als wir in der heißen Tiefebne von Coimbatore anlangten. Dazu reiſeten wir damals in dem bequemen, luftigen Mandjil, und die ganze Tour dauerte nur wenige Tage.

Die Hitze in Indien iſt am Ende wol zu ertragen, ſelbſt in dieſen allerheißeſten Monaten, wenn man nur wenigſtens nicht grade weit umherzureiſen hat; die europäiſchen Häuſer in Indien, ich meine die Privathäuſer, nicht die öffentlichen Raſthäuſer, ſind ganz mit Rückſicht darauf angelegt. Da ſind wohl eingerichtete Badegemächer; da iſt die Panka, eine einfache Vorrichtung, die die Stelle des Fächers im Großen vertritt; da ſind Matten aus wohlriechendem Wurzelwerk die in den Thüröffnungen aufgehängt und von Zeit zu Zeit mit Waſſer begoſſen werden, um die einſtrömende Luft zu kühlen u. ſ. w. Von dem Allen hat das öffentliche Raſthaus nur das Badeſtübchen.

Nun genug von dem Elend des indiſchen Wanderlebens in dieſer Jahreszeit und unter dieſen Verhältniſſen. Ich ſchildere es nicht, um zu klagen, ſondern nur um Sie mit den hieſigen Verhältniſſen recht genau bekannt zu machen. Bei dem Allen hat uns der treue Gott väterlich geführt, und während ich es geſtern kaum noch ertragen zu können meinte, befinde ich mich heute wieder ganz leidlich wohl in dem gemüthlichen Miſſionshauſe zu Salem, und meine Seele iſt voll Dankes gegen Den, der auch in der Wüſte einen Tiſch bereiten kann. Hier iſt überdem nichts weniger als eine Wüſte, vielmehr eine wahre Oaſe. Alles ſteht trotz der heißen Jahreszeit im üppigſten

Grün, und das Miſſionshaus ſelbſt liegt in einem gewaltigen Gehöfte voll ſchmucker Bäume und ſchöner Matten. Rings umher aber erheben Berge ihre luftigen Häupter, und dort hinauf gedenken wir noch heute Abend zu ziehen, um den Herrn Miſſ. Lechler, der ſich dort oben während der heißen Jahreszeit aufhält, zu beſuchen. Sie können ſich denken, wie ſehr ich mich nebenbei auf die Kühle freue, die uns da droben erwartet, freilich nicht ohne einige Beſorgniß vor dem jähen Wechſel, zumal wir faſt alle unſre wärmern Kleider von Tuticorin aus nach Madras geſchickt haben.

Nun Einiges von unſrer Reiſe hieher.

Jenſeit des Veichei-Fluſſes, den wir jetzt zum Theil begraſt fanden, kamen wir bald zu dem ehemaligen Jagdhauſe des Trimala Naiken, deſſen Mauſoleum während unſres Aufenthaltes in Madura wir ſtets vor Augen hatten. Ein wunderliches, aber in der That maleriſches Gebäude mit ſeinen Ecken, Bogen und Erkern; ein wahres architectoniſches Chaos; auch nicht ein einziges grades Fenſter! Der Aneimalei („Elephantenberg"), dem wir entgegenfuhren, erinnerte uns durch ſeine Geſtalt unwillkürlich an ſeinen Namen. Allenthalben brennende Feuer und lagernde Gruppen! Bald ſtreute der Vollmond ſeinen Zauber über Alles.

Obgleich wir in Sittampatty ſowohl als in Melur friſche Ochſen poſtirt hatten, ſo erreichten wir Kottamputty[21] (etwa 30 engl. Meil.) doch erſt mit Sonnenaufgang (16. Mai). In dem öffentlichen Ruhehauſe daſelbſt beſuchte mich ein eingeborner Katechet, der im Dienſte der amerikaniſchen Miſſion in der dortigen Gegend arbeitet. In dem benachbarten Ganapati ſind viele Römiſche, und unter dieſen etwa 20 Häusler, die ſich der Gemeinſchaft der Amerikaner angeſchloſſen. Nach den Aeußerungen des Katecheten zu urtheilen, befolgen die amerikaniſchen Miſſionare, theilweiſe wenigſtens, noch ſtets die von Rhenius beliebte, mehr als wunderliche Methode, nach welcher diejenigen, die

in ein näheres Verhältniß zu der Miſſion zu treten wünſchen, vor allen Dingen ſich durch Namensunterſchrift verpflichten müſſen, dem Götzendienſt zu entſagen, zur Kirche zu kommen und ihre Kinder zur Schule zu ſchicken. Die Paller, ſetzte er hinzu, hören ganz gern der evangeliſchen Predigt zu, aber ſie mögen ſich gar nicht gern in dieſe Ordnung fügen.

Wir brachen noch vor Sonnenuntergang wieder auf. Durch ein ziemlich geſchloßnes und daher heißes Thal gelangten wir gegen neun Uhr nach dem nächſten Ruhehauſe zu Tovarakurtſchi, wo wir Herrn Hudſon, Unterrichter von Madura, vorfanden. Wir tranken in der monderleuchteten Verandah Kaffee; Herr Hudſon aber vermehrte unſre Reiſevorräthe mit einigen Flaſchen engliſchen Biers. Mit der Morgendämmerung kamen wir nach Kovilputty[22] (12 engliſche Meilen), wo wir in dem ſchönen Raſthauſe über Tag ruhten. Die nächſte Nacht brachte uns — wenn man ſchlaferfüllten Augen trauen darf, durch eine zum Theil öde Gegend — nach Virallymalei (8 engl. Meil.). Auf einem einzeln ſtehenden Felſen daſelbſt thront, maleriſch genug, ein Suppiramanja-Tempel. Eben umzog man, als wir um Mitternacht einrückten, den heiligen Berg mit lärmenden Trommeln und piepigen Blasinſtrumenten.

Der folgende Tag brachte uns eine faſt unerträgliche Hitze. Wir ſchloſſen jede Ritze, und doch faßte ſich alles Geräth in dem nachtdunkeln Zimmer nicht anders an, als ob es dicht an einem heißen Ofen geſtanden hätte. Die größte Plage aber war das Trinkwaſſer, welches wir hier ſo grün fanden, daß wir uns durchaus nicht überwinden konnten, darin auch nur zu baden. Für die Küche dagegen mußten wir es ſchon annehmen, wenn wir überhaupt etwas Anderes, als trocknes Brot genießen wollten. Die öffentlichen Kunſtteiche nämlich ſind um jetzige Jahreszeit aus Mangel an Regen ganz eingemodert; Brunnen aber giebt es nicht überall. Möglich freilich, daß man uns in Virallymalei aus purer Bequemlichkeit ſo abſpeiſte. Am fol-

genden Abend erſetzte uns, bis der Mond kam, unaufhörliches Wetterleuchten die Laterne. Morgens in aller Frühe kamen wir wohlbehalten nach Tritſchinopoli, das wir als einen alten Bekannten begrüßten. Wir mußten die Stadt, die ſich ſehr weit hin erſtreckt, ein paar engliſche Meilen weit durchziehen. In dieſem Theile ſahen wir zuerſt faſt nichts als einzeln ſtehende Gehöfte von Europäern, nachher jedoch auch dichter aneinander gerückte Häuſer der Eingebornen.

Hier, grade auf der Hälfte zwiſchen Madura und Salem, hoffte ich unſern Nallatambi zu ſehen, der, wie ich höre, neulich ſein Candidatenexamen zur Zufriedenheit unſrer Miſſionare beſtanden hat. Er ließ ſich nicht ſehen, und ich wußte ihn nicht zu finden. Vielleicht war er grade abweſend. Ich kann ſagen, ich hatte mich ſehr auf ihn gefreut. Er iſt einer der wenigen tamuliſchen Miſſionsgehilfen, zu denen ich ſo recht Vertrauen faſſen kann. Die Meiſten machen gleich von vornherein den Eindruck von Miethlingen, die nur durch den Gehalt, den ſie aus der Miſſionskaſſe empfangen, bei der Miſſionsarbeit erhalten werden. Möge der Herr ſelbſt dieſen Erſtling eines eingebornen Lehrſtandes in unſrer tamuliſchen Miſſion rüſten und vollbereiten, und ihn vor allen Dingen in der Demuth erhalten!

In Tritſchinopoli ſtieß der Polizeiſoldat zu uns, den uns unſer lieber Gaſtfreund in Madura bis Salem zur Verfügung geſtellt hatte. Erſt um Mitternacht ſetzten wir unſre Reiſe fort!

Nachdem wir das Fort, das ziemlich weit vom öffentlichen Raſthauſe entfernt iſt, im Rücken hatten, überſchritten wir die prachtvolle Brücke über den Cavery, der noch ziemliche Waſſervorräthe hatte. Damit betraten wir die von Cavery und Colerun gebildete Inſel. Es dauerte nicht lange, ſo bogen wir, bei dem berühmten Tempel von Tiruvaneikka,[23] von dem ſchönen Baumgange ab, der gerade aus nach Combaconum führt. Wir kamen nun an den Heiligthümern von Sriranga vorüber, und paſſirten ſpäter den Colerun, jetzt eine un-

geheure Sandbreite mit einigen Streiflein Waſſers. An dem jenſeitigen Ufer ſtießen wir auf feiernde Haufen, Männer und Weiber; mit gewaltigen Töpfen auf den Häuptern, zogen ſie nach Sriranga — voran eine große Menge von Ochſenwagen, deren einer mit Trommelſchlägern beladen war. Mit dem Morgen erreichten wir das Raſthaus zu Sergambur (15 engliſche Meilen).[24]

Hier war es ſo kühl, daß wir bis gegen 10 Uhr vor der Thür im Schatten zu ſitzen vermochten; deſto ſchwüler wurde der Abend. Die nächſte Nacht brachte uns auf ſehr böſen Wegen noch Totteyum.[25] Unſer Polizeiſoldat, ein ſchöngeſtalteter Telugu, hatte das etwas erhöhete, und von lieblichen Bäumen umringte Raſthaus bereits geöffnet. Nach Weſten hin war eine ziemlich freie Fläche; dort hatte es geregnet; und von dorther brachte uns der Luftzug ein Labſal, das uns noch viel beſſer mundete als die ſchönen Enteneier, von denen hier das Stück keinen ganzen Pfennig koſtete, ſammt den nicht übeln Mango's, deren fünf wir für zwei Pfennige kauften. Wir genoſſen hier wieder die Segnungen des Cavery: grüne Felder und Gärten, fette Milch und fettes Huhn. Auch unſre Ochslein pflegten ſich weidlich auf dem ſchönen Raſen unter den ſchattigen Bäumen. Bis tief in den Nachmittag hinein dauerte die Kühle fort: ein in der That merkwürdiges Ereigniß auf einer Maireiſe in dieſen Gegenden.

In der nächſten Nacht reiſten wir nach Namcul Hill Fort.[26] (20 bis 21 engliſche Meilen.) Der Regen hatte Steine und gewaltige Wurzeln bloß gewaſchen; es war kaum zum Fortkommen.

Auf einem grauen nackten Felſen, auf dem ich nur einen einzigen grünen Baum entdeckte, liegt, dicht beim Raſthauſe, das Fort von Namcul. Daß hier viele Muſelmänner wohnen, kam unſrer Küche beſtens zu ſtatten; wir durften nun einmal das immerwährende Huhn ausſetzen und dafür einen Kalbskopf verzehren: auch ein wichtiges Ereigniß auf einer indiſchen Reiſe.

Noch eine nächtliche Tour, auf beſſerer Straße, und wir raſteten in dem netten Bungalow zu Moonoo choudy[27] (113 engl. Meilen). Schon auf der vorigen Tour hatten ſich Berge eingeſtellt; auf dieſer begleiteten ſie uns ſtets zur Rechten. Sie verließen uns nicht wieder bis Salem, deſſen Nähe uns eine Menge von Frachtwagen bereits bezeugt hatte.

Der Tag in Namcul war der heißeſte, den wir je erlebt. Mir war's, als ob mich die Hitze jeden Augenblick tödten oder wahnſinnig machen müßte. Erſt gegen Abend kühlte ein furchtbarer Sturm die Atmoſphäre. Von dort alſo kamen wir in der letzten Nacht hieher nach Salem.[28] Leider trafen wir Herrn Lechler nicht zu Hauſe; ein deutſcher Handwerker aber, der die mit der hieſigen Miſſion verbundene Gewerbsſchule leitet, kam uns freundlichſt entgegen. Wir wollen ſchon heute Abend dem Miſſ. Lechler auf den benachbarten Bergen nacheilen.

Ich ſehe, der Himmel hat ſich umwölkt und die ſtrenge Herrſchaft der Sonne gemildert. Das iſt gut für unſre kleine Reiſe nach den Bergen, den Schervaroy's. Wir haben zwei Stündchen bis zum Fuße derſelben im Ochſenwagen zu machen und müſſen daher ſchon gegen 5 Uhr fort, da wir dann noch zwei Stündchen bis zum Gipfel haben. Ich höre, ein Pferd ſteht für mich bereit am Fuße des Gebirges zum Hinaufreiten, und für meine liebe Frau ein Tragſeſſel. Von dort oben, will's Gott, das nächſte Mal mehr.

Schervaroy-Berge, den 26. Mai.

Wie hat ſich die Scene ſo plötzlich verändert! Ich ſitze hier in Wolle gekleidet von Kopf bis zu Fuß; neben mir kniſtert ein helles Kaminfeuer, und draußen nebelt's und regnet's ſo trübfreundlich, als es ſich das nordiſche Herz nur wünſchen kann. Selbſt das Fröſteln, das Einen von Zeit zu Zeit durchrieſelt, iſt Wonne, und ſo groß iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Oben und Unten, daß Einem die kurz

vorher noch ausgeſtandne Glutofenhitze faſt wie eine Fabel vorkommt. Das Einzige, was mich in meiner Behaglichkeit ſtört, iſt der Anblick meiner armen Frau, die ſeit unſrer Ankunft auf dieſen nordiſchen Höhen, vier bis fünf tauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, faſt ununterbrochen an dem heftigſten Zahnweh leidet und in wollenen Decken wie begraben liegt.

Unſre Bergfahrt vorgeſtern Abend ging nicht ohne bedeutende Unannehmlichkeiten ab. Wir hatten bedeckten Himmel jenen ganzen Nachmittag, und ſo angenehm das war, ſo brachte es doch unſren Reiſeplan in Unordnung. Sobald die Sonne am Himmel nicht zu ſehen iſt, fehlt dem Hindu die Uhr, und Alles geht aus dem Gleiſe. Dann weiß ja der Schläfer nicht, wann es Zeit zum Aufſtehen, der Schulmeiſter nicht, wann es Zeit zum Anfangen, der Koch nicht, wann es Zeit zum Anrichten iſt. So erhielten wir denn auch an jenem Tage das Mittageſſen zu ſpät, und als uns die fetten aber trägen Ochſen des Herrn Lechler an den Fuß des Gebirges brachten, begann es ſchon allgemach zu dämmern. Der Weg, der von unten hinaufführt, iſt ſchmal, ſteil, ſteinicht und windet ſich in Schlangenlinien hin und her. Es war daher kein kleiner Schrecken für uns, als plötzlich die Nacht ihren Schleier über Berg und Thal fallen ließ und Pfad und Abgrund in ſo rabenſchwarze Finſterniß hüllte, daß die Träger langſam wie die Schnecken ſich vorwärts bewegten, und das Pferd mit bis zur Erde geſenktem Haupt den Weg ſuchend ängſtlich nachfolgte. Einer mußte voranſchreitend ſtets ſondiren. Noch hatten wir mehr als eine Stunde Weges vor uns und zwar ſo ſteiler Art, daß ſelbſt der ledige Fußgänger ſtets auf ſeiner Hut ſein mußte, um nicht rückwärts hinzugleiten. Ich ſprang daher, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu bot, vom Pferde und keuchte lieber zu Fuß hinan, zuerſt hinter dem Tragſeſſel meiner Frau her, zuletzt voraus, um den Trägern Muth zu machen. Denn obſchon dies arme Geſchlecht gar wenig Ehr-

gefühl beſitzt, das Beiſpiel eines europäiſchen Turey (Herr) in dem Geſchäfte, das ſie als das ihrige anſehen, verfehlt nicht leicht ſeine Wirkung. Ich hatte mich kaum an die Spitze begeben, ſo ließ der Führer des Zuges ein fortwährendes „Sikkram! Sikkram!“ (d. i. ſchnell!) erſchallen, und nicht umſonſt: der eintönige Geſang, womit ſie ſich ſelbſt im Takt zu halten pflegen, wurde auf der Stelle belebter. Es gibt nichts Einfacheres, als einen ſolchen Geſang der indiſchen Seſſel-, Mandjil-, und Palankinträger im Allgemeinen. Der Geſang unſrer Leute aber an jenem Abende insbeſondere war ein Muſter von Einfachheit; nichts als: Häken, Päken! Häken, Päken! und dann vielleicht einmal zur Abwechslung: Hoken, Poken! Hoken, Poken! u. ſ. f. Einer aber derſelben ſchien in ſeiner Art ein ſtrengreligiöſer Hindu zu ſein. Er unterbrach das eintönige „Häken, Päken“ und „Hoken, Poken“ von Zeit zu Zeit mit einer Art Stoßſeufzer zu ſeinen Göttern: O Rama! O Pandya! O Swami!

Ein Glück war es übrigens, daß ein Engländer, der bald nach unſrer Abfahrt vom Miſſionshauſe in ſeinem ſtattlichen, mit zwei kräftigen Rennern beſpannten Wagen an unſerm Ochſengefährt den Bergen zu vorüberflog, dem Herrn Lechler von unſrer wahrſcheinlichen Verſpätung Kunde gegeben und ihn erſucht hatte, uns von oben her eine Fackel entgegen zu ſenden. Der wohlwollende Mann hatte uns von dem, was er, wenn oben angekommen, für uns zu thun gedachte, Nachricht gegeben; ein herunterkommender Eingeborner brachte uns, grade als es zum Leſen noch helle genug war, ein Zettelchen von ihm, überſchrieben: „An die Freunde des Herrn Lechler.“ Wir dankten Gott dafür in unſren Herzen, und obſchon die Fackel erſt ziemlich ſpät kam, ſo erhielt doch die Ausſicht darauf unſre Leute in guter Stimmung. Wäre es nicht ſo gekommen, wer weiß, ob wir nicht bis zur Tagesdämmerung in dem fieberreichen Djangel, der die Berge überwuchert, hätten liegen bleiben müſſen, da der Weg immer

gefährlicher zu werden schien. Das Wiegenlied der Jackals möchte uns schwerlich eingeschläfert haben, und wenn doch, so hätte uns der nächste Morgen wahrscheinlich mit dem Djangelfieber, dem bedenklichsten aller indischen Fieber, beschenkt gefunden. Dem, der die Seinen mit Mutterhänden hin und her leitet, sei Lob und Preis für diese Hilfe zu rechter Stunde.

Kaum war die freundliche Fackel angekommen, so wurde der mühevolle Gang zu einem wahren Genuß. Wie Sterne in der Tiefe flimmerten die einzelnen Lichter in der unten liegenden Ebne, und die voranschreitende Fackel goß einen wahrhaft magischen Schein auf die düstern Felsgruppen zur Seite und auf die tief eingemummten Gestalten der Eingebornen, die, weil es grade Sonnabend Abend war, von ihrer Wochenarbeit in den obern Kaffeepflanzungen zur Sonntagsruhe in ihre Wohnungen truppweise hinuntereilten, und sich, weil der Pfad außerordentlich schmal ist, während wir vorüberzogen an die Felsenblöcke zu beiden Seiten des Weges schmiegten.

Sie wissen, Herr Lechler, bei dem wir jetzt zu Gaste sind, ist ein Deutscher. Er stand früher mit der Church-Missionary-Society in Verbindung, trennte sich aber mit Rhenius und mehrern Andern von derselben und ging zur London-Missionary-Society über, die bekanntlich ohne alles confessionelle Gepräge ist. Wir haben hier die allerliebevollste Aufnahme gefunden. Glauben sie ja nicht, daß sich das in diesem Lande, wo der reisende Europäer der Gastfreundschaft so sehr bedarf, von selbst versteht. Unter den Missionaren verschiednen Bekenntnisses wenigstens scheint es sich keineswegs überall von selbst zu verstehen.

Salem, den 4. Juni.

Abermals hat sich die Scene verändert. Die Kühle der Berge, die mir neue Lebenskraft und neuen Lebensmuth einhauchte, war reines Gift für die Gesundheit meiner armen Frau, die es nun ein-

mal mit meiner Feindin, der indiſchen Wärme, hält. Wir mußten deshalb ſchon nach Verlauf einer Woche in die Ebne hinabeilen, und auch hier iſt es jetzt verhältnißmäßig ſo kühl, daß ſie wol nicht eher wieder ganz geneſen wird, als bis an die Stelle der Ausnahme die Regel, an die Stelle der Kühle abermals die Hitze tritt. Wir gedenken nun in einigen Tagen nach Madras aufzubrechen, nach dem wir uns von Herzen ſehnen, wie nach der Oaſe der Wüſtenpilger.

In der That ein lieblicher Aufenthalt, die Schervaroy-Berge.[29] Ein hohes, aber nicht gar ausgedehntes Tafelland, voll Hügel, Thäler, Schluchten. Zehn bis zwölf europäiſche Landhäuſer ſchmücken die Berge rings umher. Hier ein Fruchtgarten, dort ein Saatfeld, hier eine Kaffeepflanzung, dort ein grüner Anger mit weidenden Heerden. Das letztere Bild und dann der gelegentliche Anblick hochſtämmiger und überreicher europäiſcher Birnbäume, ſo wie andrer europäiſcher Gewächſe, verſetzte mich immer in die liebe Heimath; allein die ſcheitelrechte Sonne, die, ſo oft ſie das Berggewölk vollſtändig zu brechen im Stande iſt, auch hier den Köcher voll feuriger Pfeile hat, führte die Gedanken bald wieder nach Indien zurück. Ich verſuchte es einige Stunden vor Sonnenuntergang umherzuwandern auf den reizenden Bergen, die mich fort und fort hinaus lockten; allein ich mußte, trotzdem daß ich den Kopf durch ein umgewundnes Tuch, durch einen weitkrämpigen und wohlüberzognen Hut und durch den Sonnenſchirm dreifach verwahrt hatte, nach dem erſten Verſuche davon abſtehen und ſelbſt für dieſen theuer bezahlen.

Sobald wir aus dem Hauſe hinaustraten, fiel unſer Blick auf die Kollemalei-[30] Kette, die an Höhe hinter den Schervaroy-Bergen zurückbleibt. Eine ſchöne Ausſicht bot ein benachbarter Hügel: Teiche durchwirkten die grüne Ebene wie mit Silberſtreifen, und blauende Berge faßten ſie rings ein; in der Ferne ſahen wir den Cavery mit ſeinen wohlthätigen Fluthen; wir konnten die Straßen nach Tritſchi-

noppli und Coimbatore, nach Pondiſcheri und Madras ſehr wohl unterſcheiden.

Wir beſuchten auch das Hauptheiligthum der Schervaroy-Berge. Das benachbarte Dörfchen beſtand aus elenden Strohhütten, neben gut geackerten Feldern für trockne Körner, auch Spelt. Es kommt häufig vor, daß die Eingebornen ihre Dörfer gradezu im Stich laſſen, wenn „die Göttin der Pocken“ ihre Geißel ſchwingt.

Das Tempelchen — eine erbärmliche Strohhütte mit einem Loch zum Hineinkriechen — liegt auf einer Anhöhe, die überaus reizend das herrlichſte Thal überſchaut. Tief unten geht die Straße nach Pondichery und die nach Madras über Chingleput vorüber. Auf einem Abſatze des ziemlich ſteilen Abfalls ſahen wir, in der Mitte von geackerten Feldern, ein anderes, nicht minder elendes Dörflein liegen.

Allenthalben unter den Bäumen umher hatte eine rohe und plumpe Hand Steine zu Götzen hergerichtet. Fünf bis ſechs derſelben ſchauten, dicht am Abhang aufgeſtellt, ins Thal hinunter. Auch ganz kleine, nur fingerlange ſchwarze Steinchen mußten ſich zu Götzen hergeben. Sudrapriester bedienen das Heiligthum.

Die Bewohner der Schervaroy-Berge ſind weſentlich Sudras und zwar offenbar Tamulen. Sie gehorchen ihrem Kaſtenhäuptling auf's Wort. Uebrigens kommen ſelbſt die Bauern des Unterlandes, wenn ſie unten nichts zu thun haben, hier herauf, um in den Kaffeepflanzungen zu arbeiten; mit dem erworbenen Gelde bezahlen ſie dann oft die Steuern.

Auf dem Nachhauſewege begegneten wir einigen Tagelöhnern. Sie ſagten, ſie verehrten Vater und Mutter, Sonne und Mond; ihre Kinder hätten keine Zeit zur Schule; Lernen ſei auch gar nicht Brauch unter ihnen. Collector Cockburne, den ich auf den Nilagiris kennen lernte (Band III), verſuchte die erſte Kaffeepflanzung auf den Schervaroy-Bergen. Ein gewiſſer Herr Fiſcher, der jetzt die Abgaben eines

beſtimmten Zemindarats in Pacht hat, verklagte ihn darüber, ſo daß er für eine Weile abgeſetzt wurde; bekanntlich darf kein britiſcher Beamter der Compagnie in Oſtindien ſich dort Grundbeſitz erwerben. Seit einigen Jahren ſiedeln ſich übrigens nur noch wenig Europäer auf den Schervaroy-Bergen an. Die Regierung giebt zwar den Acre für acht Rupis; allein ſie bewilligt Steuerfreiheit nur für 5 Jahre, und behält ſich das Recht vor, nach Verlauf von 21 Jahren allenfalls einen ganz neuen Contract zu machen.

Von europäiſchen Obſtbäumen gedeihen eigentlich nur die Birnen, und ſelbſt von denen nur Eine Sorte. Auch Aepfel kommen allenfalls fort, — Pfirſichen und Pflaumen. Alle dieſe Früchte laſſen ſich faſt nur zu „Preſerve" gebrauchen. Am einträglichſten iſt der Kaffeebaum; dieſen läßt man hier, faſt ganz wie das die Eingebornen in Ceylon thun, zwanglos hinwachſen. Doch iſt auch die künſtliche Cultur verſucht worden.

Zu den ſchädlichſten Elementen der Thierwelt auf den Schervaroy-Bergen gehört der Maranai („Baumhund"), der von der Katze die Größe und die Geſtalt, vom Hunde aber den Kopf hat. Es giebt hier auch Hyänen und Tiger. Die Bären dieſer Berge ſind ſchwarz, und ſehr klein.

Wir wohnen nun ſeit drei Tagen wieder unten im Miſſionshauſe zu Salem.

Als wir am Nachmittag des 31. Mai aus unſrem luftigen Revier in die ſchwüle Ebne herabſtiegen, konnte ich, weil auf meine eignen Füße geſtellt, der ſchönen Ausſicht in die Ebne und auf die benachbarten Berge eine rückhaltloſe Aufmerkſamkeit zuwenden. Hie und da zog ſich ein Affe, der dem Pfade der Menſchen zu nahe gekommen, eiligſt in ſeine entlegneren Baum-Feſtungen zurück. Leider überraſchte mich bei Kundoor[31] ein alle Ausſicht verderbender Regen. Zum Glück fanden wir in dem ſonſt ſehr unwirthlichen Hauſe, das Collec-

tor Cockburne am Fuße der Berge errichtet hatte, und das man nun an die Pflanzer verkaufen will, eine Taſſe wärmenden Thees bereit. Bald leuchteten auch die weißen Oechslein des Herrn Lechler, — mir, dem durchnäßten Fußgänger, wie zwei Hoffnungsſterne — aus der Finſterniß der Nacht entgegen. Ich kannte ſie ſchon, die fetten, faulen Bäuche. Obwohl es nach Hauſe ging, wollten ſie doch nicht anziehen, als bis die Peitſche von beiden Seiten her ihre traurige Pflicht lange und nachdrücklich gethan hatte.

Das Miſſionsgehöft, in welchem wir wohnen, umfaßt an 20 bis 30 engliſche Morgen Land, meiſt ſchöner grüner Anger, von hohen ſchattigen Bäumen und Baumgängen anmuthig durchbrochen. Eine große Heerde ſtattlicher Ochſen, die hier bekanntlich am beſten gedeihen, weidet friedlich umher, grade vor meinen Augen; zur Linken aber ſehe ich in eine Werkſtatt hinein, wo eine ziemliche Anzahl junger Hindu's im Zimmern, Tiſchlern und Schmieden unterrichtet werden. Der junge Mann, der ihnen darin Anweiſung gibt, iſt aus Baiern. Herrn Lechlers Zweck dabei iſt, die hieſige Chriſtenjugend zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft zu machen und ſie ſo auf der Stufenleiter derſelben um ein paar Sproſſen zu heben. Dies erſcheint um ſo wünſchenswerther, als die hieſige Chriſtengemeinde aus den niedrigſten Kaſten geſammelt und dazu dem größten Theile nach aus Einzelſtehenden zuſammengeſetzt iſt. Da muß es natürlich von der größten Wichtigkeit ſein, ehrenhafte Familienväter heranzubilden und ſo dem Chriſtenthume bürgerliche Achtung und bürgerlichen Einfluß zu verſchaffen. Es gibt auch kaum etwas Schlimmeres, als Abhängigkeit der jungen Chriſtengemeinden von der Miſſionskaſſe; der ſittliche Nachtheil dabei iſt noch viel bedenklicher, als der financielle.

Die Miſſion zu Salem wurde im Jahre 1827 angefangen. Herr Lechler iſt der dritte Miſſionar, der hier arbeitet. Als er im Jahre 1840 eintrat, fand er 41 Abendmahlsgenoſſen vor und 121 andre

Kirchgänger, theils Getaufte theils Katechumenen. Alle dieſe Leute ſammt den 7 Katecheten wohnten damals in dem Miſſionsgehöfte, das beiläufig das größte und ſchönſte iſt, das ich bisher geſehen habe. Dem machte Herr Lechler bald ein Ende, indem er die Gemeindeglieder hie und da in der Umgegend anſiedelte und die Katecheten hier und dort poſtirte. Jetzt ſind der Abendmahlsgenoſſen nur 33, der Kirchgänger aber (Getaufte und Katechumenen) 228.

Vorigen Sonntag hielt ich den hieſigen Chriſten eine Anſprache, worin ich unter Anderm ſagte, daß die Miſſionsfreunde in der Heimath in der Regel eine viel beſſere Meinung von den Hinduchriſten hätten, als es die bei weitem größte Mehrzahl verdiene. Es gibt in der That keine größere Plage für den treuen Miſſionar, als ſeine Chriſten, natürlich hier und da mit einer erfreulichen Ausnahme. Kommen ſie doch aus dem Pfuhl des Heidenthums, und dazu zur Zeit faſt ſämmtlich aus den unterſten Volksſchichten, unter denen die gräulichſten Sünden, wie ſie nur Sodom und Gomorrha kannte, und vielleicht noch ſchlimmere, im Schwange gehen. Da mit dem Uebertritt zum Chriſtenthume immerhin auch ein äußerer Vortheil verknüpft iſt, und wäre es auch nur die fürſorgende Liebe des Miſſionars, ſo drängen ſich überdies meiſt noch die minder ehrenhaften Elemente aus jenen unterſten Schichten zur chriſtlichen Kirche.

In der vorgeſtern Abend von mir gehaltenen Andacht hatte ich bei dem Gebete des Katecheten wiederum Gelegenheit, die ſchon oft gemachte Bemerkung zu machen, daß es ihnen an Worten keineswegs zu fehlen pflegt. Die Zungenfertigkeit der Tamulen iſt erſtaunlich. Ich wundre mich nur immer, daß ſich die Zunge nicht verwickelt in den ellenlangen Biegungsſilben, die wie eben ſo viele Schleifen an dem Netz der tamuliſchen Worte herabhängen.

Noch ein paar Worte über Salem[82] ſelbſt. Der Bazar dieſer Stadt iſt ziemlich lang, die Straße ſehr belebt; eine Unmaſſe von Wagen

und Ochſen, die zum Theil auf die Nilagiris gehen, liegen in der Nähe. Herr Lechler hat Luſt eine Art Speicher zu bauen, wohin die Bauern der benachbarten Dörfer ihr Reis zum Verkauf bringen können.

Einen ſehr intereſſanten Beſuch machten wir bei einem Mitgliede der Pantcha-Kammaler (Band IV S. 184), die ſeit einiger Zeit das prieſterliche Joch der Brahminen abgeſchüttelt haben,[38] einem Eiſenarbeiter, der für die Armee liefert. In ihm fand ich das tamuliſche Sprüchwort beſtätigt: „Es giebt keinen Kammalen, der ſich nicht herausſtreicht.“ Als wir das Geſpräch auf den bewußten Streit lenkten, konnte er erſt vor lauter Enthuſiasmus keine Antwort geben; dann aber ergoß ſich ſeine Zunge in einen Strom von Schimpfworten gegen die „reisfreſſenden Bettler,“ die Brahminen. „Dieſe Kerle ſagten: Ihr ſeid doch bloße Handwerker; wie könnt ihr prieſterliche Ceremonien verrichten? Da antworteten wir: Wohl euch, wenn ihr ein Handwerk verſtändet, ihr Bettelvolk! Visvakarma (der himmliſche Baumeiſter) hat die ganze Welt gemacht; wir aber ſind ſeine Kinder und Nachfolger; wir machen auch Alles, ſelbſt Götterbilder und Opfergefäße.“

Während ſo der Alte ſeiner Galle Luft gönnte, trat ein Tſchetti ein. Befragt, ob denn er den Pantcha-Kammalern die Brahminenwürde zuerkenne, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus; er meinte, die Sache müßte erſt noch gründlich unterſucht werden; die allgemeine Meinung hielte die Pantcha-Kammaler allerdings nur für Sudra's. Ueber die andere Frage, ob denn die Vellaler oder die Pantcha-Kammaler höher ſtänden, wollte er ſich durchaus nicht ausſprechen. Es war nämlich auch ein Vertreter der erſtgenannten Kaſte zugegen.

Die Hindus erzürnen ſich im Ganzen ſelten bis zur Ungeberdigkeit. Hier ſah ich den Einen ganz Eifer und den Andern ganz Flamme

werden, — und das alles über die Kaſte, dieſe ſtets brennende Frage der indiſchen Geſellſchaft.

Ich hoffe noch vor Madras wieder einmal zu ſchreiben. Für jetzt ein herzliches Lebewohl!

Ueber Arcot nach Madras.

Ambur, den 6. Juni.

Mit Freuden ſetze ich die Feder an, um den Faden unſrer gegenſeitigen Verbindung an meinem Theile fortzuſpinnen. In unſrer Reiſe von Salem nach Madras, vor der mir nicht ohne Grund gebangt hatte, iſt ja jetzt ein Wendepunkt eingetreten. Wir haben ſo ziemlich die Hälfte des Weges (über 100 engliſche Meilen) mit Gottes Hilfe zurückgelegt: dazu vertauſchen wir nun den Bergpfad mit ſeinem kalten, ungeſunden Winde gegen die Ebne, und unſer beiderſeitiger Geſundheitszuſtand hat ſich ſo eben merklich zu beſſern angefangen.

Wir haben die Reiſe über Tappur bis hieher in 7 Touren gemacht, und zwar meiſt am Tage, da faſt ſtets bedeckter Himmel war. So hatten wir die beſte Gelegenheit, das Land umher genauer zu beſehen, als es bei nächtlichen Touren möglich iſt. Es war leider faſt immer dieſelbe Scene: Berge zur Rechten, Berge zur Linken, hier ein Anger, dort eine Wildniß, hier ein Saatfeld, dort ein Palmyrawald. Die Straße ſelbſt iſt eine der ſchönſten, die wir bis jetzt in Indien geſehen haben, und wenn die tamuliſchen Bauern die gelegentlichen Vertiefungen in derſelben nur nicht ſo gar unordentlich mit regellos hingeworfenen Felsſtücken ausgepflaſtert hätten, ſo wäre

ſie vollkommen zu nennen. So aber gab es, ehe man ſich's verſah, ein fünf bis zehn Stöße, daß der Wagen zu zerſchellen drohte. Die Straße iſt übrigens faſt ununterbrochen mit ſchönen, ſchattigen Bäumen bepflanzt, unter denen ſich, außer der rieſigen Baniane, dem beſten Straßenbaum in Indien, die Tamarinthe mit dem feinen Blätterwerk in ſaftigſtem Grün hervorthut.

Unſre zweite Tour von Tappur[34] (25 engl. Meilen von Salem) nach Adamacottah (12 — 13 engl. Meilen) war minder angenehm. Der Paß, der ungefähr eine halbe Stunde hinter Tappur ſeinen Anfang nimmt, wurde unſern Thieren ſehr ſauer, obſchon zwei Kuli's wacker nachſchoben. In dem Ruhehauſe zu Adamacottah blieben wir beiderſeitiger Krankheit halber einen Tag liegen. Auch hier mahnten uns wieder zwei europäiſche Gräber an das, was auch ohnedies den Gedanken ſehr nahe lag. Bei dem einen derſelben hat man, unter einem ſchattigen Baume, die Trümmer eines ſogenannten Cromlechs aufgeſtellt. Es ſind vier mehr oder minder beſchädigte Steine, die, ganz wie die auf den Nilagiris (B. III, 285—286), ein Viereck bilden; der fünfte — die Decke — fehlte. Die darauf dargeſtellten Scenen ſind ganz offenbar keine Kriegs-, ſondern Jagdſcenen; die da verherrlichten Heroen minderten vielleicht das Wild, das aus dem Dickicht der benachbarten Berge Saaten und Heerden verwüſtete.[35]

Auf der dritten Tour nach Irumatur (18 engl. Meilen), die uns ſtets zwiſchen zwei Bergreihen auf einer breiten Hochfläche hinführte, kamen wir durch Dharmapuri (5 engl. Meilen von Adamacottah), einen ziemlich bedeutenden Ort. Hier hat einer der engliſchen Collectoren eine Behauſung. Er war eben anweſend; eine Maſſe von Schreibern füllte die Verandah. Dicht bei dem Orte lagerte unter einem Baume eine Gruppe von Bergbewohnern, deren lockiges Haar uns an die Sumali's in Aden[36] erinnerte. Vor und hinter Dharmapuri ziehen ſich bedeutende Palmyrapflanzungen hin. Die europäiſchen Schafe,

die wir auf der windigen Fläche in umfänglichen Heerden weiden ſahen, konnten, — bei ſolchem Wetter wenigſtens, wie wir es fanden, — den europäiſchen Pelz ganz wohl vertragen; auch die Menſchen alle hatten ſich nach Kräften eingehüllt. Selbſt das rings mit Flechtwerk umſtellte Ruhehaus zu Irumatur konnte uns vor dem unheimlich heulenden Sturme nur halb ſchützen. Zunehmendes Unwohlſein zwang uns abermals einen Tag der Ruhe ab.

Die vierte Tour nach Matur war ziemlich kurz (11—12 engl. M.). Dicht bei Irumatur paſſirten wir den faſt ganz leeren Ponnaru. Die Berge zur Rechten und zur Linken vereinzelten ſich je länger je mehr. Bei Matur, wo die Straße von Pondichery herüberkommt, zeigte ſich auch die Kokospalme wieder.

Die fünfte Tour nach Tirupatur (13 engl. Meilen) brachte uns durch eine anſcheinend ſehr wenig bevölkerte Gegend. Rechts traten ſehr bald die „Jewaddy-Hill's" hervor. Wir ſahen wieder viele Palmyrapflanzungen an der Straße hin. Grüne Reisfelder hatten, von Tappur an, unſer Auge nur ſehr ſelten ergötzt. Tirupatur iſt bloß ein Kuppeikadu, ein bazarloſes Dorf.

Auf dem Wege nach Vanichenbady („Kaufmannsort" 15 engliſche Meilen) — dem Zielpunkt unſrer ſechsten Tour, — hatten wir die Jewaddy-Hill's, deren Geſtalt uns an den Carmel erinnerte, fortwährend zur Rechten. Am Fuße derſelben ſahen wir viele Dörfchen. Allenthalben Ziegenheerden, braun wie die Rehe.

Vanichenbady, dicht am Palaru, iſt ſtark bevölkert von ſogenannten „Lubbi's" — Muhamedanern von der Weſtküſte, die zwiſchen Madras, Radjamundri, Madura, Bangalore u. ſ. w. mit Ghi, Häuten, Ricinus-Oel und dergleichen handeln. Man ſpricht von 2000 Häuslern. Das prächtige Ruhehaus zu Vanichenbady in einem großen Gehöfte mit grünem Raſen und ſchönen Bäumen ſchenkte uns einen Tag der erquicklichſten Ruhe.

Nicht weit von dem Orte iſt ein Dörfchen, wo man vor etwa vier Jahren allerlei Alterthümer ausgrub. Die beſten derſelben fand ich in dem Hauſe eines Vaiſchnava-Brahminen, — ſiebzehn Figuren, alle aus Viſchnus Familie, von Erz, Silber und Gold. Man ließ mich nur bis an die Schwelle des Verſchluſſes, war aber unverſchämt genug, mich um einen Liebesbeitrag zur beſſern Kleidung dieſer Götzenbilder anzuſprechen. Man ging damit um, einen Tempel für die wiedergefundenen Götter zu errichten.

Vanichenbady liegt an der Straße zwiſchen Bangalore und Madras, die ausdrücklich für einen mit Pferden beſpannten Eilwagen hergerichtet iſt. Hier mußten wir das Paar Miethochſen für eine engliſche Meile — den Fuhrmann eingerechnet — mit drei guten Groſchen bezahlen; der gewöhnliche Tarif iſt ſonſt nur das Drittel dieſer Summe. Die Poſt, bei der hier Viele einen ſehr guten Verdienſt finden, hat vielleicht den Preis ſo hoch hinaufgetrieben.

Der Sipahi im Raſthauſe hatte uns — offenbar zu ſeinem Vortheil — ein ſehr ſchlechtes Paar gemiethet. Kaum waren wir auf unſrer Tour nach Ambur (10 engl. Meilen) eine halbe Stunde weit gekommen, ſo mußten wir die kraftloſen Thiere zurückſchicken. Ochſen aus einem benachbarten Dorfe brachten uns für neun Groſchen bis zu unſrer nächſten Beſtimmung; Reingewinn für uns — ein und zwanzig Groſchen.

In dieſer Gegend beſonders ſahen wir viele Ziegenheerden und in Zuſammenhang damit bedeutende Vorräthe an Lederarbeiten. Unſer Koch, der nebenher den Handelsmann machte, kaufte auf Speculation eine große lederne Flaſche, worin die Eingebornen Ghi, Oel u. ſ. w. aufzubewahren pflegen.

Einmal kamen wir durch einen wirklich hübſchen, weil dicht gepflanzten Wald von Palmyrapalmen, die uns mit ihrem jungen Safte erquickten. Dieſer hat faſt eine ähnliche Nachwirkung wie gut gegoh-

renes Weißbier. Wir zahlten für ein recht gutes Maaß nicht mehr als einen Pfennig.

Wir ſind nun in einen reichlicher bevölkerten Diſtrikt eingetreten, in den Diſtrikt von Arcot mit ſeinen vielen Muſelmännern, die uns, beiläufig geſagt, zehnmal weniger behagen, als die heidniſchen Tamulen. Die große Maſſe derſelben iſt keineswegs rein ſemitiſchen Blutes. Sie wiſſen, die Muhamedaner gingen auch hier auf Bekehrung ihrer Unterthanen aus und zwar in der bekannten Weiſe. Da nun die niedern Kaſten in Indien in den Brahmanismus weniger feſt verſtrickt ſind und durch Annahme der herrſchaftlichen Religion in bürgerlicher Beziehung nur ſteigen können, ſo gingen Viele zur Fahne des Propheten über. Die Gemeinheit, die den niedern Kaſten in Indien eigenthümlich iſt, nahmen ſie mit hinüber, und dort bekamen ſie den muſelmänniſchen Stolz dazu. Der gemeine Ausdruck ihres Geſichts ſtraft ihre ſtolze Haltung Lügen. Sie haben ſich bisher der chriſtlichen Religion faſt ganz verſchloſſen, und das um ſo mehr, als Chriſten nun die Herren des Landes ſind, über das ſie ſelbſt einſt ihr rohes Scepter geſchwungen haben. Das können ſie nicht vergeſſen, ja ſie träumen wol gar von einem künftigen Umſchwung der Dinge, da ſie wieder obenauf kommen, und wenn ja politiſche Unruhen im Lande entſtehen, ſie ſind faſt immer die Anſtifter.

Zu unſerm Erſtaunen fanden wir in dem hieſigen Ruhehauſe zu Ambur einen eingebornen Reſtaurateur. Wir waren kaum abgeſtiegen, ſo wurde uns ſchon eine Preisliſte in die Hände gelegt. „Mittagseſſen à Perſon 2 Rupies (1 Thlr. 10 Ngr.); die Taſſe Kaffee 2 Annas (2½ Ngr.) u. ſ. w. u. ſ. w.“ — Nun, ſo etwas nennen die Engländer „Civiliſation,“ und es gibt in der That Manchen unter denſelben, der in ſolcher und ähnlicher Civiliſation eine Vorläuferin des Chriſtenthums begrüßt. Sie werden ſich aber von ſelbſt denken können, daß diejenigen Eingebornen, die mit derartiger Civiliſation in nähere

Berührung kommen, nicht grade die Beſten ihres Geſchlechtes ſind. Was iſt damit gewonnen, daß „das junge Indien," die Wein- und Bierhäuſer beſucht und daß dann am Ende des Jahres dem Herrn Vater eine lange, lange Rechnung zugeſchickt wird, die er, wenn er ſie ja bezahlen kann, mit Seufzen berichtigt. „Nun aber, die alten Vorurtheile und namentlich auch der Kaſtenſtolz, dieſes furchtbarſte Bollwerk gegen das Chriſtenthum, gehen dabei doch zu Grunde." Das wol; aber wie ſteht es mit der alten Einfalt und mit der alten Kaſten ehre?

Die hieſige Reſtauration, — wenn ich ſo ſagen ſoll, — iſt natürlich blos auf durchreiſende Europäer berechnet; ſo weit ins Land herein hat ſich das junge Indien glücklicher Weiſe noch nicht ausgebreitet.

Doch ich muß ſchließen; ich fühle daß meine Kraft geringer iſt als ich dachte.

Radjah-Choultry den 22. Juni.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, haben wir wieder fünf Touren gemacht und halten nun unſre Sonntagsraſt in dem Ruhehauſe zu Radjah-Choultry. Hoffentlich der letzte Sonntag in der Wüſte. Die europäiſche Hauptſtadt des geſammten ſüdlichen Indiens, Madras, iſt nur noch 40 engliſche Meilen, d. i. 13 bis 15 Stunden Weges von hier entfernt.

Der Weg von Ambur nach Arcot war in der That reizend. Ein großes, weites Thal, über das der Palaru (Milchfluß) ſeinen Segen ſchüttet. Zu beiden Seiten des Fluſſes lachende Gefilde voll „Gras für das Vieh und Saat zu Nutz den Menſchen," grüne Wieſen, Felder und Haine. Einmal wimmelte eine ganze Bergwand von unten bis oben über und über von buntgeſtreiften Ziegenheerden; es fehlte faſt nur das Alpenhorn, um uns in die Schweiz zu verſetzen. So bildeten wir uns wenigſtens ein, in liebender Erinnerung.

Die Straße wurde hinter Ambur je länger je belebter. An Karren und Kärrnern freilich fehlte es ſchon von Salem an ganz und gar nicht; wir ſahen ſie hie und da in großen Haufen am Wege lagern. Wanderer und Ackersleute erhöhten nun das Leben auf- und an der Straße. Eine lange Brücke über den Palaru brachte uns faſt unmittelbar nach dem öffentlichen Raſthauſe zu Policondah. Dort genoſſen wir einen durch und durch lieblichen Morgen, denn da es den Abend vorher wacker geregnet hatte, ſo ſäuſelte es nun gar ſüß und kühl in den blühenden Tulpenbäumen.

Wir wandten unſer Angeſicht allmählich immer mehr dem Oſten zu. Dicht bei Policondah blickte von einer Bergſpitze kühn hernieder eine Moſchee; bald darauf aber ſahen wir, nach langer Zeit zum erſten Male wieder, eine ordentliche Pagode ihren Schmuck der Landſchaft leihen. In dem Raſthauſe zu Vellore (12 engl. Meilen), das wohl über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, fanden wir keine Herberge, — und mit Mühe endlich ein Paar Ochſen, das mit uns um Mitternacht nach Arcot aufbrach.

In dem Raſthauſe zu Arcot[37] hielten wir einen Tag an, um in dem verſiegenden Lebensbrunnen neue Kräfte ſich anſammeln zu laſſen. Der Bungalow liegt ein Stündchen abſeits von Arcot. Wir freuten uns, rings umher auf dem grünen Anger europäiſche Häuſer im Schatten ſchöner Baumgruppen verſtreut zu ſehen, wußten aber freilich nicht, daß wir es mit einem bloßen Schattenbild europäiſcher Anſiedlung zu thun hatten; die Häuſer ſtanden nämlich leer. Es lag früher ein europäiſches Regiment hier.

Natürlich beſuchte ich Arcot ſelbſt, dieſe Stadt ſonſt voll muſelmänniſchen Glanzes. Hat man den Fluß überſchritten, von deſſen grauem Sandbett ſich die grünumſäumten Ufer abheben, ſo hat man damit das Weichbild der Stadt betreten. Schöne Grabmonumente in dem dunkelſchattigen Haine zu beiden Seiten des Weges, der zum

Bazar führt, predigen laut genug von vergangner Größe, und die vielen, in der That wohl in Stand gehaltenen Moſcheen, die ſchönſten mit, die ich bisher geſehen, laſſen keinen Zweifel darüber, daß der falſche Prophet noch ſtets eifrige Anhänger in dieſer Gegend zählt. Der lang hingeſtreckte Bazar, voll Leben und Thätigkeit, giebt ein Bild muſelmänniſcher Betriebſamkeit und Behäbigkeit. Der frühere Palaſt des Nabobs aber, der gegenwärtig in den Genüſſen von Madras den alten Herrſcherſtolz zu betäuben ſucht, ein ziemlich unbedeutendes winklichtes Gebäude, liegt in völligem Ruin. Ich ſah außerdem nur wenige Häuſer, die eines vornehmen Muſelmannes würdig waren. Eines derſelben, mitten in der Stadt, lag in einem ſchönen, von hoher Mauer umgebenen Garten; am Eingange hatte ſich der begüterte Herr desſelben auf einen prächtigen Divan hingeworfen, und genoß träumend das „Wehen des Tages," ein ächtes Bild muhamedaniſcher Behaglichkeit. Minder poetiſch nahm ſich ein anderer „Sahib" aus, der, wie es ſchien, ganz dem Genuſſe der Gegenwart hingegeben, auf der einfachen Steinbank vor ſeinem Hauſe die Beine hoch in die Luft ſtreckte.

Hier und in dem benachbarten Ranipettah — der netten Vorſtadt von Arcot — ſah ich denn auch einmal wieder ächt ſemitiſche Geſichtsbildung an vielen der Muſelmänner, ein Zeichen, daß hier verhältnißmäßig eine große Anzahl ſich von der Miſchung mit den Hindus rein erhalten hat; ja während im tiefern Süden die Muſelmänner ihr Hindoſtani meiſt ganz vergeſſen haben, fand ich hier gar Manchen, der kaum ein Wort Tamuliſch gelernt hatte, und die es gelernt hatten, ſprachen es faſt alle gebrochen oder mit ganz fremdartigem Accent. In Ranipettah trat ich in eine Moſchee ein, d. h. in den Garten, der die Moſchee umgibt. Ich fand daſelbſt unter andern ein ächt muſelmänniſches Kleeblatt, einen Polizeichef, einen Prieſter und einen Schullehrer, alle Drei, wie es ſchien, von entſchieden reiner Ab-

kunft. Man ſtellte mir den Schullehrer als einen „Weiſen“ ſeines Volkes vor; und in der That, die ſchöne ſchlanke Geſtalt, das edle ruhige Geſicht, der lange weiße Bart und die würdevolle Haltung konnten wol ein Bild für einen morgenländiſchen Weiſen abgeben. Der Polizeichef aber ſchien nicht viel von einem Weiſen zu haben. Seine Frage kam immer und immer wieder darauf hinaus, ob ich von der Company angeſtellt ſei, und ob ich von ihr einen guten Gehalt bekäme. Dieſe Leute nämlich theilen die Welt der Europäer in zwei Hälften, in ſolche, die von der Company beſoldet, und in ſolche, die nicht von der Company beſoldet werden. Die Erſtern ſind ihnen die Glücklichen, die Letztern ſind in ihren Augen nur wenig mehr als Nichts. Vor den Erſtern bücken ſie ſich tief zur Erde, und wenn ſie von denſelben einer Anrede gewürdigt werden, ſo gehen ſie gewiß nicht eher fort, als bis ſie mit dem Worte „Salam“ entlaſſen werden; den Letzteren tragen ſie kein Bedenken auch ſelbſt, und zwar mitten in der Unterhaltung, einen flüchtigen Salam zu machen und ſich zu entfernen. So ging es mir mit meinem Polizeichef, nachdem er herausgebracht zu haben glaubte, daß ich nicht Einer jener Hochbeglückten zu ſein die Ehre hätte.

Unſre erſte Tour von Arcot aus führte uns Wuſcheri zu (Uſcheri? 13 engl. Meilen), mit einem zwar kleinen, aber durch Gärtchen und Teich anmuthenden Bungalow. Eine Unmaſſe von Karren hemmte von Zeit zu Zeit unſre Eile; Weiber und Kinder kauerten von Entfernung zu Entfernung, um den eben ſo nützlichen als heiligen Dünger aufzuleſen. In einem Dorfe ſahen wir fünf bis ſechs Elephanten in grader Linie ſtehen, ſich mit den Schwänzen fächern, ſonſt aber auch nicht eines ihrer übrigen coloſſalen Glieder bewegen. Ein poſſirlicher Anblick.

Bald nachdem wir Arcot verlaſſen hatten, betraten wir den Diſtrict von Chingleput, und damit veränderte ſich auch die Naturſcene. Auf

unſrer geſtrigen Tour namentlich, von Wuſchery über Pal-Chetti-Choultry („Raſthaus des Milchkaufmanns“ 18 Meilen), zogen wir durch ziemlich wüſte Gegenden, wo faſt nichts als die Palmyra fortkommt. Wir glaubten uns nach Tinnewelly zurückverſetzt. Doch haben, wie es ſcheint, die alten Könige von Conjevaram, das wir ganz nahe rechts liegen ließen und deſſen ragende Pagoden wieder an die alte Hinduzeit erinnerten und die muſelmänniſchen Bilder von Arcot u. ſ. w. in den Hintergrund drängten, eine Menge künſtlicher Seen zur Bewäſſerung in dieſer Gegend umher angelegt und ſo die Wüſte theilweiſe in Fruchtgefilde umgeſchaffen. Wir fanden die Reisfelder meiſt mit Baumgruppen anmuthig durchſetzt. Was uns aber am beſten an der hieſigen Gegend gefällt, iſt daß ſie Madras ſo nahe liegt. Iſt je ein Sehnen nach Ruhe in uns müden Pilgern geweſen, ſo iſt es jetzt. Wie freue ich mich nun auch namentlich darauf, daß die wüſte Unterhaltung mit den Fuhrleuten, Sipahis u. ſ. w. wieder einmal ein Ende gewinnen ſoll. Nichts kann Einem das Reiſen in dieſen Landen ſo ſehr verbittern, als die Noth, die derlei Leute machen. Damit geht es etwa folgendermaßen:

„Es iſt Zeit zum Gehen, Burſche; ſag dem Fuhrmann, er ſoll anſpannen.“ Ja, Herr. (Nach einer Viertelſtunde:) „Burſche, haſt du es dem Fuhrmann geſagt?“ Ja, Herr. (Wieder nach einer Viertelſtunde:) „Burſche, hat der Fuhrmann nun angeſpannt?“ Ja, Herr. „Aber ich ſehe ja nichts.“ Herr, der Fuhrmann iſt noch nicht da. „Noch nicht da? Du ſagteſt ja eben, er habe angeſpannt.“ (Schweigen.) „Wo iſt denn der Fuhrmann?“ Herr, ich weiß es nicht. „Du mußt es wiſſen!“ Herr, er iſt nach dem Dorfe gegangen. „Nun ſo lauf und hole ihn.“ Herr, er hat geſagt, er mag nicht fahren. „Und das ſagſt du nun erſt, Burſche? Den Augenblick geh und hole ihn; er hat ja ſchon die Hälfte des Fuhrlohns weg.“ — Endlich nach einer Stunde kommt der Fuhrmann.

„Nun ſchnell, Fuhrmann! Der Morgen graut; wir werden in die Hitze kommen.“ — Herr, hier iſt etwas am Wagen entzwei. „Warum haſt du denn das geſtern nicht geſagt?“ — Ei, der Herr frugen ja nicht danach. „Geh, hole den Strick, den ich dir geſtern gab, und binde es.“ Herr, der Strick iſt verloren. „Nun, ſo nimm den Strick vom Küchenkorb.“ Ja, Herr, ich binde es. „Nun mach ſchnell; aber leg mir ja nicht wieder das Stroh auf den Wagen. Nein, Herr. — Nach einer halben Stunde endlich iſt alles fertig; es wird eingeſtiegen. „Aber du haſt ja doch das Stroh auf den Wagen gepackt?“ Herr, ich nehme es herunter. (Nach einer Weile:) „Fuhrmann, haſt du das Stroh heruntergenommen?“ Ja, Herr. „Es fällt uns ja aber durch die Fenſteröffnungen Stroh in den Wagen herein.“ Herr, das kommt von den vorbeifahrenden Wagen. „Halt, ich will mich mit meinen eigenen Augen überzeugen.“ Herr, Herr, ich nehme es gleich herunter.

Endlich kommt man zum Bungalow. „Sipahi, Sipahi!“ Alles ſtumm. „Sipahi, Sipahi!“ Alles ſtumm. Endlich kommt er langſam dahergeſchlichen. „Bring gleich Milch, gute Milch.“ Hier iſt ſehr gute Milch, Herr. (Sie wird gekoſtet.) „Sipahi, das iſt ja mehr Waſſer, als Milch.“ Herr, die Kühe melken hier ſo. „Es iſt nicht wahr, Sipahi; ich ſage dir, bring gute Milch.“ Herr, es gibt hier keine beßre. „Sipahi, gib das Beſchwerdebuch her.“ Er geht ſchweigend fort und bringt gute Milch.

„Wo iſt der Waſſerträger? Er ſoll gutes Trinkwaſſer bringen.“ Nach einer Weile kommt grünes Tankwaſſer. „Das iſt ja aus dem ſumpfigen Tank da; das iſt nicht zum Trinken.“ Herr, ich dachte, Sie wollten baden. „Nun gleich ſchaff gutes Waſſer.“ Herr, ich bringe gutes Waſſer. (Nach einer Weile kommt daſſelbe grüne Waſſer wieder.) „Das iſt ja wieder Tankwaſſer.“ Nein, Herr, das iſt Brunnenwaſſer. „Das Brunnenwaſſer? Siehſt du nicht, daß es grasgrün iſt?“ Herr, es iſt nicht aus dem erſten Tank; es iſt aus jenem

dort. „Ich brauche aber Brunnenwaſſer.“ Herr, es iſt kein Brunnen hier. „Iſt ganz gleich, du ſchaffſt gutes Brunnenwaſſer; ſonſt bekommſt du nicht einen Pfennig.“ Herr, ich bringe gutes Brunnenwaſſer.

So und in ähnlicher Weiſe geht es zwar nicht alle Tage, aber ſehr oft noch viel ſchlimmer. Man hat kaum einen Begriff von der gleichgültigen Ruhe der Klaſſen, mit denen es der europäiſche Reiſende in dieſen Landen hauptſächlich zu thun hat, auf der einen, und von der grenzenloſen Lügenhaftigkeit auf der andern Seite. Es iſt zuweilen in der That zum Verzweifeln, und die gleichgültige Ruhe, die oft nur der Beutel oder der Stock in Bewegung zu ſetzen vermag, iſt ſo unerträglich wie jene Lügenhaftigkeit, die ſelbſt dem Zeugniß der fünf Sinne zu widerſprechen ſich nicht entblödet. Man würde ſich aber eine völlig falſche Vorſtellung machen, wenn man nach dem Geſagten das ganze Tamulenvolk beurtheilen wollte. Diejenigen, die mit Fremden in Berührung kommen, ſind ja im Allgemeinen allerorten die mindeſt Achtbaren; in Indien aber hat es der Fremde obenein mit den allerverkommenſten Kaſten zu thun. Die Tamulen ſelber ſagen ſprüchwörtlich: „Für einen ſpannelangen Pariah gehört ein ellenlanger Stock.“

Nun da können Sie ſich wol denken, daß wir uns nicht wenig freuen, endlich dem Ende unſrer ſechsmonatlichen Reiſe entgegenzurücken. Das Reiſen mit einer Dame in dieſen Landen iſt natürlich doppelt mißlich, auch wenn Krankheit nicht dazu ſchlägt. Die reichen Engländer u. ſ. w. freilich machen es ſich in ihrem Palankin ſo ganz leidlich bequem. Doch habe ich nie eine Frau Collector ihren Herrn Gemahl auf ſeinen amtlichen Reiſen in der Provinz umher begleiten ſehen.

In die treuen Hände unſres barmherzigen Bundes-Gottes befehle ich Sie und alle Freunde.

Madras, den 30. Juni.

Am 24. gegen Mittag endlich langten wir an dem langerſehnten Ziele unſrer Reiſe an. Als wir von Suez über das weite Meer her vor anderthalb Jahren in der Hauptſtadt des weſtlichen Indiens, Bombay, landeten, haben wir uns kaum mehr gefreut als jetzt, wo wir nach halbjähriger Wanderſchaft in den freundlichen Hafen unſres Miſſionshauſes zu Madras, der Hauptſtadt des ſüdlichen Indiens, einliefen. Dem Herrn ſei Lob und Preis und Ehre, der uns wol oft gezüchtiget, aber nicht ertödtet, der uns zuweilen niedergeworfen, aber nie weggeworfen, der manchmal wol unſre Hand losgelaſſen, aber uns ſtets von ferne her gefolgt iſt.

Wir hatten von Radja Choultry bis hierher nur noch zwei Touren. Das öffentliche Raſthaus zu Sri Perumattur[88] (12 bis 13 M.), das von weitem faſt wie ein Jagdſchloß ausſieht, im Innern aber viel Fetzen, Riſſe und Brüche zeigt, legt ein deutliches Zeugniß ab davon, daß die großen Herren von Madras auf dieſer Straße jetzt mit der Eilpoſt zu reiſen pflegen. Denſelben Eindruck machen alle Ruhehäuſer von Wuſhery; ſie ſind eng, ſchmutzig und mehr oder minder verfallen. Reiſende aus der Klaſſe der ſogenannten Oſtindier, denen ſonſt der Aufenthalt in den öffentlichen Bungalow's nicht geſtattet iſt, helfen ſie in jeder Beziehung zugrunde richten, beſonders auch im Punkte der Reinlichkeit.

St. Thomas Mount mit ſeinem weißſchimmernden Bauwerke zeigte ſich uns in der Ferne zuerſt auf dem Wege von Sri Perambatur nach der Militärſtation Punamali (13 bis 14 engl. M.), mit ganz netten europäiſchen Häuſerchen und einem europäiſchen Gottesacker, der uns an den in Nagapatnam erinnerte. In dortiger Umgegend ſahen wir zum erſten Male die Bewäſſerung mittelſt tiefer Brunnen, aus denen das Waſſer durch Treten heraufgeholt wird.

Von Punamali hatten wir noch 12 bis 13 engl. M. bis hierher. Der Dörfer, Häuſer und Bazare am Wege wurden immer mehr; immer reger wurde das Leben auf der Straße. Etwa mit dem fünften Meilenſtein betraten wir die Vorſtädte von Madras[39] — wenigſtens die dazu gehörigen Landhäuſer, die meiſt von parkähnlichen Anlagen umgeben ſind.

Wir wohnen nun ſchon fünf bis ſechs Tage in der ſüdindiſchen Capitale. Das Haus, das wir mit unſerm Miſſionar, Herrn Kremmer, innehaben, ſteht in einem netten Garten. Der iſt zwar beſonders vermiethet, aber wir dürfen doch darin luſtwandeln, und das allmorgendliche und allabendliche Schauſpiel der an dem ſchlanken Schaft der ſternblättrigen Kokuspalme hinauf- und herabkletternden Palmweinzieher haben wir obenein. Gegen Abend aber beſteigen wir gewöhnlich das platte Dach; zu unſern Füßen liegen dann die Vorſtädte Purſevakum und Vepery, die netten weißen Häuſer halb verſteckt im Grün üppiger Gärten, und während ſich das Auge an dieſen friſchen und bunten Bildern erlabt, ſchlürft der Mund in vollen Zügen den Seewind ein, den wir hier gleichſam aus der erſten Hand, unverfälſcht durch den Dunſt der niedern Regionen, empfangen, und wenn es uns dann ſo „kühl wird bis ans Herz hinan", ſo freut ſich Leib und Seele in dem lebendigen Gott, der auch unter dieſer verſengenden Sonne Quellen der Kühlung bereitet und dies Land, mit dem Himmel voll glühenden Erzes darüber hin, mit dem unermeßlichen Ocean voll der köſtlichſten Labelüfte umgürtet hat.

Schon am nächſten Morgen nach unſrer Ankunft machte mir ein Theil unſrer Gemeinde allhier einen Beſuch; vorweg ſchritt der Spielmann, umgeben von Sängern. Wir wurden nach Landesſitte mit einer langen Guirlande duftiger Blumen bekränzt und bekamen einen künſtlich gewundenen Strauß aus denſelben Blumen in die Hand. Ich entließ ſie mit einer kurzen Anſprache, ſie für eine weitere Aus-

ſprache auf die Zeit vertröſtend, wo die Ermüdung der Reiſe gewichen und der dringendſte Theil der Geſchäfte beſeitigt ſein würde.

In den erſten Tagen kamen dann auch viele Gemeindeglieder einzeln, um mich, als den Vertreter der heimathlichen Geſellſchaft, zu begrüßen. Darunter war auch ein altes Mütterchen aus der Zeit des ſeligen Fabricius. Sie war ſo ſchwach, daß Miſſ. Kremmer ihr behilflich ſein mußte, als ſie ſich der Landesſitte gemäß vor uns niederkauerte. Das ſchien ihr am meiſten zu gefallen, daß wir auf unſrem Wege hierher das heilige Land betreten hatten. „Alſo in der Stadt, wo unſer Heiland am Kreuze für uns gelitten hat, ſeid ihr geweſen?" frug ſie mehr als einmal mit freudeſtrahlendem Blick. Des andern Tages kam ſie wieder und brachte vier friſche Eier, zur Zeit vielleicht ihre ganze Habe, für uns zum Geſchenk.

Unſer beiderſeitiges Unwohlſein hat ſich je länger, je mehr gegeben. Nur von der Hitze leiden wir immer noch ſehr. Daneben haben mich die Ameiſen allnächtlich jämmerlich zugerichtet. Dieſe hatten auch bald unſere Lampe ausfindig gemacht; dorthin marſchirten ſie, von dem Labetrank darinnen angelockt, in ganzen Regimentern an allen vier Wänden entlang, und obgleich wir uns bald nach Entdeckung des Unfugs zur Wehre ſetzten, ſo haben wir doch die feindlichen Heere noch nicht übermocht.

Sobald meine nächſten Arbeiten beendigt ſind, will ich wieder an meine hochtamuliſchen Studien gehen. Es iſt hier ein junger Gelehrter in unſrer Gemeinde, der Mitüberſetzer und -Erklärer des grammatiſchen Hauptwerks der Tamulen, der mir dazu behilflich ſein kann und wird. Das Wenige, das ich noch mit ihm geſprochen, zeigt, daß er nicht blos in der hochtamuliſchen Literatur bewandert, ſondern auch mit den europäiſchen Ideen ziemlich vertraut iſt. Nach einem ſolchen Tamulen habe ich mich lange vergebens umgeſchaut.

II.

Madras.

Aufenthalt in Madras.

Die Vorſtadt, in welcher wir hauſten, — Vepery[40] — hat ihren Namen von einem Baume, deſſen bittre Frucht in der tamuliſchen Sinnbildnerei eine ähnliche Rolle ſpielt, wie bei uns etwa der Wermuth. Das tamuliſche Sprüchwort ſagt zwar, daß wenn man dieſe bittre Frucht begehre, ſie alsbald zum Zuckerrohr werde. Für uns aber behielt der Aufenthalt in Vepery, ſo heftig wir ihn auch begehrt hatten, ſtets etwas von dem Wermuthsgeſchmacke bei.

Was uns die ſüße Ruhe nach halbjähriger Wanderung von vornherein vergällte, war die ſogenannte „Kaſtenfrage", ein Wort, das in Folge meiner perſönlichen Erlebniſſe in Madras noch immer eine gewiſſe antipathiſche Wirkung auf mich ausübt.

„Wie wird es mir doch vorkommen", — ſo ſchrieb ich damals nach Hauſe — „wenn ich, dereinſt mit Gottes Hilfe heimgekehrt, mit andern Leuten wieder einmal auch etwas Andres beſprechen darf als — Kaſte. In Indien iſt mir ſchon vorher wenig Gelegenheit dazu geworden, und nun ſcheint es gar mit jedem Tage noch ſchlimmer damit zu werden. Die Kaſtenfrage fängt ſich hier und da an wie ein Glaubensartikel zu geberden; ja wenn man mit gewiſſen Leuten redet, ſo gewinnt es in der That den Anſchein, als wenn ſie ſogar den oberſten Glaubensartikel vorſtellen wollte. Nun, es wird ja die Zeit kommen, wo ich von dem indiſchen Klima, vor allen Dingen aber von der indiſchen Kaſtenfrage erlöſt, friſch und frei in meinem lieben Deutſchland wieder aufathmen darf."

37692

Die deutſchen Miſſionare Haubroe, Schreyvogel und Rhenius waren die erſten, die, zum Theil von engliſchen Einflüſſen beſtimmt, das milde Verfahren ihrer Väter in Bezug auf die Kaſte ſyſtematiſch bekämpften. Biſchof Heber, der die Kaſte irrthümlicher Weiſe als eine rein bürgerliche Ordnung aufzufaſſen geneigt war, ſuchte den Kaſtenſturm zu beſchwichtigen (1826); ein Rundſchreiben des Biſchofs Wilſon aber, der nicht minder irrthümlich die Kaſte als eine bloß religiöſe Einrichtung anſehen zu müſſen glaubte, goß Oel in die Flamme, indem es alle Kaſtenunterſchiede „entſchieden, unmittelbar und für immer" aus den einheimiſchen Gemeinden getilgt wiſſen wollte (1833). Da gab es dann namentlich in Tanjore viel Riß und Spaltung. Biſchof Spencer verſicherte zwar in einer Amtsrede an ſeine „Miſſionsgeiſtlichkeit", daß er die bürgerliche Seite der Kaſte nicht „anrühren" wolle (1841); allein die Maßregeln, die man zur Abſtellung gewiſſer Kaſten-Vorurtheile und -Mißbräuche auf kirchlichem Gebiete anwandte, kamen allzuſehr von oben herab, waren allzu äußerlich, raſch und gewaltſam, — ermangelten der liebenden Weisheit und der weiſen Liebe in zu hohem Grade, als daß ſie, zumal bei langer Verwahrloſung der alten Gemeinden in der neologiſchen Zeit, hätten bauen und beſſern können. Auch die Vepery-Gemeinde riß ſich in Folge jener Maßregeln, ſoweit ſie aus Sudras beſtand, ganz von der engliſchen Kirche los und ſtellte ſich auf eigne Füße (1846), wurde jedoch nach ein paar Jahren in den Verband der lutheriſchen Kirche, auf deren Bekenntniß hin ſie urſprünglich geſammelt worden, unter ächt evangeliſchen Bedingungen aufgenommen. Sie hat ſeitdem unter der eben ſo eifrigen als weiſen Pflege ihres lutheriſchen Seelſorgers von dem böſen Kaſtengeiſte, den die Gewaltmaßregeln nur ſteigern konnten, je länger je mehr ſich heilen laſſen.

Im Februar 1850 machten ſich auch die Diſſenters zum Kaſtenkampfe auf. Sie bezeichneten in einem „Minute of the Madras

Miss. Conference“ das alte ſchonende Verfahren in Bezug auf die Kaſte als durchaus verwerflich, und empfahlen gemeinſchaftliche „Liebesmahle“ als das beſte Mittel darüber gewiß zu werden, ob ein Neophyt den Kaſten-Vorurtheilen im innerſten Herzen entſagt habe, als ob eine ſolche äußerliche und vereinzelte Maßregel, die obenein in vielen Fällen den Widerſpruch herausfordern, und zur Heuchelei oder zur Selbſtgerechtigkeit verleiten muß, den gewünſchten Prüfſtein für die innere Geſinnung abgeben könnte! Etwa zu gleicher Zeit veröffentlichte die anglikaniſche Geiſtlichkeit der Madras-Präſidentſchaft, die mit den Diſſentern volle Gemeinſchaft zu machen Bedenken trug, mit ihrem Biſchof an der Spitze eine Sondererklärung, darin ſie, in ziemlich allgemeinen Ausdrücken, „höchlich bedauert,“ daß ſolch ein Uebel, welches einen der heilloſeſten Charakterzüge einer falſchen Religion zu verewigen dient, in der chriſtlichen Kirche irgendwie Platz gefunden. Auch die anglikaniſche Miſſion bedient ſich ſeitdem der Liebesmahle, beſchränkt ſie aber auf die eingebornen Lehrer und Prediger in ihrem Verhältniß zu den engliſchen Miſſionaren; jeder Eingeborne, der ein Lehramt in der Gemeinde begehrt, muß mit ſeinem betreffenden Miſſionar einmal zu Tiſche ſitzen, — als ob eine einmal mit einem „Gentleman“ genoſſene „Taſſe Thée“ eine ſichre Gewähr zu bieten vermöchte dafür, daß der Mann, wo ihn ſein Amt ruft, ſich nie ſcheuen werde, die Hütte nicht bloß des Pariah, ſondern auch des Pallen, des Sakkili, ja des Totti zu betreten.

Die vorerwähnte Conferenz der Diſſenter-Miſſionare zu Madras nahm ſich ſogar die Freiheit, die Miſſionare der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion zu Leipzig gleichſam vor ihr Tribunal zu ſtellen; anders läßt ſich doch wohl eine Einladung nicht anſehen, die nach Beendigung der Berathungen von einer Commiſſion der Conferenz ausging, und Worte wie die folgenden, enthielt: „Sie huldigen einem falſchen

und ſchädlichen Verfahren, das von Schrift und Erfahrung zugleich verdammt wird."

Grade um dieſe Zeit hatte ich in Bombay den indiſchen Boden betreten. Die Kunde davon war auch nach Madras gedrungen. Noch ehe ich ſelbſt dorthin kam, las ich ſchon in dem obenerwähnten „Minute of the Madras Miss. Conference", daß „man jedes nur mögliche Mittel gebrauchen wollte, um ſeine Meinung und Erfahrung in Bezug auf Kaſte vor mich zu bringen", daß „man jedoch in ſeinen Erwartungen keineswegs ſanguiniſch ſei, indem man die eigenthümliche Verfaſſung des deutſch-lutheriſchen Geiſtes wohl kenne."

Ich ſelbſt ſollte während meines Aufenthaltes in Madras nur zu handgreiflich erfahren, wie ſchwer es in der That ſei, ſich über die Behandlung der Kaſtenſache auseinanderzuſetzen mit Solchen, die entweder ſo radical ſind, daß ſie allem was revolutionirt unbedenklich zujauchzen, und in dem Geburtsadel ſchlechthin eine Verletzung der menſchlichen Gleichheit ſehen, — oder ſo puritaniſch eng, daß ſie ſogar den Hochzeitskranz, ja auch den Trauring als ein Zeichen weltlicher Geſinnung betrachten, — oder ſo verrannt in ihre menſchlichen Maßregeln, daß ſie den „Säufer bemitleiden, den mäßigen Trinker aber verachten" — oder endlich ſo verſchroben in ihrer ganzen Praxis, daß ſie alle die Miſſionare faſt verlachen, denen es ein Ernſt iſt, ſich mit der Sprache und mit den Schriftwerken der Eingebornen gründlich bekannt zu machen. Ueber die perſönliche Behandlung, die ich dabei öffentlich und ſonderlich in den Kauf nehmen mußte, laſſe ich gern einen Schleier fallen, und das um ſo lieber, als ich bei dieſer Gelegenheit auch auf manchem gegneriſchen Antlitz die Bläſſe der Scham und die Röthe der Entrüſtung geſehen habe.

Bei alle dem erklärte ich mich um des Friedens willen bereit, mit einem Ausſchuß der Conferenz zu einer Beſprechung zuſammenzutreten, glaubte aber alle weiteren Unterhandlungen abbrechen zu müſſen,

als man mir das Protocoll dieſer Beſprechung zur Vollziehung vorlegte. Ich fand es nämlich bereits lithographirt, und meine Aeußerungen über die Kaſtenfrage darin ſo ſchief dargeſtellt, daß ich ſie durchaus nicht als die meinigen wiedererkennen konnte.

Wiederholte Ausfälle in öffentlichen Blättern veranlaßten mich endlich, eine Erklärung über die Grundſätze unſerer Miſſion in Bezug auf die Kaſtenfrage abzugeben[41], die darauf hinauslaufen: Unterſcheidung zwiſchen dem religiöſen und dem bürgerlichen Elemente! Rein ab mit dem erſteren, — und in Bezug auf die Uebelſtände, die dem letzteren zur Zeit noch anhaften, in wahrhaft evangeliſcher Weiſe von innen nach außen, auf dem Wege der Predigt, der beſondern Seelſorge und des perſönlichen Beiſpiels!

Dieſe Erklärung, die ſich rein auf dem Standpunkte ruhiger Vertheidigung hielt, hatte eine doppelte Wirkung von ſehr verſchiednem Gehalte. Die Einen fanden ſich dadurch beruhigt, die Andern wurden Feuer und Flamme, und das um ſo mehr, als ſie ſelbſt zugeben mußten, daß ſich „die Sache hören ließe.“ Zeitungsartikel folgten auf Zeitungsartikel. „Man ſollte den Mann, der nach Indien gekommen, um eine ſolche Brandfackel in ein o ſo friedliches Lager zu ſchleudern, doch ja nicht ohne ein Brandmal heimgehen laſſen.“ So etwa ließ ſich einer derſelben vernehmen.

Vor dem unerquicklichen Geiſte, der auch die beſſern europäiſchen Kreiſe in Madras zum großen Theil durchdringt, hatte man mich ſchon lange vorher bange gemacht; ich kann kaum ſagen, um wie viel meine Vorſtellung in dieſer Beziehung von der Wirklichkeit übertroffen wurde. Einer der anglikaniſchen Miſſionare ging mit nichts Geringerem um, als uns und unſre ganze Miſſion aus dem Lande hinauszutreiben. So wenigſtens drohete er in ohnmächtigem Zorne.

Ich freue mich ſagen zu können: die ſchlimme Regel hatte auch hier ihre guten Ausnahmen. Selbſt unter unſren entſchiedenſten Geg-

nern fanden ſich Leute, die mir perſönlich jeden Liebesdienſt zu erweiſen bereit waren. Diejenigen aber, die mit unſern beſonnenen Maßregeln in Bezug auf die Kaſtenſache ganz oder doch mehr oder minder ſtimmten, gehörten zum Theil grade zu den allerachtbarſten Charakteren und erfreuten ſich der umfaſſendſten Bildung.

Ich hatte auch mit dem anglikaniſchen Biſchof ein Geſpräch über Kaſte. An dem Zuſammeneſſen- und Trinken im bürgerlichen Leben lag ihm nichts, — an Erzwingung von Zwiſchenheirathen denkt ohnedieß Niemand mehr —; nur darüber, daß die Kaſten-Vorſchriften einen Theil der Hindu-Schaſtra's bilden, konnte er nicht hinwegkommen. Es ſeien ja ſo Viele wider uns, ſelbſt die Basler, die ſich doch auch Lutheraner nennten; unter ſeinen Miſſions-Geiſtlichen finde ſich nur Einer, der mit uns ſtimme; dieſer aber ſei ein vortrefflicher Mann und wiſſe ſich zu beſcheiden. „Gehorſam iſt des Chriſten Pflicht.“ Der Kirchenfürſt wunderte ſich, — daß auch wir in Madras eine Miſſionsgemeinde (beiläufig die ſtärkſte in ganz Madras) hätten. Es war ihm nur als anglikaniſchem Biſchof, nicht aber als Privatmann unbekannt.

Jener Eine, der ſich zu beſcheiden wußte, war übrigens anglikaniſcher Miſſionar in Vepery grade zu der Zeit, wo ein Theil der durch den Kaſtenſtreit verſtörten Gemeinde ſich der lutheriſchen Kirche anſchloß. Ich war kaum ein paar Minuten in ſeiner freundlichen Behauſung, als er ſelbſt das Geſpräch auf die Kaſtenſache lenkte und unverhohlen äußerte: „Die alten deutſchen Miſſionare hatten ganz recht.“ Er hatte ſchon früher einmal geſagt: „Die alten deutſchen Miſſionare ſammelten; wir wiſſen nur zu zerſtreuen.“

Wie ſehr Madras mit ſeinen künſtlichen europäiſchen Verhältniſſen geeignet iſt, die Miſſionspraxis aus der chriſtlichen Einfalt mit verrücken zu helfen, hatte ich auch bei der allzu geräuſchvollen Taufe zweier junger Mädchen von 11 bis 12 Jahren zu beobachten Gele-

genheit. Die Opfer, welche die Beiden brachten, wurden vor einer glänzenden Verſammlung von Engländern und Hindus — ich kann nicht anders ſagen als — ausposaunt, und dabei waren dieſelben jedenfalls nicht ganz über alle Zweideutigkeit erhaben; denn wenn ein armes Hindu-Mädchen, das einen Mann ſo gar nöthig braucht, (ſ. Bd. IV, S. 202) in einer Koſtſchule auf das beſte verpflegt, erzogen, und zuletzt an einen wohlbeſoldeten jungen Mann verheirathet wird, ſo kann ihr die Lockerung oder auch ſelbſt die Darangabe der blutsverwandtlichen Bande möglicherweiſe ziemlich leicht fallen. Die Täuflinge mußten vor allen Dingen „der Kaſte“ feierlichſt entſagen; hintennach kam dann die kirchliche Entſagungsformel. Es war ſchwer zu ſagen, wohin das meiſte Gewicht fallen ſollte. Die beiwohnenden Heiden, — dieß beſtimmte Gefühl hatte ich — gingen mit dem Eindrucke hinweg, man habe die Beiden in die „engliſche Kaſte“ aufgenommen.

Faſt unheimlich wurde es mir in einer höhern Schule für Heidenknaben, wo ich einen Miſſionar die letztern über chriſtliche Glaubensgegenſtände examiniren hörte. Sie hatten heute ihre abgöttiſchen Zeichen an der Stirn möglichſt groß und ſchön gemacht, und dabei plapperte die Zunge ſo chriſtlich.

Eines Tages beſuchte mich ein eingeborner Prediger, der, von Rhenius erzogen, ſeitdem vier Miſſions-Geſellſchaften gedient, und zuletzt, von einem Engländer in Myſore unterſtützt, auf eigne Hand miſſionirt hatte. Dieſer ging nun mit dem kühnen Gedanken um, nach England zu reiſen und dort bei der bevorſtehenden Erneuerung der Charte die eingebornen Chriſten zu vertreten, die er, mit Einſchluß der Römer, auf 200,000 in ganz Südindien ſchätzte. Die Rechte der 30,000 „Oſtindier“ im Süden ſeien vollkommen geſichert, nicht ſo die der eingebornen Chriſten, die von den engliſchen Miſſionaren oft zu ſehr als „Eigenthum“ betrachtet und behandelt würden. Die ſelbſtſtändige Haltung des Mannes, die unter den Chriſten dieſes Landes

ſo gar ſelten iſt, konnte mir ſchon gefallen; über ſeine eigentliche Meinung vermochte ich bei einmaliger Unterhaltung mit ihm nicht klar zu werden, noch viel weniger über ſeine innerſte Geſinnung.

In Madras lief mir auch der erſte gelehrte Viſchnuit in den Weg. Ich legte ihm einige ſchwierige Stellen der Bhagavadgita vor; ſeine Erklärung derſelben gab durchaus kein neues Licht, war mir aber inſofern intereſſant, als ſie mit großer Feierlichkeit vorgetragen wurde. Er bekannte ſich einen Anhänger der Viſiſchtadwaita-Schule, die erſt mit der vollen Erlöſung die bekannte Unterſchiedsloſigkeit zwiſchen dem allgemeinen Geiſte und der einzelnen Menſchenſeele eintreten läßt, und bezeichnete Aditya, Ambika (Parvati), Viſchnu, Ganeſa und Sudra als diejenigen elementariſchen Gottheiten, die auf dem Standpunkte philoſophiſcher Unreife verehrt würden.

Unter meinen europäiſchen Bekanntſchaften hebe ich hervor: die ſchottiſchen Capläne Hamilton und Macfarleane, die, obgleich mit den engliſchen Miſſionen mehr oder minder eng verbunden, ſich von allem Partheigetriebe ziemlich fern hielten, den Oberpoſtmeiſter Brown, der als Kenner des Telugu einen Namen hat, Dr. Balfour, der, politiſcher Agent am Hofe des Nabobs, das Studium des Perſiſchen vertritt, und Mr. Elliot, Bruder des bekannten engliſchen Bevollmächtigten zur Zeit des letzten chineſiſchen Krieges, Polizeipräſident und Magiſtrat von Madras. Der Letztere hatte als kühner Schwimmer über die gefährliche Brandung von Madras zur Zeit des Monſums, ſo wie als glücklicher Zerſtörer einer furchtbaren Räuberbande ſich den einſtimmigen Dank des Publicums erworben.

Wie gefürchtet der Name des Polizeipräſidenten in Madras war, das hatten wir wahrzunehmen Gelegenheit, ſo oft wir mit ihm ausfuhren: mit dem Schreckensrufe „Elliot, Elliot!“ ſahen wir mehr als einmal die Kinder auf der Straße bei Seite ſtieben. Während er ſelbſt das geſellige Unkraut mit ſtrenger Hand ausjätete, pflegte Frau Elliot

die ſchönſte Gartenanlage, die wir je in Indien geſehen. Alle bewunderten ihre reizenden Schöpfungen, nur nicht der böſe Südwind,[42] den ſie einen giftigen Mehlthau für ihre Blumen nannte.

Das Haupt der vorerwähnten Räuberbande war nichts Geringeres als ein Muteliar und zwar noch dazu Chef eines Theils der Polizeiſoldaten. Herr Elliot überraſchte ihn mitten unter ſeinen Leuten, und dieſer ließ ſich, von dem bloßen Namen ſeines gefürchteten Vorgeſetzten niedergedonnert, geduldig wie ein Kind mit hinwegführen. Ein andrer Räuber von Bedeutung, ein Muhamedaner, wußte ſich dem Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit ſehr lange zu entziehen, indem er ſich klüglicher Weiſe recht nahe hinzumachte, das iſt, ſich bei dem Koche des Polizei-Präſidenten als Gehülfe verdingte. Eben machte Herr Elliot wieder Jagd auf einen Brahminen, der Unterſchleif getrieben. Dieſer hatte ſich in das Innere geflüchtet, und lebte nun da in dem Hauſe eines ihm verwandten Polizeichefs. Unſer Freund hatte einige Polizeiſoldaten dorthin geſchickt, die, als religiöſe Bettler verkleidet, in das Haus drangen und den Schuldigen packten. Als ſie aber mit ihrem Fange zum Hauſe hinauswollten, erhob ſich im Dorfe ein ſo furchtbarer Aufruhr, daß ſie es für beſſer hielten, den Mann einſtweilen in ſeinem Verſteck feſtzuhalten und ihrer Einen nach Madras um Verſtärkung zu ſchicken.

Herr Elliot klagte in den allerſtärkſten Ausdrücken über die große Verworfenheit der eingebornen Bevölkerung. Der heimathliche Rechtsgrundſatz, daß man Jeden ſo lange für unſchuldig zu nehmen habe, als nicht das Gegentheil klar vorliege, müſſe hier umgekehrt werden; namentlich grenze die Lügenhaftigkeit der Eingebornen an's Unglaubliche, und die beſtändige Berührung mit dieſen unſaubern Elementen ſei wohl geeignet, die ſittliche Scala auch des ſittlichſten europäiſchen Richters durch die Abſtumpfung des innerſten Abſcheus allmählig herabzuſtimmen. Dieſen peſtartigen Einflüſſen einer verfaulenden

Heidenwelt iſt natürlich auch der oſtindiſche Miſſionar ausgeſetzt, und zwar um ſo mehr, je treuer er den Seelen in ihre tiefſten und finſterſten Schlupfwinkel nachgeht. Wenn irgendwo, ſo thut hier ein in Gott ſtarker und gewappneter Charakter noth, beſonders wenn man zu den ſittlichen Miasmen die ſtarkerregenden, überreizenden und darum erſchlaffenden Einflüſſe eines tropiſchen Himmels hinzunimmt.

Das Gebiet von Madras mit mehr als einer halben Million Bevölkerung (630,000)[45] hat einen Umfang von etwa vier Stunden; das europäiſche Fort dicht am Meer, die Stadt der Einheimiſchen im Rücken deſſelben, Vorſtädte und Bazare in allen Richtungen, und dazwiſchen hin freie Plätze, Kunſtteiche, Baumgänge, Gärten und Parks mit europäiſch-indiſchen Landhäuſern füllen es. Man kann auf belebten Straßen an Hütten und Paläſten vorüber bald auf freier luftiger Fläche, bald zwiſchen dem dunkelſten und dichteſten Grün Stunden lang hinfahren. Von einem hohen Dache herabgeſehen, macht Madras, mit Ausnahme des Forts und der ſchwarzen Stadt, faſt den Eindruck eines hie und da gelichteten Waldes. Es iſt ein lieblicher Ort — trotz „Kaſte“ und „Kaſtenfrage.“

Siehſt du da den engliſchen Pariah mit den Stolpenſtiefeln unter dem Baume ſtehen? Er hält einen kleinen Spiegel in der Hand, während der Bader den Djangel ſeiner Wangen lichtet. Siehſt du da den Erzähler kauern? Er hat einen großen Kreis um ſich verſammelt; „ſtill iſt's und jedes Ohr hängt an des Alten Munde.“ Siehſt du da die raſchwandelnde Gruppe im langen weißen Gewande? Es ſind heimeilende Schreib- und Rechengeiſter aus den öffentlichen und kaufmänniſchen Bureaus. Siehſt du da die Männer und Frauen mit den grünen Bündeln vor ſich? Es ſind die Leute, die das Gras, das ſie an Wegen, Hecken u. ſ. w. während des Tages mühſam geſtochen haben, hier nun an die Pferdeknechte, — das Bündel für einen guten Groſchen — verkaufen. Siehſt du da die weißen Ochſen lagern und

die luſtigen Feuer brennen? Dort raſten Kärrner, die an ihrem Theile die große Stadt mit den Erzeugniſſen des Landes verſehen haben. Siehſt du da den ſonderbar geformten Wagen — rundlich, eng, hoch und ſpitz, mit den neidiſchen Vorhängen? Vornehme Hindufrauen laſſen ſich darin ſpazieren fahren. Doch wer will die bunten Bilder, Gruppen und Scenen alle namhaft machen, die bei einer Spazierfahrt durch Madras an deinen Augen vorübereilen.

Wir ſuchten faſt jeden Abend das Meeresufer etwas ſüdlich vom Fort, um die ambroſiſche Meeresluft zu trinken und uns gelegentlich auch an der europäiſchen Regimentsmuſik zu erfreuen, die ein blaſſer, heimwehkranker Landsmann — der einzige in ganz Madras — zum Vergnügen der Engländer leitete. Dort tummelte ſich zu Roß und zu Wagen die europäiſche Welt; dort ergingen ſich die engliſchen Kinder, die beiläufig kaum die Füße zu ſetzen gelernt haben, als ſie ſchon ihren Dienern und Dienerinnen keck voranſchreiten; dort begegneten wir auch faſt immer dem Nabob in gefülltem Wagen, gefolgt von zwei reitenden Polizeiſoldaten. Der junge Mann, von ſehr weißer Geſichtsfarbe wie alle ſeine Begleiter, war eben ein angehender Zwanziger. Eine engliſche Zeitung ſprach bei ſeinem ein und zwanzigſten Geburtstage den Wunſch aus, „es möchte doch ſeine künftige Laufbahn praktiſche Belege dafür liefern, daß Seine Hoheit nun wirklich in die Jahre des Verſtandes getreten ſei.“

Nach dem Fort ſelbſt, wo die Kaufleute und die Beamten ihre Bureau's haben, ließ ich mich faſt nur von Geſchäften führen. In der dortigen Kirche verewigt ein ähnliches Denkmal wie das zu Tanjore (Band IV, S. 12), den Namen unſres alten Schwarz. In einer Ecke hat auch Gerike ein kleines Monument gefunden. Ich ſah den Raſen um die Kirche von dem vielen Regen, der juſt gefallen, faſt heimathlich grün, und die ſinkende Abendſonne goß einen Schein der Verklärung über das Ganze. Möge der Geiſt der Männer, deren

Gedächtniß hier in Ehren gehalten wird, wie eine neue Morgenſonne wieder aufgehen in unſrer Miſſion, auf daß unſre Gegner mit ihrem „Icabod, die Herrlichkeit iſt dahin von Iſrael!“[44] verſtummen müſſen.

Nicht weit von dem Meeresufer iſt der ſchönſte freie Platz, das ſogenannte „Island.“ Auch dort ließ ſich die Meeresluft ganz angenehm trinken. Ein prächtiger Fahrweg führt um ein gewaltiges grasbewachſenes Rondel. Dicht dabei liegt, von einem Flüßchen abgeſchnitten, ein gazellenreicher Park mit dem „Government-Houſe.“ Darüber weg ragt an einer Stelle des Nabobs Palaſt.

An des Nabobs Palaſt vorbei läuft der Weg dicht an der See, nach Mailapur[45] oder St. Thomé. Links das brauſende Meer und die mit Kähnen und Netzen überdeckte Sandküſte, rechts [illegible] Häuslein, die Verandahs gegen den Meereswind gekehrt, und dazu Feuer und Lampen in Gebüſch und Gärten: ſo haben wir ihn an manchem wehenden, mondſchein-verklärten Abend genoſſen.

In Mailapur war es, wo — wie die Sage geht — der Sänger des Kural als ſchlichter Weber die „Haustugend“ übte. Einſt kam zu ihm ein Weiſer ſeines Volkes, um aus des Dichters Munde zu vernehmen, was beſſer ſei, die Verrichtung der Buß- oder der Haustugend. Er erhielt auf immer wiederholte Frage viele Tage lang auch nicht ein Wort der Erwiederung; Tiruvalluver wollte mit der That antworten. Eines Tages ruft der Dichter ſeine Frau grade in dem Momente, wo ſie am Brunnen iſt; ſie läßt das Waſſergefäß auf halbem Wege im Brunnen hängen und ſtürzt über Hals und Kopf herbei, um die Befehle ihres Herrn und Gemahls zu empfangen. Ein andermal bringt ſie ihm der Sitte gemäß kaltes Reis vom vorigen Abend zum Frühſtück. „Das brennt mir ja auf der Zunge“ läßt ſich der Eheherr vernehmen; gleich bläſt die wackre Ehehälfte mit vollen Backen darein. Wieder ein andermal läßt er, am Webſtuhl ſitzend,

am hellen Mittag etwas fallen. Gleich ruft er: Frau, bring mir ein Licht; und ſiehe da, die Gehorſame nimmt all ihren Verſtand gefangen und bringt es. Da gehen dem weiſen Manne endlich die Augen auf. „Ich habe meine Antwort: wenn Einem eine ſo treffliche Frau zufällt, ſo iſt die Uebung der Haustugend vorzüglicher; wo nicht, die der Bußtugend.“ So bei ſich ſelber ſprechend, verläßt er, ohne weitere Frage, den Dichter.[46] In dieſer — Geſchichte oder Dichtung — ſpiegelt ſich das tamuliſche Ideal weiblicher Tugend.

Mailapur hat aber bekanntlich eine für uns Chriſten noch weit intereſſantere Ueberlieferung. In der portugieſiſchen Kirche, faſt unmittelbar am nördlichen Eingange des Ortes, zeigt man das Grab des Apoſtels Thomas, den die Sage weiter landeinwärts auf dem ſogenannten Sinna Malei („kleiner Berg“), zwiſchen Mailapur und dem Perija Malei („Großberg“) oder Thomas Mount[47], den Märtyrertod von erbitterten Brahminen erleiden läßt. Der Hügel von Sinna- ſowohl als Perija-Malei iſt mit einer Kirche gekrönt, und die letztere rühmt ſich das Herz des Apoſtels, von dem die dortigen Chriſten ihren Namen ableiten, als Reliquie zu bewahren. In einer Seitencapelle der alten Cathedrale zu Mailapur ſah ich das angebliche Grab des apoſtoliſchen Blutzeugen, eine leere Vertiefung im Fußboden. Junge indoportugieſiſche Prieſter aus dem zugehörigen Semi..., — Auguſtiner wie alle Goaprieſter, — ſtanden ziemlich gleichgültig daneben. Man hielt gerade Umgang zur Feier der Leiden Jeſu. Der Refrain der Litanei lautete ſtets: Deine unzähligen Sünden bereu, o Sünder! Man bediente ſich dabei der tamuliſchen ſowohl als der indoportugieſiſchen Sprache.

Nach Miſſionar Brotherton, den ich in Mailapur beſuchte, beſitzt dieſer Ort nicht minder als ſieben Goa-Kirchen für nicht mehr als 1000 bis 1500 Goa-Chriſten aus den Sudras ſowohl als aus den Pariahs. Franzöſiſche Prieſter ſind in ganz Madras nicht zu finden,

wohl aber irländiſche, deren einer ſich auch in Mailapur niedergelaſſen hat.

Einzelne Thomas-Chriſten ſind im Laufe der Zeit von Mailapur nach Malabar zu der Hauptmaſſe ihrer Brüder ausgewandert. Zur Zeit der Portugieſen ſtießen die ſyriſchen Kattenars auf ein völlig vereinzeltes, abgeſchloßnes und darum ganz verkommnes Gemeindlein von Chriſten in Todamala (50 St. von Cranganore), das ſeine Herkunft aus Mailapur ableitete. Sie nannten die Gottheit Bidi, — offenbar Vidhi, Fatum — und verehrten ein Gemälde, worauf ein Greis, ein Jüngling und ein Vogel abgebildet waren — ohne Zweifel die heil. Dreieinigkeit.

Bei einem Landsmanne, der in Mailapur zur Stärkung ſeiner Geſundheit eine Wohnung dicht am Meere gemiethet hatte, verbrachte ich ein paar ſehr kühle, genußreiche Tage und Nächte. Die hintere Verandah öffnete ſich auf die ewig brauſende tiefblaue Salzfluth, mit deren heftiger Brandung Fiſcherkähne den ganzen Tag über, zuweilen wie im Todeskampfe, rangen. Zur Linken ſah man am Abend bis zum Leuchtthurm von Madras hinauf, in deſſen Nähe der alte Miſſionar Schulze ſein erſtes Quartier aufgeſchlagen; zur Rechten fiel der Blick auf die portugieſiſche Cathedrale mit dem angeblichen Grabe des Apoſtels, oder wenigſtens auf den damit verbundenen Palmengarten.

Am Oſterabend beobachteten wir in dem letztgenannten Gehöfte einen feierlichen Umzug. Verſchiedne Figuren wurden von Station zu Station umhergeſchultert, — der Herr ſelbſt wie er das Kreuz trägt, und Maria nebſt andern Frauen, die ſich von Zeit zu Zeit verneigten. Von den letztern waren einige gradezu wie Pariſer Balldamen ausſtaffirt. Der Biſchof unter einem prächtigen Baldachin, ſingende Prieſter, ſchönſtens aufgeputzt, Kinder mit Engelsflügeln, Fackeln mit verſchiedenfarbigem Licht: ſo will man's hier haben. Menſchenhaufen

drängten ſich unter den wie zauberhaft beleuchteten Palmen; unſrem Diener aber, einem Katholiken von exemplariſcher Unwiſſenheit, leuchtete das ſonſt ach ſo matte Auge von Stolz und Freude.

Am öfteſten machten wir einen Ausflug nach dem Thomas-Mount, etwa vier Stunden ſüdlich von Madras; dort nämlich hatte der ebenerwähnte Landsmann, ein deutſcher Regiments-Muſikmeiſter, ſeinen eigentlichen Wohnſitz. Die breite, von Banianen und andern hochwüchſigen Bäumen überſchattete Straße macht die Fahrt dorthin zu einer wahren Luſtfahrt. Allenthalben ein Häuschen oder eine Hütte am Saume des Weges, den Fußgänger, Wagen und Karren beleben; allenthalben Verkäufer von Zuckerrohr, Melonen und Kaſchnüſſen. Etwa ein Stündchen von Thomas Mount ſieht man dicht an der Straße den ſogenannten Sinna Malei (S. 113), einen ganz kleinen Hügel auf der rechten Seite eines Fluſſes.

Am Fuße des berühmten Thomasberges liegt eine ſehr nette Kapelle der Wesleyaner. Verſchiedne Treppenfluchten führen zu dem Kirchlein hinauf, neben welchem eine beſcheidne Pfarrwohnung frei in's Land hinausſchaut. Der weitgedehnte Ort unten, wo alle Recruten von Madras exerciren müſſen, nimmt ſich im Grün mit ſeinen weißen und grauen Häuſern ganz allerliebſt aus. Eben ging die Sonne unter, als ich eines Tages das Kirchlein auf dem Berge beſuchte. Oſtindiſche und europäiſche Soldaten, alle in Hoſe und Hemde, genoſſen da oben ohne allen Zwang die Kühle des Abends.

Etwa eine Stunde ſüdlich von Thomas Mount erheben ſich ziemlich hohe Berge mit europäiſchen Wohnungen am Fuß ſowohl als auf dem Gipfel. Viele engliſche Offiziere hauſen dort angenehm genug. Bis Palabram, ſo heißt der Ort, führt eine prächtige Landſtraße. Um ſo ſchlechter iſt der Weg nach Pondichery, der dort abgeht.

Wie wohl es uns that, nach halbjähriger Fremde in Madras wieder einmal einen eignen Heerd zu haben! Unſern erſten Koch frei-

lich, den Devaſachajam, vermißten wir ſehr; bräutliche Sehnſucht hatte ihn bald nach unſrer Ankunft in Madras nach Trankebar zurückgezogen. Der neue Koch, Santappen, der zuweilen eine Zechperiode hatte, — ſonſt ein gutmüthiger Burſche, — machte der Hausfrau mancherlei zu ſchaffen; dieſe nämlich hatte auch hier die Geſinde-Controle übernommen. Faſt alle einheimiſchen Köche für europäiſche Häuſer beſitzen ja einen, freilich oft ſehr knappen, Vorrath an engliſchen Wörtern für den nothwendigſten Verkehr mit ihrer Herrſchaft. Dabei kommen denn oft ziemlich poſſirliche Sachen zum Vorſchein. Als einſt Santappen meiner Frau von einem neuen Gerichte erzählte, äußerte er: Denmark says „Irish stew“ (Dänemark ſagt: Iriſch Stew). Er wollte damit zu verſtehen geben, daß die Dänen in Trankebar, von wo auch er ſtammte, das Gericht auf dieſe Weiſe zu benennen pflegten. So oft dieſer Santappen, vom Bazar kommend, kein ganz gutes Gewiſſen hatte, leitete er ſeine Anrede faſt immer mit einem „Mam“ ein.

Sein Gehülfe, ein römiſcher Katholik, hatte eine noch charaktervollere Gewohnheit. Lange ehe man ausgeredet, trat er mit einem haſtigen „Nein“ dazwiſchen; ſein ſtets böſes Gewiſſen ließ ihn ſtets einen Tadel fürchten, und dieſem wollte er gleich vorweg entgegentreten. Nie hab' ich einen Menſchen geſehen, der in ſo hohem Grade für die perſonificirte Lüge hätte gelten können. Eines Abends wollte er mir durchaus weiß machen, daß ein Kambali (eine wollne Decke) ein Tuppadi (ein Bettlaken) ſei.

Die gewohnheitsſelige Gedankenloſigkeit ſolcher Leute iſt oft unglaublich. Eines Abends brachte ich den Santappen ſowohl als ſeinen Gehülfen in die größte Verlegenheit dadurch, daß ich mich mit meinem Buche an die entgegengeſetzte Seite des Tiſches niedergelaſſen hatte. Denn als ſie nun meine Lagerſtätte, wie gewöhnlich, an die offne Thür tragen ſollten, wo ich, bei ebenfalls offnen Fenſtern im kühlenden Luftzug zu ſchlafen pflegte, ſaß ich ihnen grade im Wege. Sie hätten

zwar den Tiſch eben ſo gut auf der andern Seite umgehen können, — aber das hatten ſie ja, grade bei dieſer Gelegenheit, nie zuvor gethan. Da ſtanden ſie denn, — ſahen einander an, und gingen beſtürzt hinaus. Nach einer Weile jedoch kamen ſie wieder; dem Koch, der in ſolchen Dingen am hellſten ſah, war draußen das nöthige Licht aufgegangen. Entſchloſſen faßten ſie das Bett, ſchwenkten ſich — o Wunder — kühn auf die entgegengeſetzte Seite, und brachten es glücklich an Ort und Stelle. — So oft Herr Kremmer verreiſte, legte der wackre Römer mindeſtens noch drei Tage lang das Beſteck desſelben jedesmal mit auf die Tafel. Das ſah uns denn wie flehend an:

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!“

Die Frau des Römers war Heidin. Eines Morgens kam er heulend und wehklagend und verlangte Geld. „Wozu denn?“ Meine Frau iſt geſtorben; ich will ſie begraben laſſen. „Wir haben ja gar nichts von ihrer Krankheit gehört; was hat ihr denn gefehlt?“ Ach der Teufel war ihr ſeit acht Tagen in den Kopf gefahren. „Woher weißt du das?“ Sie hat immer irr geſprochen. „Sie hatte gewiß das Fieber. Haſt du denn gar keine Arzenei gegeben?“ Nein, aber mit heiliger Aſche hab' ich ſie beſchmiert. — Nun das war derſelbe, dem bei dem heiligen Schaugepränge in St. Thomé das Auge leuchtete. (S. 115.) Die Unwiſſenheit der römiſchen Chriſten dort zu Lande iſt kläglich. Kirchen und Kapellen bauen ihre Prieſter, — Schulen nicht. Zur Beſtattung ſeiner Frau hatte der Römer unſren heidniſchen Knecht, dieſen „Edlen“, der für ein paar Groſchen auf der Stelle Chriſt geworden wäre, mit eingeladen. Wir ließen ihn, noch ehe er ſich ganz voll getrunken, heimholen. Der ihn brachte, ſagte: So eben tanzen die Leichenbeſtatter — wie es die Sitte der heidniſchen Pariahs mit ſich bringt. Als wir am andern Morgen den Römer über dieſen Unfug

zur Rede ſetzten, äußerte er ſehr naiv: Ei ich habe die Muſikanten nicht bezahlt.

Unter dem Geſinde des Hauſes zeichnete ſich der Ochſenknecht des Herrn Kremmer, — ein Sudra, wie faſt alle dieſe Leute — vortheilhaft aus, obſchon er zum Chriſtenthume überzutreten, ſeiner heidniſchen Mutter wegen, nicht den Muth hatte. Er pflegte ſeine Ochslein wie Kinder — und aß nie von ihren Linſen. Seine liebende Fürſorge erſtreckte ſich auch auf das Aeffchen, das, im Fenſter hingeſtreckt, meinen tamuliſchen Studien beizuwohnen pflegte, und mit den böſen Krähen, die ihm ſein ſchönes Reis ſtahlen, in ewiger Fehde lebte. Alle Augenblicke wuſch er ihn von Kopf zu Fuß; er forderte dazu ſtets einen Pfennig für eine Seifenfrucht. Sein Pflegling aber trug dieſen Liebesdienſten keine Rechnung. Wenn er im Sinne des ſchönen Liedes „Freiheit, die ich meine" und „Auch bei grünen Bäumen" auf die Mangobäume kommen konnte, ſo war alles Locken des Sudrafreundes vergebens; nur die Frau des Kochs vermochte ihn „auf die Pfade der Pflicht" zurückzurufen. Dieſe nämlich legte ſich dann mit dem Geſichte platt auf die Erde; das lange Haar derſelben, das in reizender Unordnung auf den Nacken herunterfiel, reizte den Zauſegeiſt ſo, daß er Freiheit — und Mango's flugs in den Wind ſchlug, aus den höchſten Höhen eilends herniederſtieg, ſich in das Haardickicht einwühlte und auf dieſe Weiſe gefangen wurde. Denn „die Lock' iſt ein Netz, das betrügt."

Die Frau des Ausfegers, der in den Birmaniſchen Krieg gezogen, war auch ein beachtenswerthes Element in unſrem Hausgeſinde. Sie hatte ein paar recht nette Kinder. Mit dieſen paradirte ſie gern über den Bazar — alsbald nach dem Mittagseſſen, noch ehe die Verdauung eingetreten. Dann nämlich hatten die nackten Figürchen ganz kugelrunde Bäuche, und die ſtolze Mutter konnte ſo einem Jeden thatſächlich beweiſen: „Wir haben's ja."

Leider litt ich in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Madras an Geschwulsten. Madras ist für derlei krankhafte Erscheinungen berüchtigt; sieht man doch auf den Straßen oft genug einen „Oedipus“ seinen Schwellfuß hinschleppen. Man hält es zuweilen kaum für möglich, daß ein Mensch mit einem solchen „Elephantenfuß“ gehen kann. Bei mir warf sich die Geschwulst, die mehr der Rose glich, hauptsächlich auf die Arme.

Zu den englischen Aerzten in Indien konnte ich nie ein rechtes Vertrauen fassen. Sie geben Dosen, die auf Beefsteak-genährte und mit Porter, Ale und Spirituosen verpichte Magen berechnet sind. Zudem gehören sie keineswegs zu den Besten ihrer Gattung, — die bleiben lieber daheim in „Old England“ — und da sie von der Regierung freigebigst besoldet werden, so haben sie auch an glücklichen Curen kein sonderliches Interesse. Das Unschuldigste, was sie verordnen, ist „Heimreise,“ und das verordnen sie gern — nach dem Grundsatz: je weniger Kunden, je weniger Wege; je weniger Wege, je mehr Muße.

Nun hätte mein Barbier, ein heidnischer Pariah, der mit der Miene eines Kenners mein Leiden für „Wind“[48] erklärte, gar zu gern den Arzt bei mir gespielt;[49] allein das tamulische Sprüchwort sagt: „Erst wer zehn getödtet hat, darf sich einen Arzt nennen,“ und darüber konnte sich mein Bader, der mir viel zu weichherzig aussah, nicht ordentlich ausweisen.

So machte ich denn lieber selbst den Arzt.

Briefe aus Madras.

Madras, den 6. Sept. 1851.

Mit Gottes gnädiger Hilfe ſo eben wieder geneſen von einer gänzlichen Nervenerſchlaffung, ſende ich Ihnen mit fröhlichem Munde und Herzen Gruß und Wort über Meer und Land hinüber. Europäiſche Friſche freilich wird, ſo lange ſich dieſer „eherne" Himmel über mir wölbt, mir ſchwerlich wieder zu Theil werden; gibt es doch überhaupt nur wenige glückliche Naturen, deren Lebensſtrom unter dieſer Sonne nicht ſchneller vertrocknet, als es in Europa der Fall geweſen ſein möchte. Dennoch iſt mir, Gott Lob! von der alten Kraft noch grade genug übrig geblieben, daß ich im Hinblick auf Den, der mich, wenn ich ſinken wollte, bis hieher auf Adlers Flügeln getragen hat, in hoffendem Glauben zu ſprechen wage: „Ich werde nicht ſterben, ſondern leben, und des Herrn Werk verkündigen."

Wir ſtehen jetzt in einem Monat, den der Europäer in Südindien lieber gehen als kommen ſieht. Es iſt als wenn im September die ganze Natur ſchwer athmete; die balſamiſche See, mir die liebſte Freundin nach der kühlen Alpenhöhe hier in Indien, ſendet dann oft für lange, lange kein lebendes Lüftchen in das ſchwüle Land hinein, und obſchon ſie hier bei Madras auch in der windloſeſten Zeit nimmer zu branden aufhört, ſo erinnert doch gegenwärtig dieſe hohle, unheimliche Bewegung mehr an Tod als an Leben, und die faulen Gerüche, die ſie oft in die nächſte Umgebung hinausathmet, machen dem Neid ein Ende, mit dem etwa Leute, die, wie wir, mitten unter den dunſtigen Quartieren der Eingebornen wohnen, auf die Glücklichen geblickt haben mögen, denen der liebe Gott eine Wohnung dicht am

kühlen Meeresufer beſchieden hat. Iſt der September vorbei, dann noch eine kleine Pauſe, — und daher fliegt der Monſum aus Nordoſt, jener eben ſo laute, als von den Europäern im Allgemeinen willkommen geheißne Gaſt. In die Zeit des Donners, Sturmes und Regens endlich reiht ſich gegen Ende des Jahres der indiſche Frühling, — wenn ich ſo ſagen darf. Obſchon derſelbe keine Nachtigallen bringt, ſo ſehnt ſich doch der Europäer gar heftig danach, und wenn dann die verblichne Wange ſich nicht wieder ein wenig färben will, ſo wird ſie ſich auf dem tamuliſchen Flachlande wol nie wieder röthen. Schon gegen Mitte März geht die ſüße Zeit zu Ende, und nun, wie mit neugeſammelter Kraft, ſpannt die Sonne ihren Bogen und ſchießt einen feurigen Pfeil nach dem andern. Wer Zeit und Geld hat, packt dann eilig ſeine Sachen zuſammen, ſtreckt ſich in den bequemen Palankin, und eilt entweder den kühlſten Plätzen an der Meeresküſte oder aber den kühlſten Bergen, am liebſten den Blauen zu.

Genug von der Natur, die ſich hier leider nur allzuſehr bemerklich macht. Sie werden Etwas von den Leuten dahier hören wollen. Nun, meine Hausgefangenſchaft iſt ſchon ſeit mehr denn vier Wochen zu Ende; es iſt mir endlich gelungen, ein paſſendes und verhältnißmäßig nicht allzutheures Gefährt zu kaufen. Dennoch bin ich mit meinen Bekanntſchaften noch nicht gar weit gediehen. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie ſchwer es hier hält, daß der Europäer mit dem Europäer bekannt wird, in Folge der übermäßig ſteifen europäiſch-indiſchen, oder ich will lieber ſagen engliſch-indiſchen Etikette. Ferner iſt der hier in der europäiſchen, oder ich will lieber wieder ſagen, engliſchen Welt herrſchende Geiſt überhaupt ein Geiſt der Abſonderung, ein Kaſtengeiſt, der ſeines Gleichen unter den Hindus ſucht, und in Gottes Augen gewiß in vielen Fällen verwerflicher iſt, als der Kaſtengeiſt unter den Hindus. Sonderbar, daß ſelbſt unter denen, die hier mit aller Macht nicht blos wider den Kaſtengeiſt, ſondern auch

wider die Kasteneinrichtung selbst zu Felde ziehen, gar Mancher ist, der um keinen Preis den halbblütigen Indo-Europäer zu Tische laden würde, wie ich denn überhaupt fast nirgends in Indien den vollblütigen Europäer mit dem halbblütigen hatte speisen sehen. Machten sich doch vor nicht langer Zeit zwei Damen in den höchsten Regionen der Europäerwelt zu Madras das Vorrecht streitig, von dem Gouverneur zu Tische geführt zu werden, — und zwar so hartnäckig, daß der Hof der Directoren in England den Etiquettenzank entscheiden mußte.

Wir leben hier so still hin in unserm stillen Hause. Ein schöner grüner Garten verstreut angenehmen Schatten um die zwar nicht sehr geräumige, aber doch recht freundliche Behausung, und hält uns einigermaßen geschützt vor dem Staub und Lärmen der engen Straße, die daran vorbeiläuft. Nichts unterbricht die zuweilen fast ländliche Stille, als dann und wann das Gezänk tamulischer Weiber, deren Stimme an Tragweite, aber nicht an Wohlklang, wol mit einer mäßigen Glocke wetteifern möchte; das manchmal fast unerträgliche Gelärm in einer benachbarten Schule, wo etwa ein Dutzend Hindukinder ihre jungen Kehlen ordentlich zu üben scheinen; von Zeit zu Zeit auch die halb englische, halb tamulische Sprache eines schwer loszuwerdenden Hausirers, der nicht eher ruht, als bis er seine buntgemischten Waaren auspacken darf. Glücklicherweise haben diese Leutchen die hochtamulische Sprachlehre nicht studirt, worin außer den Sängern u. s. w. auch den Waarenausrufern das Recht zugestanden wird, den Endvocal bis zu einer beliebigen Länge auszuhalten. Den meisten Lärmen jedoch machen die Krähen, die in den benachbarten Gärten von Baum zu Baum schwärmen, und wenn eine ihrer Schwestern von einem feindlichen Schuß getroffen sinkt, sie in dichten Schaaren umkreisen und ihr ein so heiseres Todeslied singen, daß es Einen fast mit zu dauern anfängt. Dazu kommt endlich, daß fast fortwährend Tamulen aus der

Gemeinde zu Miſſ. Kremmer kommen, und daß es nicht leicht einen Tamulen gibt, dem noch erſt die Zunge gelöſt zu werden brauchte.

Am zehnten Auguſt feierten die Heiden — und zwar ausſchließlich Sudras — hier ganz in der Nähe das bekannte Schwingfeſt; von dem Dache unſres Hauſes herab konnten wir die Leute, die ihr Gelübde an die Pidari[50] einlöſen wollten, ganz deutlich in die Luft ſchnellen und im Kreiſe umherfahren ſehen. Der Haken, an dem man dieſe armen Opfer ihrer eignen Thorheit befeſtigt, wird in den Rücken eingetrieben, nachdem derſelbe vorher bis zum Anſchwellen zerſchlagen worden. Ein um den Leib gewundnes Tuch verhindert das Ausreißen des Hakens.

Neulich ſtarb hier wieder ein Heide an einem „unglücklichen Tage.“ Der Leichnam eines ſo Verſchiedenen darf nicht durch die gewöhnliche Thür hinausgetragen werden — er kommt ſonſt wieder. Man machte daher ein Loch in die Wand und ſchaffte ihn auf dieſem Schleichwege fort. Dann verſchloß man das Haus möglichſt luftdicht, um es ſo für ein halb Jahr unbewohnt ſtehen zu laſſen. Eher nämlich räumt der Geiſt des Verſtorbenen ſeine alte Behauſung nicht.

Ich hatte vor einigen Wochen die Gemeinde hieher beſchieden und ſie mit dem Zwecke meiner Reiſe näher bekannt gemacht. Sie nahmen daran den entſchiedenſten Antheil, und das um ſo mehr, als ſie immer noch hoffen, es würden ſich doch am Ende noch mitleidige Herzen und Hände in Deutſchland finden, die ihnen ein ordentliches Kirchlein bauen helfen. Nun ja, es iſt wahr, das Hinduhäuslein, das ſie zu einer Kirche eingerichtet haben, nimmt ſich neben den Kirchen anderer chriſtlicher Gemeinſchaften in Madras mehr als beſcheiden aus, ſo recht kreuz-lutheriſch, und es mag den Leutchen wol manchmal ſchwer werden, dieſes und jenes Spottwörtchen ruhig hinzunehmen. Nun das wäre das Wenigſte, wiewol ich mich ſelbſt des Wunſches nicht erwehren kann, daß das Kirchlein mindeſtens wie eine Kapelle aus-

ſehen möchte, damit die Gegner unſrer Kirche doch nicht gar zu verächtlich drein ſehen. Da ich jedoch ſehr wohl weiß, daß ſich in ſolche und ähnliche Wünſche das liebe Fleiſch ein wenig miſcht, ſo habe ich dieſen meinen Privatwunſch der Gemeinde gegenüber nicht eben ſtark betont, ſondern ſie ernſtlich ermahnt, vor allen Dingen den Tempel ihres Herzens fein ordentlich zu ſchmücken, damit man von ihnen Allen mit Recht ſagen möchte: „Dieſe Leute haben zwar eine erbärmliche Kirche, aber es ſind vortreffliche Chriſten.“ — Die Kirche leidet aber an einem andern Uebelſtand, der nicht ſo leicht zu überſehen iſt, namentlich während der Regenzeit. Die Hälfte der Leute nämlich ſitzt unter freiem Himmel. Die indiſchen Häuſer ſind im Viereck gebaut; die einzelnen Zimmer laufen an den innern Seiten dieſes Vierecks herum, mit einem ſchmalen überdeckten Gang davor; in der Mitte aber iſt der enge Hofraum, der natürlich blos den Himmel zur Decke hat. Ich ſelbſt komme faſt jedesmal krank wieder heraus, zumal wenn es kurz zuvor geregnet hat.

Madras, den 10. Novbr. 1851.

In einigen Tagen ſchon wird Aſien und Europa wieder in Verbindung treten, und damit mich dann der vom Hafen aus weit über Madras hin hallende Kanonenſchuß nicht unvorbereitet finde, dies mein armes Blättchen dem Heer von ſtummen Boten zuzugeſellen, das auf Flügeln des Windes und des Dampfes allmonatlich nach meinem lieben Europa eilt, ſo fange ich ſchon jetzt zu ſchreiben an.

Ich führe Sie, meiner Gewohnheit gemäß, zuerſt in das Reich der Natur, die ſeit meinem letzten Schreiben einen gewaltigen Umſchwung erlitten und mich auch ſelbſt in dieſen Umſchwung mit hineingeriſſen hat. Die ſchwüle Pauſe, die der eigentlichen Regenzeit alljährlich vorangeht, und die in dieſem Jahre gar kein Ende nehmen wollte, iſt ſeit etwa zwei Wochen glücklich vorüber; wie freute ich mich, als

der Wind mit Einem Male ſtark aus dem Norden zu blaſen anfing und einen an der Schneebruſt des Himalaya gekühlten Labebecher nach dem andern ausgoß. Wir glaubten nun, der Monſum-Regen werde dem Monſum-Winde auf dem Fuße folgen. Doch ſo kam es nicht. Erſt nach einer Woche ungefähr, während welcher Zeit freundliche Sonne und kühler Wind uns aus Indien faſt hinausverſetzten, brach der Regen los, und zwar ſo derb, daß wir eine ganze Woche lang in unſerm Hauſe faſt einregneten. Die Wolken hingen wie zum Greifen auf die Erde herunter; es ſchien, als wollten ſich Himmel und Erde für immer miſchen, und Sonne, Mond und Sterne nie wieder leuchten laſſen auf Erden. Vorgeſtern Abend jedoch hellte es ſich plötzlich auf, und auch heute noch hat die liebe Sonne die Oberhand. Eine ſolche Pauſe im Monſum läßt ſich nicht hoch genug ſchätzen. Die Luft nämlich wird, wenn der Monſum einige Tage ununterbrochen ſeine Waſſerſchläuche ausgießt, endlich zu einem Waſſer-getränkten Schwamm, und Bücher und Kleidungsſtücke fangen an zu verſtocken, der Fußboden feuchtet, und ſelbſt im Bett, dem letzten Zufluchtsorte, läßt ſich der Näſſe nicht entgehen.

Ich befinde mich nun, ſeitdem jener Wechſel eingetreten iſt, ganz beſonders wohl, und wenn nur mein Ohr ſich wieder beſſern wollte, ſo wüßte ich über gar nichts zu klagen, ausgenommen etwa über Schwäche der Nerven. Dem Herrn ſei Lob für alle ſeine Treue und Barmherzigkeit. Er hat mich aus ſieben Trübſalen erlöſt, und wird mich in der achten nicht verlaſſen.

Sie werden nun aber auch aus dem Reiche der Gnade etwas hören wollen. Leider läßt ſich da wenig ſagen. Madras iſt, allerdings mit Ausnahmen, ein ziemlich gottloſer Ort, und ſelbſt das gottſelige Weſen, das ſich hier und da kundgibt, iſt zuweilen von der Art, daß man lieber den Kopf ſchüttelt und ſchweigt. Und leider findet man deren, die da meinen, Gottſeligkeit ſei ein Gewerbe, auch in denjenigen Regionen

der hieſigen Europäerwelt genug, wo man ſie am allerwenigſten erwartet. Doch was hilft das Klagen darüber.

Die hieſige Gemeinde macht Herrn Kremmer viel zu ſchaffen, doch iſt neben dem Leid auch manche Freude. Die Gemeinde hat mehrere Glieder, die in der That den Eindruck von Chriſten machen und dabei ſich gar reſpectabel ausnehmen. Auch habe ich bisher noch keine Gemeinde in Indien geſehen, deren Gemeinde bewußtſein in gleichem Grade entwickelt geweſen wäre. Ich freue mich daher doppelt, daß die heimathliche Geſellſchaft den Bedürfniſſen dieſer Gemeinde freundlich entgegengekommen iſt und 4000 Rupies zum Kirchenbau bewilligt hat.

Daß die hieſige Gemeinde, die ſo Vielen als ein Stein des Anſtoßes im Wege liegt, nun doch eine Kirche bekommen ſoll, wird natürlich manchen unſrer Gegner nur noch mehr erbittern. Bis hierher hieß es immer: „Die können und werden nicht aufkommen; Gott wird ſie wie einen Wirbel machen, wie Stoppeln vor dem Winde!“

Ich war neulich bei dem Gouverneur zum Frühſtück, um auch in dieſe hohen und allerhöchſten Regionen einen Blick zu werfen. Der Privatſecretär desſelben, der zum Gouverneur in einem ſehr vertraulichen Verhältniß ſteht, und den ich bei dieſer Gelegenheit kennen lernte, ſuchte mich bald darauf in unſrer Wohnung auf.

Es ſind uns, ſeitdem ich dieſes geſchrieben, noch ein paar andre, ſo ziemlich regenloſe Tage geworden, und die Armen unter den Eingebornen, die in ihren elenden Erdhütten die Regenzeit gar ſchmerzlich empfinden, genießen nun wieder die Wohlthat einer trocknen Haut. Um die Zeit aber, wo dieſer Brief in Ihren Händen ſein wird, hoffen wir, ſoll auch der letzte Reſt der Regenzeit abgethan ſein. Während Sie dann vielleicht im Schnee begraben liegen, fängt für uns der Frühling an, wenn man überhaupt in Bezug auf dieſes Land, wo die Natur ihr grünes Kleid nimmer auszieht, von Frühling reden kann.

„Die Palmbäume grünen“ wol, — aber wann wird deine Gerechtigkeit, o Hindu-Land! grünen, wie ſie?

Madras, den 22. Decbr. 1851.

Das liebe Weihnachtsfeſt ſteht nun zum dritten Male vor der Thür, ſeitdem wir unſerm theuern Vaterlande Lebewohl geſagt und in das ſonnige, aber nicht durchweg wonnige Morgenland gezogen ſind. Was liegt nicht Alles in den verfloſſenen dreißig Monaten zuſammengedrängt, wie viel Reiſebilder, wie viel perſönliche Erinnerungen, wie viel Anſchauungen, Beobachtungen und Erfahrungen aller Art! Wenn ich das lange Gemälde in Gedanken entrolle, ſo will es mich bedünken, als hätte eine lange, lange Reihe von Jahren daran gezeichnet, und doch kommt es mir vor, als hätte ich den Wanderſtab erſt vor einigen Wochen in die Hand genommen, wenn ich mein unmittelbares Bewußtſein frage: ſo ausgefüllt iſt, ich möchte faſt ſagen, jede Minute geweſen in dem zurückgelegten Zeitraum; da war in der That kein Raum für Langeweile oder Heimweh. Dem Herrn unſerm Gott ſei Lob und Dank und Anbetung für Genoſſenes und Gelittenes, — ſolche Erfahrungen nicht ausgenommen, die ein Herz zu knicken und ein Haupt über Nacht grau zu machen im Stande ſind. „Lobe den Herrn, meine Seele und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen, der dein Leben vom Verderben erlöſet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirſt, wie ein Adler.“

Wie geſagt, das liebe Weihnachtsfeſt ſteht abermals vor der Thür, und ich freue mich, daß ich es mit und unter Chriſten, und zwar in einer Gemeinde lutheriſchen Bekenntniſſes feiern darf. Freilich ſo ganz deutſch-weihnachtlich kann es Einem hier nicht zu Muthe werden. Denn wenn ſich auch am Ende ein leidlicher Weihnachtsbaum auffinden ließe — die gefrornen Fenſter fehlen; haben wir doch überhaupt keine Fen-

ſter in unſrer Wohnung. Nichts, auch gar nichts erinnert an den heimathlichen Winter, als etwa ein verhältnißmäßig kalter Nordhauch vom Himalayah her, der dann und wann zwiſchen den „Pfeilen, die des Tages fliegen," hindurchſtreicht, und die durch die lange Hitze geſchwächte Haut des Europäers auf einen Augenblick ſchauern macht. Den armen Eingebornen, deren Kleidung oft nichts weiter als ein Lappen, und deren Hütte oft kaum ſo gut wie der elendeſte Schuppen iſt, will dieſe verhältnißmäßige Kühle wenig zuſagen; ſie ſiechen und ſterben elendiglich dahin. Bei ihnen heißt daher dieſer Monat, wonach ſich der hingewelkte Europäer als nach einer Labezeit das ganze Jahr hindurch ſehnt, der „Plagemonat", und auch hier bewährt ſich das Wort der Schrift: „Wenn du ſie züchtigeſt, ſo rufen ſie ängſtiglich." Jeden Morgen weckt uns jetzt ein halb wie Klage, halb wie Lobgeſang tönender Frühruf von der Heidenſtraße her. Damit ſcheint man nämlich „der Peſtilenz, die im Finſtern ſchleicht, und der Seuche, die im Mittag verderbet," begegnen zu wollen. Ich ſah noch heute Morgen den kleinen Teufelstempel, der hier in unſrer Nähe ſeine Gräuel treibt, ſo aufgeputzt, wie nie zuvor, während der alte Teufelspriester, über und über mit Aſche beſchmiert und mit wild herabhangendem Haar, in ſeiner Weiſe feierlich davor hingekauert ſaß.

Sie dürfen ſich aber von der Kühle der jetzigen Jahreszeit keine zu hohe Vorſtellung machen. Noch immer bade ich des Tags zweimal, und die luftige Panka entbehren wir ſelbſt des Abends über Tiſche nicht gern. Die Sonne vollends iſt faſt ſo mächtig, wie ſonſt, und ich würde es theuer büßen müſſen, wollte ich ihr den bloßen Kopf nur eine halbe Minute zu Gebote ſtellen. Doch läßt es ſich im Zimmer jetzt ganz angenehm ſtudiren, und wenn ich je alle meine Kräfte aufgeboten habe, um an der ſchwer erſteiglichen, in vielen Abſätzen hinanlaufenden Pyramide des tamuliſchen Schriftenthums ein paar Stufen höher zu kommen, ſo thue ich es jetzt.

Neulich hatte ich einen Beſuch aus Tinnevelly, und zwar von einem der Miſſionare aus Nazareth, wo ich bald nach meiner Zurückkunft von Ceylon ein paar liebe Ruhetage zugebracht hatte. Der Freund wunderte ſich, mich verhältnißmäßig ſo wohl wieder zu ſehen, da er, wie er mir jetzt erſt mittheilte, damals gefürchtet hatte, ich würde Madras kaum erreichen. Bei der Gelegenheit hörte ich denn auch eine intereſſante Aeußerung des alten Tanjore-Dichters, von dem ich Ihnen bei Gelegenheit meines Beſuchs in Tanjore erzählt habe (Band IV, S. 228), in Bezug auf die neue Bibelüberſetzung. Sie wiſſen ja, daß die Bibelgeſellſchaft in Madras eine neue Ueberſetzung der Schrift in's Tamuliſche übernommen und bereits Probeexemplare zum Behuf einer letzten Durchſicht in's Land geſchickt hat. Als nun der neue Ueberſetzer, der amerikaniſche Miſſ. Percival von Jaffna in Ceylon, bei dem alten Dichterpatriarchen, dem dankbaren Schüler des alten Vaters Schwarz, einſprach und ihm eine bedeutende Summe bot, falls er ſich dazu verſtehen wollte, ſeine Bemerkungen zu der neuen Ueberſetzung zu liefern, ſo ſchwieg der Alte voll Entrüſtung. Der Sohn aber nahm das Wort und ſagte: Der Herr Miſſionar müſſe ſeinen alten Vater entſchuldigen; ſie ſeien wie die Juden, die den erſten Tempel geſehen und über den zweiten geweint.

In der That, eine ſchöne und treffende Antwort! Denn obſchon die Ueberſetzung unſrer alten Miſſionare ihre Schwächen und Mängel hat, ſo iſt ſie doch ſo treu und keuſch, daß derjenige, der ſich von Kindheit an hineingeleſen hat, ſich wol eine verbeſſernde Durchſicht, aber nicht ſo leicht eine neue Ueberſetzung wird gefallen laſſen, beſonders eine, wie die des Herrn Percival, die ſich wol eines flüſſigen und blühenden tamuliſchen Styls erfreut, aber der alten Tiefe, Treue und Allgemeinverſtändlichkeit ermangelt. Gleich der zweite Vers des erſten Capitels im erſten Buch Moſe enthält zwei unverzeihliche Fehler. Da heißt es erſtens: „Der Geiſt Gottes ſpazirte auf dem

Waſſer", und ſodann iſt „der Geiſt Gottes" mit derjenigen Form des Zeitwortes („ſpaziren") verbunden, die für gewöhnlich nur in Bezug auf Sachen, Kinder und allenfalls den Teufel gebraucht zu werden pflegt.

Solche Dinge kommen in der alten Ueberſetzung, Gott Lob! nicht vor. Die alten Miſſionare, von denen ſie ausging, waren feine, theologiſch und ſonſt durchgebildete Leute. Und ſolcher Leute bedarf es überhaupt, wenn eine Miſſion ſich nicht begnügen will, dieſen und jenen Einzelnen durch die Taufe in die chriſtliche Kirche allgemeinhin aufzunehmen, ſondern vielmehr darauf ausgeht, eine Nationalkirche zu gründen, unter welchem Volke es auch immer ſein möge, unter bürgerlich einigermaßen geſitteten ſowol, als ganz rohen Heiden. Wer in der Heimath zum Paſtor taugt, der taugt darum noch nicht zum Miſſionar. Die Blüthe der heimathlichen Kirche iſt für die Miſſion nicht zu gut; grade aus dem beſten Theil der Mannſchaft wählt man die Pioniere.

Hierbei muß ich jedoch einem zwiefachen Mißverſtändniß vorbeugen. Erſtens: Obgleich theologiſche und ſonſtige Durchbildung von der höchſten Wichtigkeit iſt, ſo bleibt doch wahre Frömmigkeit und ein treuer Sinn das Haupterforderniß. Zweitens: Auch minderbegabte Leute, wenn ſie das Herz auf dem rechten Fleck haben, können gewiſſe Poſten in einer Miſſion ſehr wohl ausfüllen, beſonders wenn die Miſſion über die erſten Anfänge hinaus iſt.

Auf was für ein Miſſionsfeld ich auch immer auf meinen Pilgerzügen gekommen bin: ich habe nirgends, nirgends eine Miſſion geſehen, der zur Ausbreitung nach außen und zum Ausbau nach innen ſo wenig Mittel und Kräfte zu Gebote ſtehen, als der lutheriſchen. Freunde und Gegner rings umher gründen Kirchen und ſtiften Anſtalten, die gewonnenen Ergebniſſe vertiefend und befeſtigend, und ſuchen fort und fort nach neuen Thüren. Uns aber, denen durch Gottes Gnade

ein Arbeitsfeld in Indien beſcheert und geſchichtlich angewieſen iſt, wonach gar Viele die Hände ſtrecken, weil ſich da ernten läßt, ohne vorher viel zu ſäen, und jede neue Saat ſchnell und leicht emporſchießt, uns, denen die Väter ſelbſt — und was für Väter! — ein mit dem tauſenfachen Siegel göttlichen Segens verſehenes Erbtheil hinterlaſſen haben, uns, denen ſich ungeſucht links und rechts die Thüren aufthun, uns fehlt es an Kräften und Mitteln, auch nur das Ererbte innerlich und äußerlich auszubauen und ſo den Grund zu einer tamuliſch-lutheriſchen Kirche feſt zu legen, geſchweige denn die Thüren, die ſich uns ſonſt öffnen, nur einigermaßen zu nützen. Hätten wir die rechten Kräfte und Mittel, wo wäre dann die Miſſion, die ſich über die lutheriſche Miſſion in Indien erheben dürfte? Aber ſo zerſtückeln wir die „kleine Kraft", als wäre das Kleine noch immer nicht klein genug, und ſenden ein Fähnlein hierhin, ein Fähnlein dorthin, gleich als gingen wir ſo recht gefliſſentlich darauf aus, uns ſelbſt zu ſchwächen und um jeden Preis zu verhüten, daß weder hier noch dort die lutheriſche Kirche je wieder eine Bedeutung in der Miſſion gewinnen möge. Das iſt aber vom Herrn, der uns um unſrer Sünden willen „ſo zerſtückelt und zu nichte macht", einen Jeden ſeinen eignen ſelbſterwählten Weg wandeln laſſend, und ſeine Güte allein iſt es, daß wir nicht gar aus ſind.

Ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie mir erlaubt haben eine kleine tamuliſche Bibliothek[61] für unſere heimathliche Miſſionsanſtalt zu ſammeln. Denn wenn mit Gottes Hilfe meine Reiſe irgend einen Segen für unſre Miſſion im Tamulenlande haben ſoll, ſo wird er hauptſächlich auch mit darin beſtehen, daß ich die Herausgehenden zuvor in den labyrinthiſchen Gängen des tamuliſchen Schriftenthums zurechtweiſen und ſie ſo in die für den Miſſionszweck — mittelbar oder unmittelbar — ergiebigſten Schachten des tamuliſchen Volksgeiſtes einführen kann. Wie ſollte mir das aber ohne die Beihilfe

einer tamuliſchen Bibliothek möglich werden, die mindeſtens die Hauptſchriften in Bezug auf die wichtigſten Schattirungen desſelben enthält? Ich betreibe die Sammlung durch meinen Sprachlehrer im Hochtamuliſchen, dem wiederum ein allenthalben umherſuchender Handlanger zur Seite geht. Ich habe bereits eine gute Anzahl claſſiſcher Schriften beiſammen; aber noch braucht es 6 bis 8 Monate, ehe ich mit dem Ganzen zu Stande kommen werde, obſchon zwei Abſchreiber fort und fort beſchäftigt ſind. Was bereits gedruckte Sachen anlangt, die laſſen ſich zwar leichter herbeiſchaffen, doch braucht es auch hier Weile, wenn man ſie um einen billigen Preis zu erſtehen wünſcht. Für jetzt aber muß ich mit meiner Sammlung gar eine Pauſe machen. Es hat ſich nämlich die Kunde, daß ein europäiſcher Herr nach tamuliſchen Werken ſucht, allgemein verbreitet. Da fängt man nun an zurückzuhalten und ſeine Forderungen bis ins Unſinnige hinein zu ſteigern.

Ich ſehe die Sammlung dieſer Sachen und das Studium derſelben für einen ſo wichtigen Theil meiner Aufgabe an, daß ich nach meiner Ankunft in Madras mich aller Reiſepläne bis jetzt entſchlagen habe, und auch noch ferner ſo zu thun gedenke, indem ich zur nothwendigen Vollendung gewiſſer hochtamuliſcher Studien noch 7 bis 8 Monate brauchen werde, anderwärts aber ſich ein ſo wackrer Helfer, wie mein Munſchi, dazu ſchwerlich für mich finden würde. Blos einen kleinen Abſtecher von einigen Wochen nach Nellore in das Teluguland beabſichtige ich gegen Ende Januar 1852 zu machen, einmal, um die dortige Miſſionsſtation der Baptiſten in Augenſchein zu nehmen, dann aber auch, um mich von meinen anhaltenden und angreifenden Studien ein wenig zu erholen. Es iſt ja jetzt kühle Zeit, und dazu wird die Reiſe ſtets der Meeresküſte entlang gehen. Im März ſchon tritt der Wendepunct, von wo es ſtracks in die Glut hineingeht, abermals ein, und ich möchte nicht gern auch das dritte Jahr

wieder mich den Schrecken der indiſchen Hitze auf der Reiſe ausſetzen. Ich müßte in der That fürchten, das Bischen Kraft, das ſich, Gott Lob! wieder angeſammelt hat in dem Brunnen meines Lebens, möchte ſich erſchöpfen, zumal mein Gehör, deſſen Schwächung die Aerzte der allgemeinen Schwächung zuſchreiben, ſich auch um gar Nichts gebeſſert hat.

Ich grüße Sie herzlich und befehle Sie alleſammt in den Schutz des Allmächtigen!

Geiſtige, ſittliche und geſellſchaftliche Zuſtände in Madras.

„Wir fanden einen Edelſtein auf einem Düngerhaufen, wir nahmen ihn auf, und nun ſchmückt er eine Krone.“ Mit ſolchen und ähnlichen Worten etwa ſucht man engliſcherſeits ſich mit dem „unwiderſtehlichen Geſchicke“ zu verſöhnen, das die engliſchen Kaufleute in Indien zu Eroberern gemacht habe, und ſie nun in der eingeſchlagnen Bahn unaufhaltſam weiter treibe.

Die Freunde der proteſtantiſchen Miſſion dürfen ſicherlich froh ſein, daß jenes „unwiderſtehliche Geſchick“ ſich nicht an die Sohle der Ruſſen oder der Franzoſen geheftet hat, und die Hindus ſelber wünſchen ſich wenigſtens Glück, daß das engliſche Scepter der muhamedaniſchen Willkühr- und Gewalt-Herrſchaft ein Ende gemacht hat. „Man muß die Compagnie in Rückſicht auf ihre Pilgerſteuer in Tirupati loben; ſolche Ungerechtigkeiten (wie die Muhamedaner) läßt ſie ſich nicht zu Schulden kommen,“ ſagt Vira Sami Ayer in ſeiner „Pilgerreiſe nach Benares“ (1835),[62] nachdem er zuvor den Nabob

gegeißelt hat, der, wenn Jemand dem Gotte in Sri Seilam Gewande und Juwelen ſchenkte, nicht bloß den Werth in Geld für ſich forderte, ſondern auch die Geſchenke ſelbſt nach einiger Zeit aus dem Tempel ſtahl. „Wenn man ſolche Ungerechtigkeiten bedenkt“ ſetzt der empörte Brahmine hinzu, ſo ſieht man recht, daß wir im Kali-Zeitalter leben; was wird doch der Herr, — der Zeuge der Welt und ihres Thuns, — außerdem daß er allen Thaten den gebührenden Lohn geben wird, in dieſer Zeit noch weiter thun?“

Ein engliſcher Vertheidiger der britiſchen Regierung ſucht den Contraſt zwiſchen dieſer und der früheren Regierung durch Aufſetzung folgender Lichter zu Gunſten der erſteren zu heben:

„Alte Paläſte liegen in Ruinen, friedliche Hütten mehren ſich; königliche Gärten, ſchön wie das Paradies, ſind wüſte geworden, aber die Ebnen decken ſich mit ſichern Aernten; ſonſt bezeugten einzelne prachtvolle Städte den Reichthum des Monarchen, jetzt entfaltet ein wiedergebornes Land den Wohlſtand des Volkes. — Unter dem früheren Syſteme verfiel Indien, während ſeine Unterdrücker emporkamen; unter dem neuen Syſteme iſt Indien aufgeblüht und hat ſeine Beherrſcher mit den Dankopfern ſeines zunehmenden Wohlſtandes beſchenkt.“ Wir wollen ganz und gar kein Gewicht darauf legen, daß die Landſteuern oft in der grauſamſten Weiſe eingetrieben werden, — wie z. B., indem man ſchwere Steine auf den Rücken des ſäumigen Zahlers legt und darauf dann noch einen Polizeiſoldaten reiten läßt —: denn derlei Barbarei fällt hauptſächlich den einheimiſchen Unterbeamten zur Laſt, und der neue Gouverneur von Madras, der dieſen Makel wegzuwaſchen geſonnen iſt, hat auch bereits eine Commiſſion niedergeſetzt, um den Thatbeſtand in Bezug auf die ſogenannte „Folter-Frage“ genau zu ermitteln. Allein Grund-Abgaben, die oft bis zur Hälfte des Rohertrags hinanlaufen, laſſen ſich doch, auch im beſten Falle, nicht als „Dankopfer“ des Landes bezeichnen.

Zudem iſt es ein ſehr leidiger Troſt, wenn man dem Gemälde einer chriſtlichen Regierung in Oſtindien mit dem dunkeln Rahmen muſelmänniſcher Staats-Wirthſchaft aufhelfen muß, — und zwar um ſo leidiger, als er nicht einmal durchweg die Probe hält. Das muhamedaniſche Scepter hatte bei aller Härte gewiſſe Vorzüge. Was die Muſelmänner dem Lande abpreßten, das verbrauchten ſie auch im Lande. Der engliſche Beamte dagegen ſieht in Oſtindien ein Californien — und ein Sibirien; er zählt in der Regel jeden Tag, bis die letzte Stunde ſeiner Dienſtzeit (von 20 bis 45 Jahren) ſchlägt, und ihm „die volle Penſion" — das A und O aller ſeiner Wünſche — zuſichert, um dann mit erſter Schiffsgelegenheit nach „Old England" zurückzueilen, oder aber er ſpart von ſeinem ungeheuern Monatsgehalte, um, mit Verzicht auf volle Penſion, ſchon lange vor Ablauf ſeiner Dienſtzeit mit gefülltem Koffer der indiſchen Sonne den Rücken zu kehren. Es ſollen an drei bis vier Millionen Pfund Sterling alljährlich aus dem Lande gehen.

Weiter: Das kaufmänniſche England ſucht in Oſtindien hauptſächlich einen Markt für ſeine eignen Manufacturen; es hebt daher die indiſche Induſtrie ſo wenig, daß es dieſelbe vielmehr in jeder Weiſe zu ſtürzen ſtrebt. Nicht ſo die Muſelmänner, in deren Intereſſe es lag, die einheimiſche Gewerbsthätigkeit und mit ihr die Einkünfte der Regierung zu mehren.

In allerneueſter Zeit ſcheint man wenigſtens die Nothwendigkeit einzuſehn, durch Bewäſſerungscanäle und Straßenbau der Landwirthſchaft aufzuhelfen. Es iſt ſchon vor einigen Jahren für die Madras-Präſidentſchaft eine Commiſſion zur Berichterſtattung über das Syſtem der öffentlichen Arbeiten niedergeſetzt worden. Möchte auch die furchtbare Hungersnoth, die, in Folge außerordentlicher Dürre, im vorigen Jahre ihre Opfer in Südindien forderte, ein Stachel werden, der die Regierung auf der eingeſchlagnen Bahn voran treibt. Sie war ja zum

Theil eine Folge der mangelhaften Bewässerungsanstalten und Communicationswege, so daß selbst englische Blätter in Ostindien die schneidenden Worte: „Jetzt müssen die Heiden abermals für die christliche Regierung büßen" der Regierung zuzurufen sich nicht scheuten. Eine Hebung der Landwirthschaft ist um so nöthiger, als die Bevölkerung der Madras-Präsidentschaft in reißender Zunahme begriffen ist. Die Zählung vom Jahre 1839 ergab 14 Millionen; die vom Jahre 1851 über acht Millionen mehr! Etwa zwei Drittel der Hindus sind auf den Ackerbau angewiesen, und von den Nichthindus widmet sich eine volle Hälfte eben dieser Beschäftigung.

Grade zu meiner Zeit wurde in den anglo-indischen Blättern über den Werth oder Unwerth des sogenannten Reiotwar- oder zinsbäuerlichen Systems[53] stark verhandelt. Die weitaus bedeutendste Zeitschrift in Madras, „das Athenäum", erklärte sich auf das entschiedenste dagegen; es breche die landbesitzende Aristokratie, die zu einem gesunden Bestehen des Ganzen eben so nothwendig sei, als die Regen-anziehenden Berge und Wälder in einem Lande, verwandle die ganze ackerbauende Bevölkerung in Tagelöhner, mache den Staat zum alleinigen „Landholder," und setze an die Stelle des grundbesitzenden Adels eine Aristokratie reicher Handelsleute. Hiebei darf freilich nicht vergessen werden, daß die endlose Zerstückelung des Grundbesitzes zum großen Theile eine Folge des indischen Erbfolgegesetzes, und die Verarmung der Landbauer hauptsächlich auch durch die unverhältnißmäßige Besteuerung gefördert wird.

Die schwächste Seite des anglo-indischen Regiments auch in der Madras-Präsidentschaft ist jedenfalls die Gerichtsverwaltung. Die Eingebornen sind nicht über Bestechung erhaben, und der europäischen Beamten im Gerichtsfache zu wenige, um jene gehörig in Schach zu halten. Dazu kommt, daß die letztern oft als ziemlich unerfahrene Bürschchen von Haileybury her in Indien anlangen, und sich äußerst

ſelten ſoweit mit der Landesſprache befaſſen, daß ſie mittelſt derſelben frei mit dem Volke zu verkehren im Stande wären. Das „College“ in Madras, worin ſich die neuen Ankömmlinge ſprachlich weiter ausbilden, iſt jetzt nicht viel mehr als ein Name. Sie bleiben, wie auch ſchon früher, in ihren Privathäuſern wohnen, die Regierung hält ihnen einen einheimiſchen Sprachlehrer, und unterwirft ſie von Zeit zu Zeit einer meines Wiſſens ziemlich gelinden Prüfung. Zu meiner Zeit zählte das College nur 6 bis 8 Zöglinge in dem eben bezeichneten Sinne. Ich vermuthe, daß es einen andern Schwung hatte, als Ellis[54] († 1819), Collector von Madras, an der Spitze deſſelben ſtand.

Madras, das mit Bombay zugleich im Jahre 1834 ſeine Unabhängigkeit an den Generalgouverneur in Calcutta verlor, hat darin eine große financielle Bürde zu tragen, daß es faſt ein Drittel ſeiner Armee zur Verſorgung der Garniſon ſolcher Provinzen unterhalten muß, deren ſämmtliche Einkünfte in den öffentlichen Schatz zu Calcutta fließen. Könnte es dieſe Bürde abſchütteln, ſo könnte es auf einmal über 6—8 Millionen Rupis mehr verfügen. Es iſt daher nicht ganz billig, wenn engliſche Blätter in Madras, in Bezug auf Ausführung öffentlicher Arbeiten, der Regierung von Madras das Beiſpiel Calcutta's einfach als Muſter vorhalten.

Als der „Friend of India“ in Calcutta die günſtige Aufnahme von Dr. O'Shaughneſſy's Plan zur Herſtellung einer electro-telegraphiſchen Verbindung in Indien ſeitens der heimathlichen Behörden lobpreiſend meldete, da hatte das Athenäum bloß „drei ſtöhnende Seufzer“ für den Hof der Directoren, denn die Verbindung ſollte — ſo hieß es damals — mit Ausſchluß der Madraspräſidentſchaft bloß Calcutta, Bombay, Agra und das Pendjab umfaſſen.[55]

Die Eiſenbahn von Madras nach Bangalore ſah ich ſchon während meines Aufenthaltes in Madras abgeſtochen; man hat ſie ſeitdem bereits in Bau genommen.

Ein neuer Bericht über die Wesleyaniſchen Miſſionen zu Madras läßt ſich über die höhere Bedeutung elektriſcher Telegraphen und Eiſenbahnen für Indien folgendermaßen aus:

„Das Jahr 1853 iſt für Indien äußerſt wichtig; es berührt ſeine geſellige, ſtaatliche, und geiſtige Wohlfahrt an ihrem Lebenspunkte. Die electro-telegraphiſche Linie, wovon gegen das Ende von 1855 4000 Meilen fertig ſein werden, wird die vier großen Präſidentſchaften Oſtindiens in unmittelbare Berührung bringen und Eiſenbahnen werden von drei verſchiedenen Punkten aus die Leute verſchiedener Länder und Kaſten in einen ſtetigen Austauſch der Gedanken und der Sitten mit Gewalt hineinwerfen. Telegraphen und Eiſenbahnen dürften dann, im Verein mit dem Chriſtenthume, eine glänzende Zukunft öffnen, über welche ſich die ganze chriſtliche Welt freuen wird."

Mit der glänzenden Zukunft wird's wohl noch gute Weile haben, — der Weg dahin iſt lang und geht ſicherlich über viel Ruin und Trümmer. Das aber läßt ſich nicht leugnen, daß das Chriſtenthum in Oſtindien — menſchlich zu reden — nicht eher das ganze Volk ergreifen kann, als bis das geſammte Volksbewußtſein aus ſeinen Fugen gewichen iſt, und daß zu dem Letzteren auch die Eiſenbahnen u. ſ. w. nach aller Wahrſcheinlichkeit ihren Beitrag liefern werden. Gott gebe, daß ſich aus den dereinſtigen Trümmerhaufen des indiſchen Volksbewußtſeins eine gute Fruchterde für die Einpflanzung des chriſtlichen Bewußtſeins ablagere.

Erfreulich iſt's, daß der Hof der Directoren in ſeiner Depeſche vom 20. Juli v. J. die Verbeſſerung des bisherigen Schul- und Erziehungsſyſtems, das bisher nur zerſtörend und zerſetzend wirkte, der Regierung in Indien ernſtlich empfohlen hat: hinfort ſoll nicht bloß die heilige Schrift den Schulbibliotheken einverleibt werden; die an den Schulen angeſtellten chriſtlichen Lehrer ſollen auch die Freiheit

haben, außerhalb der regelmäßigen Schulſtunden allen denjenigen ihrer Zöglinge, die es wünſchen, chriſtlichen Religionsunterricht zu ertheilen. Dieſe Maßregel hat mindeſtens die Bedeutung eines guten Zeugniſſes für die gute Sache, und wird ſchon von dieſer Seite her eine wohlthätige Wirkung zu äußern nicht verfehlen.

Damit aber iſt der neue Plan keineswegs erſchöpft. Hinfort ſoll auch die Regierung allen Privatſchulen, die in gemeinnützigen Kenntniſſen einen tüchtigen Unterricht ertheilen und ſich einer amtlichen Aufſicht unterwerfen, mit einer öffentlichen Unterſtützung zu Hülfe kommen. Der Hof der Directoren wünſcht überhaupt, daß die eigentlichen Regierungsſchulen je länger je mehr aufhören, und der Staat, der bis jetzt den Erzieher gemacht hat, die Stellung eines Schützers und Fördrers der Volkserziehung einnehme. Endlich umfaßt der Plan der Directoren die Bildung einer Erziehungsabtheilung in jeder Statthalterſchaft und die Errichtung allgemeiner Hochſchulen nach dem Plane der Londoner Univerſität. Bleibt nur zu ſehen übrig, in wie weit die indiſchen Behörden die Depeſchen ihrer heimathlichen Obern ins Werk ſetzen und die Eingebornen in die engliſchen Erziehungspläne eingehen werden. Ich kann die ſanguiniſchen Hoffnungen nicht halb theilen, die mein ebenſo hochgeſtellter als hochgebildeter Gaſtfreund (S. 5.), Herr Ch. Hay Cameron, früher „viertes Mitglied des Rathes in Indien und Präſident der Geſetzcommiſſion und des Erziehungsrathes für Bengalen", an die Errichtung von Univerſitäten in Calcutta, Agra, Bombay, Madras und Colombo knüpft, vorausgeſetzt daß die britiſche Regierung in Indien mit der Verordnung von 1833 Ernſt mache, die den Eingebornen den Weg zu allen öffentlichen Aemtern, auch im pragmatiſchen Dienſte, auf dem Papiere geöffnet hat. Dieſe Hoffnungen nämlich beruhen weſentlich auf dem Irrthum Plato's, daß der Menſch das Gute nur zu wiſſen brauche, um es ſofort auch zu thun. Cameron's wohlwollende

und beredte Anſprache an das Parlament vom Jahre 1853 „über die Pflichten Großbritanniens in Rückſicht auf die Erziehung und die öffentliche Anſtellung der Hindu's“ hat zu der Depeſche vom 20. Juli 1854 jedenfalls mitgewirkt. [56]

Wir wollen warten was die Zukunft bringt. So viel aber liegt klar zu Tage: Daheim hat man es, wenn nicht allenthalben für eine unerläßliche Pflicht, ſo doch vorwiegend für die beſte Politik erkannt, die Eingebornen immer mehr mit Banden des Geiſtes an ſich zu feſſeln. Möchte nur auch die indiſche Regierung ernſtlich angewieſen werden, ihre Einkünfte ferner nicht durch maßloſe Privilegirung von Arrakſchenken u. ſ. w. zu mehren, damit ſie nicht mit einer Hand aufbaue, mit zehn Händen aber niederreiße. Es giebt Arrakſchenken in Madras, die der Regierung täglich 13 Rupis einbringen; dafür iſt aber auch unter zehn polizeilichen Fällen gewöhnlicher Art höchſtens einer, der nicht irgendwie mit dem Laſter der Trunkenheit in Verbindung ſteht. Engliſche Blätter ſpotten wohl, daß der nordiſche „Schutzherr der morgenländiſchen Chriſtenheit“ im Jahre 1843 8,716,666 L.St. aus ſeinem Branntweinmonopol gelöſt habe. Sie haben dazu ganz und gar keine Berechtigung. „Sonſt, — ſo iſt mir von den glaubwürdigſten Männern wiederholt verſichert worden, — „ſonſt war ein trunkner Siphai eine äußerſt ſeltene Ausnahme, jetzt iſt die Ausnahme faſt zur Regel geworden.“ Das iſt auch ein Punkt, worin die muſelmänniſche Regierung der Vergangenheit ſich vor dem chriſtlichen Scepter der Gegenwart auszeichnet.

Da der letzte Theil meines Aufenthaltes in Indien in die Zeit kurz vor der Erneuerung der Charte fiel, ſo hatte ich noch Gelegenheit die allgemeine Gährung der Gemüther in Furcht und Hoffnung zu beobachten. [57] Auch die „Diener der Compagnie“ — die Herren Indiens — hatten ihre Wünſche. Bisher fand ein doppelter „Geſundheitsurlaub“ ſtatt: der eine „innerhalb indiſcher Grenzen,“ die

man bis an's Cap der guten Hoffnung, nach Auſtralien, Neuſeeland und Egypten ausdehnte;[58] der andere „außerhalb indiſcher Grenzen." Auf die Beſeitigung dieſes Unterſchiedes, den die Dampfſchifffahrt völlig bedeutungslos gemacht habe, wollte man antragen, und dazu das Geſuch ſtellen, man möchte eine Vertheilung der drei Jahre „Allgemeinen Urlaubs nach zehnjährigem Dienſt," auf mehrere Termine freigeben.

Auch die Kirche regte ſich. Drei große Geſellſchaften in England: die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft, die Propaganda und die Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß bildeten einen vereinten Ausſchuß, der, unter dem Vorſitze des Biſchofs Carr (aus Bombay?) ſchon im März 1852 zu tagen anfing. Man wollte die Zahl der indiſchen Biſchöfe, Capläne, Hülfscapläne und ſonſtigen Geiſtlichen vermehrt, und eingeborne Unterhülfscapläne, für die einheimiſchen Chriſten im Dienſte der Compagnie, angeſtellt wiſſen. Darüber that ein und das andere engliſche Blatt in Oſtindien einen Schrei des Entſetzens: „Die armen Hindus, die ſchon genug zu tragen haben an dem bisherigen Beſtande des „Church-Eſtabliſhment", deſſen Erhaltung eigentlich den „Dienern der Compagnie" zukommt!" Andere dagegen fanden die Sache in der beſten logiſchen Ordnung:

„Indien wird rechtmäßig beſteuert zur Unterhaltung einer engliſchen Regierung. Geiſtliche ſind für die genannte Regierung unerläßlich. Folglich wird Indien rechtmäßig beſteuert zur Unterhaltung von Geiſtlichen."

Oder: „Muß der Hindu Abgaben entrichten für den Champagner des Commander in Chief, für die öffentlichen Frühſtücke des Statthalters, für die lederüberzogenen Stühle in Leadenhallſtreet, ſo kann er auch Steuern für Leute zahlen, deren Amt die Pflege der Seelen iſt."

Der geiſtliche Stab in der Statthalterſchaft von Madras beſtand damals aus einem Biſchof, einem Archidiaconus und ſechs und ſechzig

Caplänen. Eben hatte der Archidiaconus Pratt in Calcutta eine Bombe in das ruhige Gehöft aller Militärgeiſtlichen geworfen, — mittelſt eines Hirtenbriefes nämlich, in welchem mit geſperrten Lettern die Worte ſtanden:

„Wenn ein europäiſches Regiment ſeine bisherige Station verläßt, ſo ſollte der betreffende Caplan mit dem Regimente nach der neuen Station ziehen.“

Es ſcheint, der Archidiaconus hatte ſeine Mahnung damit begründet, daß ſonſt Grund verloren, gute Pläne unterbrochen, und gute Gewohnheiten beiſeitgeſetzt würden. Ein engliſches Blatt in Calcutta ließ die Frau eines Caplans im Erguß ihres Unmuthes dieſe Gründe dem Archidiaconus aus dem Munde nehmen und ihrem Gemahle gegenüber zu ihren Gunſten gebrauchen. Nein wenn wir ziehen, geht „Grund verloren“; denn mein ſchöner Garten, der vor kurzem noch Djangel war, wird aufgegeben. Nein wenn wir ziehen, werden „gute Pläne unterbrochen“; denn wo ſollen meine beiden Schweſtern, die der Verheirathung halber herauskommen, ihren Zweck erreichen? Nein wenn wir ziehen, werden „gute Gewohnheiten beiſeitgeſetzt“, denn du gewöhnſt dir dann wieder das „ungentlemanliche“ Rauchen an. Wer die indiſchen Verhältniſſe kennt, der wird zugeben, daß dieſer Scherz im Großen und Ganzen nicht ohne Wahrheit iſt. Doch ſind, Gott Lob! der rühmlichen Ausnahmen unter den engliſchen Caplänen in neuerer Zeit je länger je mehr geworden.

Der anglikaniſche Anſpruch auf eine ausſchließliche Berechtigung, oder doch auf eine bevorzugte Stellung, ſelbſt auf dem Miſſionsgebiete, läßt ſich auch in Madras vernehmen. Der anglikaniſche Biſchof — früher Diſſenter — ſtand nicht an, gegen mich ſein Befremden kund zu geben, daß wir nicht alle Glieder der anglikaniſchen Gemeinde, die um Aufnahme in die lutheriſche Kirche nachſuchen, ſchlechthin abwieſen. Dieſes Befremden war um ſo befremdlicher, als

ſein tamuliſcher Caplan eben wieder einige Glieder unſerer Gemeinde in die anglikaniſche Kirche durch allerlei Verſprechungen hinübergezogen hatte.

Die anglikaniſche Anmaßung trifft übrigens die engliſchen, ſchottiſchen und amerikaniſchen „Diſſenters“ mit. Der ſogenannte „Wooley Fund“ — jetzt zu einem Capital von 180,000 Rup. angewachſen — „für die Kinder unglücklicher Europäer“ ſollte eben ſeiner Beſtimmung gemäß verwandt werden. Die Anglikaner glaubten nicht minder als 170,000 Rupis davon für ſich in Anſpruch nehmen zu dürfen. „Und doch umfaſſen von allen übrigen Religionsgemeinſchaften bloß zwei — die Presbyterianer und die Römer — etwa die Hälfte aller Europäer in der Statthalterſchaft“, beſonders in jenem Stande, der aller Wahrſcheinlichkeit zufolge die meiſten „unglücklichen“ Kinder hinterläßt.

Von dem Kaſtengeiſte, der die ganze Europäerwelt durchdringt und zerklüftet, habe ich bereits anderswo geredet. Streng ſind die Vorſchriften für die Diener der Compagnie darüber, welchen einheimiſchen Beamten ſie einen Stuhl bieten, welchem ſie die Hand reichen dürfen u. ſ. w. Streng iſt auch die Etiquette unter ihnen ſelber, und dieſe Strenge theilt ſich der ganzen europäiſchen Geſellſchaft mit, die ja freilich meiſt aus Dienern der Compagnie [59] beſteht.

Bekannt iſt, daß es den Engländern im Allgemeinen äußerſt ſchwer wird, zwiſchen allgemeiner Sittlichkeit und engliſcher Sitte zu unterſcheiden. Ein engliſches Blatt in Madras ging in dieſer Beziehung ziemlich weit. „Die Erlöſung Indiens“ — ſo äußerte es ſich bei Beſprechung der „halb barbariſchen“ Sitte des Morgenlandes, zum Eſſen weder Löffel noch Gabel zu brauchen — „kommt nicht zu Stande, wenn man bloß engliſche Ideen verbreitet; man muß auch engliſche Gewohnheiten anbauen. „Engländerthum“ und Chriſtenthum haben, ehe Indien fortſchreiten kann, Heidenthum und

Götzenthum auszurotten." Man wird ſich daher kaum wundern, wenn daſſelbe Blatt die vorläufige Schonung der Kaſte, auch nur im bürgerlichen Sinne, wie ſie von unſerer Miſſion geübt wird, auf das heftigſte bekämpfte; Niemand aber wird trotzdem wohl erwarten, daß es darin ſogar noch etwas Schlimmeres als Duldung des Götzendienſtes ſehen konnte.

Was man in Madras auch ſehr vermißt, iſt Wiſſenſchaftlichkeit. Selbſt die aſiatiſche Geſellſchaft war nahe am Einſchlafen. Die Bibliothek des College [60] fand ich in ziemlich traurigem Zuſtande. An den tamuliſchen Manuſcripten, die nur wenig Bedeutendes enthalten, ſtudirten außer mir nur die Ameiſen. Die Ellis und Babington [61] ſind ausgeſtorben; ich wenigſtens lernte Niemanden kennen, der ſich mit dem Tamuliſchen irgendwie in wiſſenſchaftlicher Weiſe beſchäftigte.

„Geldmachen" iſt das große Loſungswort, das im Allgemeinen alle Klaſſen in Madras durchdringt, Beamte ſowohl als Kaufleute. Da findet ſich wenig Platz für edlere Strebungen. Dazu mangelt es ſehr an Gemeingeiſt, ſelbſt für Dinge die mitten in dem Bereiche der Materie liegen.

„Die geſellſchaftliche Lage des Innern" — ſo ließ ſich damals eine öffentliche Stimme vernehmen — „iſt ſehr jämmerlich; wir haben keine Straßen, und kaum irgend eine Verbindung zu Waſſer; dennoch wollen unſre Kaufleute ihre Stimme nicht erheben. Die Baumwollenſpinner von Mancheſter kümmern ſich weit mehr um Madras, als Madras ſelbſt..... Die Hindus von Madras verlaſſen ſich auf Mr. Lewin; was immer die Armee erwartet, iſt mit den Bemühungen des Lord Ellenborough [62] verbunden; auf die Mancheſterparthei zählt man in Bezug auf innere Verbeſſerungen, und von der Preſſe [63] erwartet man, daß ſie das Intereſſe aller Unterthanen Ihrer Majeſtät im Oſten vertrete."

Sogenannte „unpragmatiſche“ Diener der Compagnie (meiſt ſog. Oſtindier, Muſelmänner und Hindus) — 473 an Zahl — vereinigten ſich im Februar 1852 zu einem Andrang nach der Thür der höhern Staatsämter, die in Bengalen, Agra und Bombay den unpragmatiſchen Dienern bereits geöffnet worden. Sie machten in der betreffenden Bittſchrift an den Statthalter Pottinger ihr natürliches Intereſſe an dem Lande, ſowie ihre genaue Bekanntſchaft mit Sprache und Volk für dieſe ihre Anſprüche an den höhern Staatsdienſt geltend.

Das Schlimmſte iſt nur, daß ihnen der europäiſche Charakter abgeht, — den Oſtindiern nicht minder als den Muſelmännern und Hindus. Man hat bekanntlich den pragmatiſchen Dienern der Compagnie, die ja alle Europäer ſind, eine ungemein hohe Beſoldung ausgeworfen, um ſie gegen alle Beſtechlichkeit, gegen alle Verſuchung zu Unterſchleif und Erpreſſung möglichſt zu ſichern. Eine ſolche Schutzmaßregel würde, bei der Bodenloſigkeit des einheimiſchen Charakters, ſchwerlich verfangen.

Leid freilich muß es Einem thun, wenn man auf Seiten der Europäer allzu wenig guten Willen findet, den ſittlichen Standpunkt der Oſtindier, ihrer Halbbrüder, auch dadurch zu heben, daß man die Beſſern unter ihnen geſellſchaftlich heran- und heraufzuziehen beſtrebt iſt. Man höre doch endlich auf, die dunkleren oder lichteren Schatten der Hautfarbe zu Gradmeſſern geſellſchaftlicher Achtung zu machen! Verlangt man beſſere Ausnahmen, ſo erkenne man ſie auch an!

Ich habe das Loos dieſer armen Miſchlinge ſtets bejammert. Die ſchmutzig dunkle Geſichtsfarbe verräth ihren Urſprung faſt immer auf der Stelle. Wir kannten eine Dame, die, ſo oft ſie des Abends in Geſellſchaft ging, einen weißen Puder darüber ſtrich. Wollten doch ſogar oſtindiſche Mädchen, die eine Armenſchule beſuchten, nicht länger kommen, weil in der Verandah, wo der Unterricht ſtattfand,

ihre Geſichtsfarbe leiden würde. Die arme Geſichtsfarbe! Ja und wo die über die gemiſchte Abſtammung ſchweigt, da werden noch die Hände und namentlich die Nägel zu Verrätherinnen.

Man hatte in St. Thomé eben eine Fiſcherei für arme Oſtindier auf Actien eingerichtet, — zunächſt für zwanzig. Die Schwierigkeiten der oſtindiſchen Bevölkerung in Madras, paſſende Beſchäftigung zu finden, nehmen eben täglich zu, und die Einrichtung jener Fiſcherei war ein wohlgemeinter Verſuch, dem wachſenden Uebel abzuhelfen. Es ſollte mich faſt Wunder nehmen, wenn die jedenfalls ſchwächlichen Oſtindier in ſolchen und ähnlichen Arbeiten mit den Hindu's auf die Länge concurriren könnten, — von ihrer Arbeitsſcheu ganz abgeſehen.

Man dachte auch in Madras an eine Ueberſiedlung brodloſer Oſtindier nach Auſtralien. Wie ſie der ſchweren Arbeit dort als Hirten und Ackerbauer gewachſen ſein ſollten, war nicht abzuſehen. Alles Treiben und Drängen brachte auch nur ein paar Drucker, Schuhmacher und Zimmerleute auf den Weg dahin.

Ein gewiſſer Dr. Hunter beſchäftigte ſich, aus Beweggründen reinmenſchlichen Wohlwollens, ſehr eifrig mit der techniſchen Ausbildung der Oſtindier nicht blos, ſondern auch der Hindu's. Er hatte bereits häufige Beſtellungen auf Büſten und ſonſtige Arbeiten „aus mattweißem Porcellan," das als Rohſtoff in England keinen Markt fand. Seine Zöglinge übte er in Erfindung architektoniſcher und anderweitiger Verzierungen, im Zeichnen indiſcher Pflanzen u. ſ. w., um ſie etwa als Muſter für geſchnitzte Geräthſchaften zu benutzen. Er war eben daran eine Ausſtellung zu veranſtalten. „Ich brauche," ſo etwa ſchrieb er, „die Geſchicklichkeit und die Erfindungsgabe der Oſtindier, den mühſamen Fleiß der Hindus und die Mithülfe der Europäer." Ein Hindu hatte, durch ihn veranlaßt, eine große europäiſche Töpferei errichtet.

Eine immer mehr verkommende Klaſſe ſind auch die Muhame-

daner in Madras, die ich auf ſiebzig bis achtzig tauſend Seelen ſchätzen hörte. Vor einem halben Jahrhundert hatten ſie noch die Bedientenſtellen in den europäiſchen Häuſern inne; ihr unleidlicher Stolz hat dort den Hindu's je länger je mehr Platz gemacht. Man ſagte mir, daß Viele, weil ſie nicht im Stande ſind eine glänzende Hochzeit auszurichten, lieber gar nicht heirathen.

Die Muhamedaner, die als Miſchlinge eine ganz beſonders niedrige Stellung einnehmen, zerfallen in mehrere Abtheilungen. Die Lubbis, die Tamul und Malayalam ſprechen, ſind meiſt Hauſirer. Sie ſtammen von der Weſtküſte, wohin ſie, wie man ſagt, erſt in neuern Zeiten aus Arabien gekommen ſind. Ein dunkelfarbiges, ſtarkſehniges Geſchlecht, an Ausſehn ganz verſchieden von den ziemlich hellfarbigen Nao Aits („Neugekommene"), welche die Ueberlieferung zuerſt in Guzerat landen läßt. Dieſe Letztern ſind meiſt Kaufleute, zum Theil aber auch Gelehrte ihres Volks.

Mit der politiſchen Herrlichkeit iſt der alte Glaubensſtolz nicht gar zu Grunde gegangen. Die Gazette vom 16. Sept. 1852 enthielt folgende Notiz aus dem Fort St. George: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß die Bureau's morgen geſchloſſen werden, indem dieſer Tag ein Feſt der Eingebornen iſt." Dieſe Notiz gab ein muſelmänniſches Blatt (Aft ab-i-Aleon Tab) zu Triplicane mit folgenden Worten wieder: Da der 17. dieſes Monats ein böſer Tag bei den Götzenanbetern war, ſo hatte man Kammer und Bank geſchloſſen."

Bei alle dem betheiligen ſich auch hier die Muhamedaner an den Feſten der Hindu's, noch mehr aber umgekehrt die Letztern an den Feſten der Erſteren. „Für die Hindu-Religion", ſo ließ ſich daher ein entrüſteter Anhänger des Brahmanenthums vernehmen, „haben unſre Landsleute keinen Pfennig; zu den muhamedaniſchen Feſten helfen ſie in jeder Weiſe mit. Und zu was für Feſtlichkeiten? Zu ſolchen,

an denen ſelbſt die unterrichteten Muſelmänner keinen Theil nehmen, — auch der Nabob nicht!“ Auch der Nabob nicht! — der große, reiche, vornehme Mann! Was bedarf es weitern Zeugniſſes.

Wer die Hindu's einigermaßen kennen gelernt hat, der kann es nur als baare Thorheit betrachten, wenn einige Ueber-Philanthropiſten ihnen ohne Weiteres den Zutritt zu den verantwortlichſten Staatsſtellen eröffnen möchten; und ſelbſt diejenigen ſind in einem großen Irrthum befangen, die das nächſte Geſchlecht einer ſolchen Erhebung fähig halten, indem ſie meinen „die Söhne derer, die eine gute Erziehung und das Vertrauen der Regierung genoſſen, werden die Leute ſein, denen man trauen darf.“ Nichts Geringeres als die wiedergebärende Kraft des Chriſtenthums kann hier helfen; die engliſchen Schulen, in denen ein Theil der Hindu-Jugend von dem Geiſte der europäiſchen Wiſſenſchaft angeweht wird, haben zunächſt nur eine zerſetzende, aber keine heilende Kraft. Das predigt einem Jeden, der nicht ganz taub iſt, die Erfahrung von allen Dächern.

Jadjnavalkya ſagt (I, 335): „Der König ſchütze ſeine Leute, die von Betrügern, Dieben, Spitzbuben, Räubern und Andern, beſonders aber von den Schreibern gequält werden“. Die ganze einheimiſche Beamtenwelt hat jetzt ſicherlich noch weniger Herz für das Wohl und Wehe des Volkes als zur Zeit des ebengenannten Geſetzgebers. In den öffentlichen Schreibſtuben regieren Druck und Beſtechung.

Da ſagt etwa der Chef eines ſolchen Bureau's zu einem ſeiner Subalternen: Ich weiß, du haſt Verwandte in Vizagapatam; dort wachſen treffliche Apfelſinen; nächſtens geb' ich ein Gaſtmahl; Lieber, beſorge mir doch 4 bis 500 Stück. Der Subalterne bückt ſich verbindlichſt und liefert die aufgegebnen 4 bis 500 Stück Orangen, — ohne aber eine Rechnung beizulegen. Wäre er frech genug, die

Orangen bezahlt zu nehmen, wer ſteht ihm dafür, daß er nicht gelegentlich ſeine Stelle verliert.

Die Ausſicht auf eine Schreiberſtelle in den Bureau's der Regierung oder der Kaufleute — das iſt der eigentliche Stachel, der die einheimiſche Jugend von Madras in die engliſchen Schulen treibt. Man findet das Engliſche auch ſehr nützlich für höhere Bedientenſtellen in europäiſchen Häuſern, und für kaufmänniſche Speculationen.

Es giebt jetzt eingeborne Kaufleute in Madras, die ſelbſt in europäiſchen Artikeln Geſchäfte machen. Der eingeborne Handelsmann kann überhaupt billiger verkaufen, als der Europäer; denn er hat keine überflüſſigen „Comforts" mit in Rechnung zu bringen, und ſein bloß von Eingebornen bedientes Geſchäft koſtet ihm viel weniger. Kein Wunder daher, wenn er, da wo er einen vorhandenen Bedarf zu verſorgen im Stande iſt, ſelbſt den Europäer und den Oſtindier aus dem Felde ſchlägt. Eine Liſte über die Güter-Verſchiffer an Bord der Barke „Union" zeigte elf einheimiſche und drei europäiſche oder oſtindiſche Firmen.

Daß die Eingebornen von Madras den materiellen Nutzen einer engliſchen Bildung immer deutlicher einſehen, wird durch die zunehmende Errichtung engliſcher Schulanſtalten, auch ſeitens der Eingebornen, hinlänglich bezeugt. Ich hebe unter denſelben die „Madras Preparatory School" hervor, deren Leiter damals eben damit umgingen, den Radja von Myſore mit ſeinem Schutz — und vor allem mit ſeiner Börſe dafür zu gewinnen; ferner die Native Education School, die damals freilich erſt funfzehn Zöglinge zählte, endlich aber — und vor allen — die aus dem ungeheuren Nachlaß eines gewiſſen Patcheappah geſtiftete „Patcheappah School"[64] Dieſe letztere Anſtalt lieferte damals eine ziemliche Anzahl ihrer Schüler an die ſogenannte „High School", die eigentliche Regierungs-Schule,

der auch ein gut Theil der Zinſen aus Patcheappah's Hinterlaſſenſchaft zu gute kömmt.

Die Leiter der ſogenannten Hochſchule, — fünf Europäer, anfänglich von dem Statthalter ernannt, — bekennen ſich in ihrem 11ten Jahresberichte (1851 — 1852) eben ſo naiv wie trocken als „Diener zur Verfügung der Regierung, um nach gewiſſen vorgeſchriebnen Grundſätzen gewiſſe vorgeſchriebne Pflichten in's Werk zu ſetzen." Dieſer Jahresbericht wurde von der Preſſe „mit den bitterſten Gefühlen der Täuſchung" entgegengenommen. Ich ſelbſt wohnte der jährlichen Prüfung bei, und ich kann nicht anders ſagen, als daß mir die Treibhausluft, die mich dort anwehte, den Athem verſetzte.

Was ſoll man zu folgenden an unreife Hindu-Jünglinge gerichteten Fragen ſagen?

Erſtens: Was meinen Sie iſt die beſondre Aufgabe der dramatiſchen Poeſie?

Zweitens: Wie werden Sie den Bau geſchichtlicher Dramen mit der Theorie, daß das Drama eine nachahmende Kunſt iſt, in Einklang bringen?

Drittens: Können Sie irgend einen beſondern Gegenſtand in dem Schauſpiel Heinrich VIII. ausfindig machen?

Viertens: Gewahren Sie irgend welchen Unterſchied in der Sprache und in dem Styl Heinrichs des VIII. im Vergleich zu andern Shakſpeare'ſchen Dramen?

O ja, die Bürſchchen wiſſen darauf zu antworten, — nur zu wohl; allein — Dreſſur iſt Alles.

Die „Hochſchule" hatte eben ein Jahrzehnt zurückgelegt und während dieſer Zeit, außer einem Troß kleinerer Geiſter mit mehr oder minder europäiſcher Bildung und engliſcher Zunge, drei und zwanzig ſogenannte „Proficients" in die Welt geſandt, deren Einer damals die Prinzen von Travancore erzog, während ein Andrer an

der Spitze der „Patcheappah School" ſtand. Sie hatte mit 7 Zöglingen begonnen, und zählte nun 180. Die Auslagen zum Unterhalt derſelben beliefen ſich im Ganzen auf etwa 30,000 Rupis jährlich.

Die Schule beſteht aus einer engliſchen Abtheilung mit vier Klaſſen und einer vorbereitenden, desgleichen aus einer Tamul-, aus einer Telugu- und aus einer Mahratta-Abtheilung, jede abermals mit vier Klaſſen. Bei der engliſchen Abtheilung fand ich auch Engländer, — ich glaube zwei — als Lehrer angeſtellt. Ich hörte beſonders über die geringen Fortſchritte der Schüler in den einheimiſchen Sprachen klagen. „Einige von denen, die ihre Bildung in der Hochſchule empfingen, arbeiten mit mir in Einem Bureau .... bei allen habe ich eine mangelhafte Kenntniß ihrer eignen Sprache vorgefunden, und das thut ihrer Brauchbarkeit natürlich großen Eintrag;" ſo äußerte ſich z. B. Mr. W. Elliot bei ſeiner Berichterſtattung über die Prüfung der Zöglinge in Mahratta.

Grade während meines Aufenthaltes in Madras traf die „Hochſchule" ein heftiger Stoß. Man hatte ein paar Pariahknaben aufgenommen. Dagegen erhob ſich ein Theil der Zöglinge und zwar in einer Weiſe, daß mehrere derſelben fortgeſchickt wurden, andere aber freiwillig gingen. Vierzig verließen bei dieſer Gelegenheit die Anſtalt. Man blieb glücklicher Weiſe feſt, und nun kehrten zwanzig weh- und demüthig wieder.

Ich habe meinen Leſern noch nicht geſagt, daß man dieſe „Hochſchule" — ſchon ein ſehr hoher Titel — mit dem majeſtätiſchen Namen „Univerſität" zu nennen beliebt hat, ein Name, der dazu eben ſo gut paßt, wie der Titel „Excellenz" zu einem Dorfſchulzen. Die öffentlichen Blätter machten ſich über dieſe Univerſität in der ſogenannten „umnachteten" Präſidentſchaft ungemein luſtig. „Es war die urſprüngliche Abſicht der Regierung, daß die „Univerſität" zu Madras aus zwei Abtheilungen beſtehen ſollte: aus einer Schule und

aus einem „College.“ Das letztere iſt noch nicht in's Leben getreten. Grade wie gewiſſe berühmte „Joint Stock“ Geſchäfte in London aus einem Vorſitzenden, aus Directoren und einem Schriftführer, ohne einen einzigen Theilhaber beſtanden, ſo iſt das College der Univerſität zu Madras aus einem Vorſitzenden, drei Directoren und einem Schriftführer zuſammengeſetzt — fehlten nur noch der eigentliche Vorſteher, die Profeſſoren und die Zöglinge. — Dieſe letztern liegen, ſo glaubt man, in dem Mutterſchooße der Schulabtheilung verborgen, die, wie man hofft, bald zu kreiſen beginnen wird.“

Die Berührung mit dem europäiſchen Geiſte auf dem Wege der Schule und der Miſſion rief auch in Madras eine Erſcheinung in's Leben, die dem Falle des gebildeten Heidenthums ſtets vorangegangen, — das Beſtreben nämlich, die Volksreligion philoſophiſch zu klären und ſo mit Preisgabe der rohen Form ihren Inhalt zu retten.

Es mögen etwa zehn Jahre her ſein, als die „Vier Veda-Bekenntnißgeſellſchaft“ [65] unter großem Geräuſche in Madras zuſammentrat. Ganz wie die „Tattwabodhini Sabha“ in Calcutta, die ſchwindſüchtige Nachfolgerin der kurzathmigen „Brahma Sabha“, eignete auch ſie ſich die verſchiedenen Mittel und Wege der chriſtlichen Miſſionen an, Schule und Preſſe, Predigt und Colportage, um den wankenden Hinduglauben zu ſtützen und den Fortſchritten der Miſſionare möglichſt viele Steine in den Weg zu werfen. Da hatten ſie dann allerdings „die Theile in ihrer Hand, fehlte leider nur das geiſtige Band“ — die opferfähige Liebe. — Bei meinem Aufenthalte in Madras war die Satur Veda-Sabei zwar noch nicht entſchlafen, litt aber, obgleich nur ſieben bis acht Jahre alt, ſchon bedeutend an Altersſchwäche. Sie zeigte ſich in Madras öffentlich ſo wenig, daß ich ihr dort nie und nirgends begegnet bin.

Der wohlbeſtallte Prediger dieſer Geſellſchaft war, im Jahre

1844, ein gewiſſer Kavirayer. Er hielt jeden Montag einen erbaulichen Vortrag über die eigne, jeden Freitag aber eine Streitrede gegen die chriſtliche Religion. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſoll er ſich einmal auch damit gebrüſtet haben, daß man ſeinem Büchlein „Der wahren Erkenntniß Aufgang" die Ehre angethan, es in die Bibliothek der Königin von England aufzunehmen. Kavirayer nämlich iſt Schriftſteller und Dichter, nur eben kein Dichterkönig, was ſein Name beſagen will. Uebrigens ein gar artiger Mann! Als er einmal bei dem Schwingfeſte zu Royapuram den Hindu's predigte und zwei Miſſionare dazu traten, ließ er ſie wie liebe Gäſte feſtlich bekränzen.

Vor mir liegt der erſte Jahrgang des „Radjatani", jener tamuliſchen Zeitung, die von der Vier Veda-Geſellſchaft als ihr Organ gegründet wurde. Geburtsjahr und -Monat derſelben weiß ich genau (1844 im Auguſt); das Todesjahr iſt mir nicht bekannt geworden. Als ich mich in Madras aufhielt, war bereits Gras über ihrem Grabe gewachſen. [66])

Es dürfte gleichwohl nicht unintereſſant ſein, den Geiſt des erſten Jahrganges, der vollſtändig in meine Hände gekommen iſt, zum Beſten meiner Leſer für ein paar Minuten heraufzubeſchwören. Eine flüchtige Bekanntſchaft mit ihm haben ſie bereits gemacht, denn wo immer ich eine tamuliſche Zeitſchrift ohne Namen angezogen habe, da iſt eben „Radjatani" gemeint.

Gleich der erſte Schritt, mit dem ſie in die Welt eintritt, iſt majeſtätiſch:

„Viele Sprachen glänzen ſeit alter Zeit in Bharata khandam d. i. Indien), das wie ein Juwel an der Stirn der oceanumgürteten großen Mutter Erde daherfunkelt; die trefflichſte und wackerſte derſelben iſt unſre tamuliſche u. ſ. w. u. ſ. w."

Obenan ſteht der Wahlſpruch: „Gott wird die treuen Anhänger jedes Religionsſyſtems ſelig machen; Offenbarung und Vernunft

erweiſen dies unumſtößlich als Gottes Pflicht.“ Der Hauptzweck der Zeitung aber iſt der: Sie will den Schriftchen entgegen wirken, welche die Miſſionare gegen den heidniſchen ſowohl als den römiſchen Bilderdienſt im Lande verbreiten; denn obſchon dieſe Sachen wahre Kleinigkeiten ſeien, ſo werde ſie doch, nach dem Sprichworte: „Auch eine kleine Schlange verjagt man mit einem großen Stock“, dieſelben ſo hinweg fegen, wie wenn eine Schlange mit gedücktem Haupte athemlos den Weg in die Felſenlöcher ſucht.

Das Blatt möchte aber möglichſt vielſeitig werden. Es verſpricht außerdem den Kern aller Madras Zeitungen, allerhand gemeinnützige Artikel über Regierung, Volk und Handel, wiſſenſchaftliche Nachrichten, belehrende Aufſätze über die eigne Religion, erbauliche Legenden und für das größere Publicum allerlei unterhaltende Volksgeſchichten und Geſchichtchen. [67]

Der Zeitungsſchreiber meint es mit ſeinen Landsleuten vortrefflich. Der Engländer in Indien ſeien ſo wenige und hielten doch ſo viele und ſo theure Zeitungen; der Tamulen ſeien ſo viele, — und ſie ſollten dieſe eine und dabei ſo billige Zeitung nicht leſen? Er glüht auch vor Liebe zu ſeinen Brüdern, den armen verführten Hinduchriſten, mit denen man ganz gut ſtehen würde, wären nur die böſen Padri's nicht im Wege, die den heimathlichen Freunden von der äußerſten Zuchtloſigkeit in Indien vorſchwätzen, Geld für die Miſſion ſammeln und dann des ſchönen Gehaltes wegen herauskommen, „heulend wie der Wolf, wenn die Schafe naß werden.“

Die Sache nahm einen luſtigen, faſt übermüthigen Anfang. Allein ſchon in der ſiebenten Nummer beſchlichen bange Ahnungen die Seele des Herausgebers. Einige, ſo klagt er trübſelig, wollen bloß Zeitungsnachrichten, andre Auctionsanzeigen und Proceſſe, noch andre alles, — nur keine religiöſen Kritiken. Man möchte die drei Groſchen monatlich lieber für Betelblätter und Betelnüſſe verwen-

den. Man entſchuldige ſich damit: Es erſcheinen ja vier Zeitſchriften, außerdem noch ſo und ſo viel literariſche Veröffentlichungen, als Ramayana u. ſ. w. Dazu reicht der monatliche Gehalt nicht aus. Es fehlt den Gelehrten an Reis, darum macht man aus weißem Papier ſchwarzes und ſchreibt einige Groſchen darauf. Wäre es denn nicht beſſer, wenn die Herren Steine klopften, oder Sand trügen oder ein Büdchen aufſchlügen? — Zuletzt tröſtet ſich der arme Zeitungsſchreiber mit dem böſen Zeitalter. „Die Unſern ſind äußerſt unwiſſend über das was noth thut, über die Art wie man in der Welt fortkommt, und über den Begriff wahrer Größe; darum ſinken ſie je länger je tiefer.“

Die mannichfachen wiſſenſchaftlichen Anzeigen bekunden in der That einen wiſſenſchaftlichen Aufſchwung oder doch Anſatz. Sie drehen ſich meiſt um die Herausgabe tamuliſcher Klaſſiker — und Nichtklaſſiker mit und ohne Erklärung, und haben oft eine religiöſe Färbung. So wird ein Commentar zu einem der National-Heldengedichte mit der Bemerkung angezeigt, daß dieſes Werk nicht bloß an Styl, ſondern — „als eine Tugendgeſchichte“ — auch an Inhalt vortrefflich ſei und daher für dieſes und jenes Leben fromme, und zwei Lehrgedichte, [68] im Sinne der rechtgläubigen Philoſophie, die man ſo eben gedruckt habe, empfiehlt man als Troſtbücher in Sterbensnöthen.

Hoch und hell lodert die Flamme des tamuliſchen Gelehrtenſtreites im Radjatani. Nur eine Probe. Da hat Mahalingeiyer — damals der literariſche Löwe von Madras — ein altclaſſiſches Schulbüchlein [69] commentirt, — und Kavirayer (den wir ſchon kennen) hat erklärt, es ſeien darin ſo viel Schnitzer, wie Laub das vom Wirbelwind gejagt wird. Er hat aber ganz und gar keinen Beweis für ſeine Anſchuldigung beigebracht, ſondern „fünf Jahre ruhig im Winkel gelegen.“ Nun mit einem Male erhebt er ſein Haupt und ſpricht: Ich bin ein großer Dichter! Den, der in einem andern Blatte ſein Ja zu dieſer

Anmaßung des Kavirayer gegeben, will der Schreiber nun geißeln. Mahalingeiyer ſollte ſich zu Kavirayer wie Stein zu Edelſtein verhalten? Poſſen! Kavirayer weiß nicht Eine grammatiſche Regel auswendig. Er iſt der Fuchs, der, weil er die Trauben nicht erreichen kann, ſie für ſauer erklärt, und dieſer verſchmitzte „Grubenfuchs", der, wenn er den Löwen „Mahalingeiyer" nur von fern wittert, ſich in ſein Loch verkriecht, ſchreit nun allenthalben aus, er habe den Löwen bezwungen.

Nicht unintereſſant ſind die theologiſchen Schutz- und Trutzartikel. Da iſt unter andern eine lange Abhandlung über die Zeit der Schöpfung und eine andere über die Sündfluth. Die bibliſche Anſicht wird aus den aſtronomiſchen Schriften der Hindu's widerlegt. Die Miſſionare, ſo heißt es in jener Abhandlung, fechten das lange Lebensalter der Hindukönige in den religiöſen Werken der Hindus an. Mit Unrecht: die Zahl der angegebenen Könige iſt mit nichten ſo gering, daß jeder derſelben ein paar Tauſend Jahre gelebt haben müßte. Gleichwohl — warum ſollte denn das ein Ding der Unmöglichkeit ſein? Die erſten Menſchen waren unverhältnißmäßig „frömmer und büßungsreicher." Man denke übrigens an die bibliſchen Erzväter!

Ein Rechenmeiſter kam an einen angeſchwollenen Fluß, an deſſen Ufer eine große Menge von Leuten, die hinüber wollten, verſammelt war. Er mochte nicht gern auf den Ablauf des reißenden Gewäſſers warten und fing an die wahrſcheinliche Tiefe desſelben in der Mitte zu berechnen. Er legte ſeiner Berechnung die allmählige Zunahme der Tiefe — dicht in der Nähe des Ufers, — zu Grunde und fand auf dieſe Weiſe bald, daß er den Durchgang ganz wohl wagen dürfe. Allein er hatte zu ſeiner Berechnung einen falſchen Maßſtab genommen; als er ſich der Mitte des Fluſſes näherte, verlor er mit Einem Male den Grund, und der Strom riß ihn ohne Weiteres mit ſich fort. Grade ſo treiben es die Miſſionare, welche die Jahresſumme auf die

einzelnen Zeitalter gleichmäßig vertheilen, ohne zu bedenken, daß das menſchliche Lebensalter früher viel länger war.

Wenn aber — ſo heißt es weiter — die Miſſionare, mit Berufung auf die Inſchriften, den älteſten Tempeln in Indien höchſtens 2000 Jahre zuſchreiben, ſo muß ihnen entgegnet werden, daß dieſe Inſchriften nicht von den urſprünglichen Erbauern, ſondern von den ſpäteren Wiederherſtellern ſtammen, und daß überhaupt das ganze Verfahren, den geſchichtlichen Thatbeſtand auf dieſe Weiſe zu ermitteln, gar zu mißlich iſt.

Die indiſche Zeitrechnung iſt über allem Zweifel erhaben. Erſt vor etwa 6000 Jahren waren die Vorfahren der Chriſten ſo weit geſittet, daß ihnen Schrift und Wiſſenſchaft zu Theil wurden; die Späterlebenden datirten daher die Schöpfung von den Anfängen der Civiliſation an. Mit dem Wiſſen wanderte auch die religiöſe Ueberlieferung weſtwärts; ſo kam die Kunde von der großen Haſtinapurafluth dorthin. Nun machte man aus dieſer und einer dortigen Sonderfluth eine einzige; daher die Aehnlichkeit zwiſchen Manu und Noah. In Indien hat das Menſchengeſchlecht ſeinen Anfang genommen; alle Herrlichkeit iſt von Indien ausgegangen. Damit Punctum! —

Auch eine ausführliche Vergleichung des Sivaismus und des Chriſtenthums[70] findet ſich in dem vorliegenden Jahrgange des Radjatani. Der Verfaſſer, ein Heide aus Jaffna, ſucht — beſonders mit Hinweis auf das Alte Teſtament — in ganz äußerlicher, aber für das Hinduvolk gewiß ſehr einleuchtender Weiſe darzuthun, daß die Bibel nichts biete, was der Sivaismus nicht ſchon beſitze. Hier und dort heilige Zeiten, Orte, Bücher und Bilder, Speis- und andre Opfer, Prieſter, Bräuche, Sacramente, Andacht, Unterweiſung, Büßungen, verdienſtliche Werke u. ſ. w. u. ſ. w. Kurz die beiderſeitigen Religionsſyſteme ähneln ſich auf ein Haar.

Die meiſten Artikel ſind natürlich gegen die Miſſionen gerichtet, beſonders in Tinnevelly. Vier Netze ſind es, ſo ſchreibt ein ſehr naiver Mann von dorther, womit die Miſſionare die Leute zu fangen ſuchen: Geld, falſche Lehre, Strafandrohung und ſachwalterlicher Beiſtand. In den beiden letzten Beziehungen helfen die Unterbeamten der Regierung wacker mit. Nun ſollten doch die Weiſen und Frommen des Landes vier Schulen in dem dortigen Bezirke errichten; dann würden alle wohl erleuchtet werden. Schreiber habe noch viel, ſehr viel zu ſagen; er verſtehe aber ſeine Sprache nicht regelrecht, und ſo kämen ihm die rechten Worte nicht in den Mund; ſeine Gedanken glichen einer Fahne ohne Stange, und ſo ginge es Allen in Tinnevelly.

O über die dummen Hindus! ſo läßt ſich eine andre Stimme in Bezug auf dieſe und ähnliche Beſchwerden vernehmen: wo ſie eine weiße Haut, europäiſche Beinkleider und einen europäiſchen Hut ſehen, da meinen ſie es gleich mit einem Beamten zu thun zu haben. Man ſchreibe doch den armen Thoren, daß die Miſſionare Geſchäftsleute und nicht Beamte ſeien, daß der Hindu durch dieſelben des zeitlichen und des ewigen Heiles verluſtig gehe, daß die Regierung Niemanden wegen Ungehorſam gegen die Miſſionare ſtrafe, daß man dieſe vielmehr vor Gericht belangen könne u. ſ. w.

Ein ſehr „grauſames Herz" wird den amerikaniſchen Miſſionaren zugeſchrieben. Sie ziehen ihren Druckern, die Sonntags nicht zur Kirche kommen, am Montag einen Theil ihres kümmerlichen Gehaltes ab. Neulich haben ſie gar ein kaſtenverderbendes Liebesmahl gefeiert, uneingedenk was Römer 14, 15 und 17 geſchrieben ſteht.

Auch die ſchottiſchen Miſſionare bekommen ihr Theil. Sie haben — ſchrecklich zu ſagen — Indien, dieſes älteſte Culturland, „ein Land der Unwiſſenheit" zu nennen ſich unterſtanden. Allerdings die

von ihnen Bekehrten ſeien Dummköpfe; die Miſſionare möchten doch den gelehrten Streit mit den Gelehrten des indiſchen Volkes durchfechten.

Mit wahrer Herzensluſt getränkt ſind alle die Anzeigen, die den Miſſionaren irgendwie zum Nachtheil gereichen. Da bekommen die Baptiſten in Nellur mit einem ſo und ſo ſchweren Knittel Schläge, weil man glaubt, ſie zauberten die Leute mit einem gewiſſen Pulver[71] an ſich; an einem andern Orte verſtummt ein Heidenprediger und ſieht dabei juſt aus wie „eine Eule, die aus einem Baumloche herausſtiert;“ noch anderswo nimmt ein Katechet vor den Polizeiſoldaten mitten in ſeinem Bekehrungsgeſpräche Reißaus; an einem vierten Orte endlich werden ein paar Leſer mit Steinwürfen tractirt, weil ſie den Altar der Ammen „Stein,“ und die hehre Göttin ſelbſt „Thon“ nannten. Es findet ſich ſogar eine Ode in der Zeitſchrift, die ein wahrhaftes Triumphgeſchrei über die Niederlage der Padri's erhebt. Der erſte Vers lautet:

Weh- und demuthsvoll in Thränen zerfließend, heulend, zogen ſie von Ort zu Ort; da wurden ſie durch die hochgeprieſene Vier Veda Bekenntniß-Geſellſchaft plötzlich ſcheu und wirr, ſie prallten zurück, und verkrochen ſich der Schlange gleich in Löchern.

Schaut, die Padri's verkrochen ſich.

Schaut!

Ich finde nur Eine Stelle, wo die Miſſionare als eifrige Volks-Schulmeiſter gelobt werden, — die Hindus aber bitter getadelt, daß ſie, um ein Stücklein Geld zu ſparen, ihre Kinder in die Miſſionsſchulen ſchicken.

So oft dem Zeitungsſchreiber, im Hinblick auf die geringe Theilnahme des tamuliſchen Publicums an den Zwecken der Zeitung und der Geſellſchaft, deren Organ ſie iſt, das Blut zu kochen und die Galle überzulaufen anfängt, ſchwingt er die Geißel auch über ſein

eignes Volk mit unbarmherziger Hand. Die Farben, mit denen er dann die Unwiſſenheit und die Schlechtigkeit ſeiner Landsleute malt, ſind mindeſtens eben ſo hell und grell als die, womit die Miſſionare und deren Freunde die geiſtigen, ſittlichen und geſellſchaftlichen Mängel des Hinduvolkes — wie er meint — übertreiben.

III.

Reiſen und Ausflüge von Madras.

Reiſe nach Nellore im Telugulande.

Sulurpett Bungalow (50 engliſche Meilen nördlich von Madras), den 2. Februar 1852.

Daß ich nicht ſchon eher die Feder ergriffen habe, um Ihnen über den Fortgang meiner Reiſe nach Nellore (111 engliſche Meilen), im Norden von Madras zu berichten, dürfen Sie nicht meiner Saumſeligkeit zuſchreiben, auch nicht dem rheumatiſchen Kopfſchmerz, mit dem ich ſeit meiner Abreiſe von Madras ununterbrochen geplagt worden bin und noch immer geplagt werde. Ich kann mich zwar nicht mit dem Mangel einer Feder entſchuldigen, wol aber mit dem Mangel an Tinte, auf die ich in den Bungalow's auf dieſer Straße, wie ich nun ſehe, vergebens gerechnet habe. So habe ich denn jetzt ſtatt der Feder den Bleiſtift ergriffen, in der tröſtlichen Hoffnung, daß bei meiner Rückkunft ſich eine mitleidige Hand zum Abſchreiben finden werde.

Ich verließ das große lärmende Madras am 29. Januar Nachmittags. Den der Miſſion gehörigen Ochſenwagen hatte ich ſchon Tags zuvor nach Palwy-Sattiram (11 engl. M.) vorausgeſchickt, um, mit meinem eigenen Gefährt daſelbſt angekommen, ſogleich auf das erſte Ruhehaus zu Gumdepundy, das von dort noch 16 Meilen entfernt iſt, loszuſteuern und wo möglich noch vor Mitternacht in den Hafen der Ruhe einzulaufen. Da mein Pferd ein guter Renner iſt, ſo hatte ich den Staub der geſchäftigen Hauptſtadt bald hinter mir, und eine Luft, an Reinheit faſt der Wüſtenluft gleich, ſäuſelte vom

Meere her über meiſt leere Flächen und milderte die Hitze der überdieß allgemach ermattenden Abendſonne. Sobald man nämlich Madras mit den vielen Vorſtädten, den dazwiſchen geſtreuten Parks und ſchattigen Baumgängen im Rücken hat, umfängt Einen faſt auf allen Seiten die nackteſte Natur, und man wundert ſich billig, wie es dem menſchlichen Kunſtfleiße hat gelingen können, auf dieſem ſalzigen Küſtenſtriche rings um Madras ein ſo ſchönes grünes Netz von Gärten und Angern, Feldern und Baumgängen zu ziehen, das ſelbſt in Strichen üppigern Bodens ſeines Gleichen ſucht.

Ich hatte mir den ſo eben angekommenen neueſten Jahresbericht unſrer Geſellſchaft von 1850 bis 1851 zur erſten geiſtigen Zehrung auf den Weg mitgenommen und ergötzte mich an allen den alten wohlbekannten Namen, die der „Specielle Nachweis der eingegangenen Beiträge" der Reihe nach hernennt. So dürr eine ſolche Liſte auf dem Papier ausſehen mag; im Lichte von Epheſ. 4, 16. betrachtet, iſt ſie voll Geiſt und Leben und gewinnt ſelbſt einen erbaulichen Charakter, zumal hier in fremdem Lande und unter den hieſigen Verhältniſſen, wo zwar nichts von der unmittelbaren Gemeinſchaft mit dem unſichtbaren Haupte des Leibes ſcheidet, wo man aber doch als vereinzeltes Glied des ſichtbaren Leibes die Handreichung der übrigen Glieder faſt ganz entbehren muß und es leider nur zu oft ſchmerzlich empfinden lernt, wie leidig es iſt, wenn ein und daſſelbe Glied jetzt das Geſchäft des Fußes und dann das Geſchäft des Auges u. ſ. w. zugleich übernehmen muß.

Leider ſollte ich mich der lang entbehrten reinen friſchen Luft, deren Strom mit der abnehmenden Sonne zunahm, ſo wie des noch lieblichern Luftſtromes, der aus den heimiſchen Berichten in den ſchwülen Dunſtkreis dieſes abgöttiſchen Landes hereinwehte, nicht lange ungeſtört erfreuen. Die indiſchen Dienſtboten, in deren Händen man auf der Reiſe noch bei weitem mehr iſt, als daheim im Hauſe, wiſ-

ſen Einem die erquicklichſten Stimmungen ſehr bald zu vergällen. Mein Kutſcher, einer der ſtumpfſinnigſten Pariahs, der, betrunken oder nicht betrunken, ein Traumleben für ſich zu führen ſcheint, hatte, weil die gegen Erwarten für Pferde gangbare Straße bei Mathaveram[72] plötzlich ein Ende genommen, ohne Weiteres über Stock und Stein querfeldein gelenkt, wie es ſchien in der Hoffnung, eine Fortſetzung derſelben irgend wo anders ausfindig zu machen. Da ich glaubte, er ſei aus gewohnter Unachtſamkeit von der rechten Straße nur abgekommen, und ich im Scheine der Abenddämmerung aus der Ferne etwas Weißes, wie Straßenſteine, daher blinken ſah, ſo ließ ich ihn gewähren, trotzdem daß das Pferd auf jedem Schritt zu ſtürzen und der Wagen zu zerkrachen drohte. Auf einmal aber ſaßen wir auf einem Feldwege, der ſelbſt für den zweirädrigen Ochſenwagen faſt zur Unmöglichkeit wurde, völlig feſt, und nur mit Mühe vermochte ihn eine Schaar heimkehrender Landleute auf das hohe Ufer eines Grabens, der uns den Weg ſperrte, hinanzuziehen. Gleich darauf ging es abermals durch eine tiefe, breite Lache, und als mir nun das Waſſer den Fuß netzte, war ich entſchloſſen, ſobald wir das Ufer glücklich erreicht haben würden, jedenfalls Halt zu machen und das Weitere zu überlegen. Ich ſchickte dann den Koch, der mit mir gekommen war, und ſtatt zu helfen die Verwirrung nur noch größer gemacht hatte, nach dem nur noch eine gute Stunde entfernten Sattiram, um den vorausgeſandten Ochſenwagen und mit ihm zugleich vier handfeſte Leute zu holen, die den Wagen über die Unwege hinweg nach der Landſtraße ſchieben ſollten. Nach einigen Stunden bangen Wartens kam die erſehnte Hülfe, und da ich nicht gern zum „Peter in der Fremde" werden wollte, ſo gab ich meinen unterdeß gefaßten Entſchluß, den Wagen der Sicherheit wegen ſelbſt nach Madras zurück zu geleiten, wieder auf und machte es mir in dem räumigen Ochſenwagen bequem, von der ausgeſtan-

denen Noth so erschöpft, daß ich trotz des unsäglich holprigen Weges, der den Wagen oft zu einer auf Oelstampfen gesetzten Wiege machte, nicht eher wieder zur vollen Besinnung kam, als bis die liebe Morgensonne mir voll ins Gesicht schien. Nur so viel war mir schon während der Nacht klar geworden, daß der Wagen alle fünf Minuten hielt, und als ich nun mit wachen Augen darein schaute, sah ich, daß wir auf einem schmalen Feldwege mitten in einer langen Schnur von Frachtwagen, die alle Augenblicke Halt machten, mit eingefädelt waren, und obschon ich, sobald ein breiterer Weg es erlaubte, dem Fuhrmann strengen Befehl gab, die ihm, wie es scheint, von seiner Handthierung noch anhängende Frachtfuhrweise aufzugeben, und dieser sich auch, wie plötzlich klar geworden über seine gegenwärtige Stellung, mit einem entschiedenen: „Ein Herrenwagen!" den nöthigen Respect verschaffte, so erreichten wir das ersehnte Ruhehaus zu Gumdepundy doch erst um 9 Uhr des Morgens, statt, wie ich erwartet hatte, um 11 Uhr vorigen Abends.

Da mir in Madras versichert worden war, daß die Straße nach Nellore die schönste Straße der Welt sei, so hatte ich den Fuhrmann in Verdacht, daß er der rechten Straße gefehlt habe; der Sipahi des Bungalow aber betheuerte das Gegentheil und fügte dazu die andere tröstliche Versicherung, daß sie bis Sulurpett, dem Orte, wo ich jetzt eben bin, nicht viel besser werden würde. Nachdem ich einen melancholischen Tag in dem melancholischen Ruhehause, in dessen nächster Nähe sich kaum ein grüner Baum entdecken ließ, zugebracht hatte, spann ich mich gegen 11 Uhr Nachts in meinen Wagen wieder ein. Es ging abermals über Hügel und durch Löcher, und als ich am andern Morgen erwachte, umfing mich ein Salzgeruch, der mich auf das lebhafteste an das Ufer des todten Meeres versetzte. Weit und breit ein vom flachen Salzgewässer durchsetzter, von allem Pflanzenwuchs entblößter Boden. Nur in weiter Ferne zur Linken sah

ich einen grünen Rand von Kokus-Pflanzungen, die bekanntlich den salzigen Küstenstrich lieben, und zur Linken in weiter Ferne lachten mich blaue Berge an.[73] Bald auch schwand der niedrige Salzboden; mit Hülfe von Ziehbrunnen künstlich bewässerte, aber immerhin ärmliche Reisfelder traten an die Stelle; man sah wieder Menschen im Schweiße des Angesichts arbeiten, Hütten und Weiler aus mühsam gepflegten Baumgruppen hervorschauen, und gegen 9 Uhr endlich öffnete das Ruhehaus zu Arumbauk (12 englische Meilen von dem vorigen) sein gastliches Thor. Hier in dieser grünen, von dichtschattigen Tamarinden gekühlten Oase, vor mir der ferne Spiegel der Bucht von Pulicat[74] und hinter mir die immer näher kommenden Ausläufer der Ghat-Gebirge, beschloß ich denn zu rasten und den folgenden Sonntag in stiller Ruhe hinzubringen.

Doch ich muß jetzt schließen, da die kurze Ruhezeit in dem Ruhehause zu Sulurpett über dem Schreiben bereits abgelaufen ist. Von einem der nächsten Ruhehäuser, wills Gott, ein Mehreres.

Nellabullah Bungalow (13 englische Meilen nördlich vom vorigen), den 3. Febr.

Die längere Rast in dem engen, aber behaglichen Bungalow zu Arumbauk hatte mich an Leib und Seele erquickt, und am folgenden Nachmittag um 3 Uhr brach ich daher mit frischem Muthe, den die guten Ochslein zu theilen schienen, nach dem nächsten Bungalow zu Sulurpett (12 englische Meilen) auf.

Der Fuhrmann, der mich auf dieser Reise meinem Ziele zusteuert, ist glücklicher Weise so recht das Gegentheil von dem hinkenden Burschen, der uns nach Ceylon hinübergeleitet, und uns jeden sauern Schritt doppelt sauer gemacht hatte. Um Ochsenfüttern und Ochsenstriegeln, um Kollu und um Stroh u. s. w. u. s. w. brauche ich mich diesmal gar nicht zu kümmern; wenn's auch durch noch so dicken Mo-

der geht, — bald nach unſrer Ankunft im Ruhehauſe leuchten die Thiere wieder wie Schnee daher, und ihre kugelrunde Geſtalt zeigt ſattſam, daß nicht der Fuhrmann, ſondern ſie ſelbſt den ſchönen Kollu ſich haben ſchmecken laſſen. Dazu kommt, daß der Fuhrmann einen wohlthätigen Einfluß auch auf den Koch ausübt. Jener, ein Sudra, der dem Chriſtenthume ſehr geneigt iſt und ſich im Dienſte der Europäer zu gefallen ſcheint, ſucht ſich in jeder Weiſe nützlich und angenehm zu machen, und das ſtachelt denn auch den Koch, einen alten Pariahchriſten (urſprünglich von Trankebar), zu löblichem Eifer an; er möchte denn doch den Fuhrmann, der, obgleich geborner Sudra, ihm weder an Lohn noch an Stellung im Hauſe gleichkömmt, nicht gern etwas voraus haben laſſen. Oft freilich kann ich mich bei der Dienſtfertigkeit des Burſchen, der vorher mit den Weißgeſichtern wenig zu thun gehabt hat und daher ihre Weiſe nicht recht kennt, eines ſtillen Lächelns kaum erwehren. Zum Sitzen breitet er mir ſtets eine wollene Decke unter, wahrſcheinlich weil er uns Nordweſtländern eine ächte Eisnatur zutraut, die auch unter der tropiſchen Sonne nicht zum Aufthauen kommt.

Nun dies wieder eine Reiſeſcene. Doch zurück zur Reiſe ſelbſt. Wir brachen alſo um 3 Uhr des Nachmittags auf, was ſich in dieſer Jahreszeit allenfalls thun läßt, zumal in dieſer Gegend, wo dann vom Meere her frei und ungehindert über die ſpärlich bebauten und dünn bevölkerten Flächen ein kühlender Wind darein zu wehen anfängt. Den blinkenden See von Pulicat zur Rechten, und zur Linken freundliche Berge, rings umher ſpärlich geſäete Weiler unter vereinzelten grünen Baumgruppen, das iſt der Charakter des Weges, den ich paſſirte, und der mich in gewiſſer Beziehung faſt wieder an Seeland erinnerte. Ein ordentliches Dorf trat, wie auf dem ganzen Wege ſo auch hier, gar ſelten an die Straße heran; der größte Theil dieſer ſandigen Flächen liegt wüſte. Doch iſt die Blöße des Bodens

oft von niedrigem Gebüſch überkleidet, das vielleicht zu einem undurchdringlichen Dickicht werden würde, wenn nicht dieſe Djangelſtrecken das große Madras mit Brennholz zu verſorgen hätten, das auf dem See von Pulicat und auf dem ſich daran ſchließenden Kanal bis in das Herz der Hauptſtadt hineingeführt wird. Doch wurde die Landſchaft je länger, je angebauter; ich traf in Tudda ſelbſt auf einen großen Kunſtteich und einen noch größern Kunſtſee, während ich vorher meiſt nur ärmliche Ziehbrunnen zur Bewäſſerung des dürren Bodens hatte entdecken können.

Abends um 10 Uhr langte ich denn, da auch die Straße ſich allgemach gebeſſert hatte, mit Gottes Hilfe wohlbehalten in dem Bungalow zu Sulurpett an. Ich fand ihn beſetzt, und verzehrte daher mein Abendeſſen, ein Töpfchen Milch und ein paar Biscuit, „unter dem Schatten", denn es war ein prachtvoller Mondſcheinabend, und ſelbſt dem Monde ſetze ich mich, durch Erfahrung gewitzigt, in dieſem Lande nicht gern aus. Er „ſticht" hier, wie es im Pſalmen heißt, und zwar ſo, daß man gelegentlich etwas recht Schlimmes davon tragen kann.

Hier in der Nähe von Sulurpett iſt die Stelle, wo man ſich auf dem See von Pulicat nach Madras einſchifft oder von Madras her landet. Da ich durchaus keine Luſt hatte, auf meiner Rückreiſe Sand und Moder noch einmal zu meſſen und in der Stunde zuweilen nur eine halbe Stunde Weges fortzurücken, ſo erkundigte ich mich vorläufig nach dem Preiſe eines Bootes. Es hieß: „Ei, wenn der Herr auf einem Boot, mit Feuerholz beladen, nach Madras mitzufahren geſonnen iſt, ſo wollen wir ihn für 3½ Rupi mitnehmen, und wenn er noch eine Rupi dazulegt, ſo wollen wir ihm über dem Holz auch ein hübſches Obdach bereiten." Allerliebſt! — Allein, was mich hinderte auf dieſen annehmlichen Vorſchlag einzugehen, war der Umſtand, daß man mir in Bezug auf die Dauer der Reiſe kein Verſprechen geben konnte, und bei der jetzigen Unſicherheit eines günſtigen

Fahrwindes 3 bis 4 Tage in Aussicht stellte. Ich dachte denn doch: die Rippen befinden sich bei dem Sande besser als bei dem Holzstoß; und obgleich ich an die härtesten und holprigsten Lager gewöhnt bin, so mochte ich mir doch nicht ohne die dringendste Noth drei bis vier Tage lang auf einem ungastlichen Holzstoß betten, zumal in der unmittelbaren Nähe tamulischer Zungen, Lager- und Kochstätten. Man kann sich freilich ein ganz bequemes Boot von Madras her bestellen, allein dafür muß man denn auch 20 bis 30 Rupis zahlen. Auch dazu hatte ich aus leicht faßlichen Gründen keine Neigung.

So durfte ich mich denn von den hinter mir liegenden Unwegen nicht für immer verabschieden, als ich mich von Sulurpett, eben dem Bungalow, von wo aus ich Ihnen gestern schrieb, gegen 5 Uhr Nachmittags abermals auf den Weg machte. Dafür freute ich mich nun aber, die längst verheißene gute Straße, die mich von hier ununterbrochen nach Nellore führen sollte, endlich zu begrüßen. Wie weit die Verheißung in Erfüllung ging, können Sie daraus abnehmen, daß ich über den 5 Wegesstunden immer noch 8 Stunden zubrachte. Ich erreichte diesen Morgen erst gegen 1 Uhr das Ruhehaus zu Nellabullah, und ich muß abermals eilend schließen, damit der Zweck des Ruhehauses nicht ganz unerreicht bleibe.

Gudur Bungalow (22 englische Meilen nördlich vom vorigen), den 5. Februar.

Die tamulische Sprache hat nun schon längst ein Ende genommen. Von allen Seiten umtönt mich das stammverwandte Telugu. Dieses gilt bekanntlich als das Italienische des Ostens, noch aber habe ich von dem vielgerühmten honigsüßen Klang desselben nichts zu kosten bekommen; vielleicht daß tiefer im Innern, wo keine Grenzsprache den Accent verdirbt, das Florenz des Telugulandes zu suchen ist.

Der Sprachwechsel selbst thut indeß der Annehmlichkeit des Rei-

ſens in dieſer Gegend keinen erheblichen Eintrag. Unterwegs begegnet man in dieſem öden, allenthalben von Wüſte und Wald durchzogenen Landſtriche gar ſelten Jemanden, mit dem man überhaupt ſprechen kann, und in den Bungalow's bewegt ſich das Hauptgeſpräch um Waſſer, Milch und Eier, — ein Huhn, und wenn's hoch kommt, einen Fiſch. Das ſind ſo ziemlich die einzigen Lebensmittel, danach es den europäiſchen Reiſenden hier lüſtet, und darüber verſtändigt man ſich auch bei ganz unbekannter Sprache gar leicht. Es hängt freilich eine ſtattliche Preisliſte in jedem dieſer Bungalow's, auch ſind die Preiſe für die genannten Artikel billig geſtellt; der einzige Mangel dabei iſt nur der, daß die Artikel ſelbſt nicht zu haben ſind. So wird Einem in jedem Bungalow Tayir (d. i. eine Art ſaurer Milch) angeboten, und zwar eine große Portion mit Sahne obenein für einen guten Groſchen; wenn man dann aber zugreifen will, ſo ſteht ſie eben nur auf dem Papiere.

Ich verließ das Ruhehaus zu Nellabullah am 3. Februar. Ein Trupp von Hydrabad kommender Pferde hatte Tags zuvor unſern armen Ochslein allen Kollu im Dorfe weggefreſſen. Der Fuhrmann trieb mich daher im Intereſſe ſeiner Pflegebefohlenen ſchon um drei Uhr Nachmittags nach dem zwei Stündchen entfernten Naidupettah hinaus. Am äußerſten Ende dieſes Dorfes, deſſen einzelne dichtgeſchaarte und von Erdwällen eingeſchloſſene Hütten unter überhängenden Tamarinden[75] wie eingeſponnen liegen und mit ihrem fahlen Grau gegen das ſaftige Grün ihrer Ueberſchattung äußerſt maleriſch abſtechen, machten wir Halt in dem Schatten der heiligen Pippal[76] unter deren, beim leiſeſten Lufthauch erbebenden Blättern der beſchauliche Buddha der Sage nach die höchſte Stufe der Vollendung erklomm. Der Ort war ſonſt eben nicht ſehr zur Beſchaulichkeit geeignet. Ganz dicht dabei lag ein Sattiram oder Ruhehaus der Eingebornen, und wo wäre wol das „unruhige Uebel" (Jac. 3, 8.) unruhiger, als in

einem Ruhehaus der Hindu's. Sonst würde es mir auf meinem Strohbündel neben dem hellflackernden Feuer, wobei der Fuhrmann für seine Ochslein die röthliche Ambrosia kochte, ganz wohl gefallen haben, zumal der prachtvollste Mondenschein, den Indien aufzuweisen hat, alles ringsum tageshell lichtete.

Wir konnten erst gegen 7 Uhr des Abends unsern Weg fortsetzen und passirten dann bald den Sornamuckyfluß, oder vielmehr das wasserleere, unabsehbar breite Bett desselben. Eine saure Tour! Wie ein Zeiger an der Uhr rückten wir Schritt für Schritt vorwärts in dem tiefen Sande, trotzdem daß der Fuhrmann seinen Ochslein, die den genossenen Kollu noch nicht verdaut hatten, die langen Schweife fast zerzupfte und ich selbst mit dem Koch den Wagen aus Leibeskräften schieben half. Erst um 11 Uhr lief ich durch das mondscheinerleuchtete Laubgewölbe einer prächtigen Allee in den Bungalow zu Wujili ein, dessen Thür sich erst nach langem, langem Rufen öffnete. Von dorther langte ich denn gestern Abend bei Zeiten in dem hiesigen Ruhehause an, vor welchem sich ein ungeheurer Kunstsee ausbreitet, der mir heute statt des sonstigen Huhns zur Abwechselung einen Fisch für die mehr als einfache Mittagstafel liefern wird.

Nun noch 21 englische Meilen, und Nellore, das Ziel meines Ausflugs, ist erreicht. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn schon werde ich bei dem heutigen Mittagessen an dem letzten Stücklein steinharten Brodes zu nagen haben. Um dieses Grundes willen gedenke ich auch den nächsten Bungalow ohne Umstände zu überspringen und mit einer kurzen Pause auf dem Wege in Einer nächtlichen Tour nach Nellore hineinzufahren. Wir werden heute den Vollmond zum angenehmen Begleiter haben.

Gudur, den 8. Februar 1852.

Wie Sie aus der Ueberſchrift ſehen, ſo habe ich bereits meine Rückreiſe angetreten. Ich halte nun nach einer langen und langweiligen Nachttour in demſelben Bungalow, von wo ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, meine Sonntagsraſt, und obſchon es mir hier in dieſer heidniſchen Wüſte nicht vergönnt iſt, mit der Gemeinde ein „Herr Jeſu Chriſt, dich zu uns wend“ oder ein „Allein Gott in der Höh ſei Ehr“ anzuſtimmen, ſo kann doch der Herr auch in der Wüſte einen Tiſch bereiten und dem Durſtigen voll einſchenken.

Ich erreichte Nellore am 6. Februar erſt nach 9 Uhr, als ſchon die Sonne, die nun mit immer glühenderem Auge dieſe tropiſchen Lande anzublicken begonnen hat, durch das rechte Wagenfenſter allzufreundlich hereinſchaute. Als ich zu Gudur hinausfuhr, hatte es mir geſchienen, als ſei nun Wüſte und Sand zu Ende; eine prächtige Landſtraße, eingefaßt von dünnſchattigen Bölei-Bäumen mit langen grünen Schoten und ſchönen gelben Blüthen, lief durch lachende Gefilde hin; allein die ganze Freude verlief ſich alsbald recht eigentlich im Sande. Sand nämlich ſtellte ſich — bei Munbole — abermals ein, bald darauf auch Wüſte und Djangel, und nur erſt in ganz geringer Entfernung von Nellore zeigte der Pennaru-Fluß[77], an deſſen Ufer Nellore liegt, was für ein geſegnetes Land auch dieſe öden Küſtenſtriche ſein würden, wenn ſie von Flüſſen reichlich durchſchnitten wären. Freilich verdankt Nellore ſein grünes Anſehn nicht blos der Güte des Fluſſes, ſondern daneben auch den vielen Bewäſſerungsanſtalten, — zum Theil großen Brunnen, aus denen oft zwei Paar Ochſen zugleich fort und fort Waſſer ſchöpfen, das ſich dann durch weitverzweigtes Rinnengeäder über große Strecken Feldes ergießt und dem hartnäckigen Boden die reichſten Schätze abnöthigt. Mein Koch war ganz und gar kein Bewunderer von dem „heißen“ Nellore,

wo man „viel Keveru ißt und den Nellu[78] vor dem Ausklopfen nicht kocht, weil er ſo weniger hitze.“ Trotzdem halten ſich in Nellore mehrere Tamulen auf, die nach Madras hin handeln, beſonders mit Zeugen, die dort ſehr billig ſind.

Leider fand ich die beiden Miſſionare, Day und Jewett, abweſend; ſie waren ſchon ſeit einem Monate in's Land hineingezogen, um den Heiden von Dorf zu Dorf zu predigen. Da ich jedoch den Einen derſelben in Madras geſprochen hatte; da ferner Frau Jewett, die mit dem Berufe ihres Mannes innigſt vertraut zu ſein ſcheint, daheim war; da ich endlich die ganze Reiſe hauptſächlich darum unternommen hatte, um doch auch ein Stück des Telugu-Landes in Augenſchein zu nehmen, ſo konnte ich die Abweſenheit der Miſſionare leichter verſchmerzen.

Frau Jewett lud mich auf das Freundlichſte in ihr Haus ein; ich aber zog es vor, in dem öffentlichen Bungalow des Nachts zu ſchlafen und nur den Tag über im Miſſionshauſe zu ſein, beſonders da ich unter den obwaltenden Umſtänden nur zwei Tage in Nellore zu verweilen gedachte.

Die Miſſion in Nellore ſteht in Verbindung mit dem Nordzweig der nordamerikaniſchen Baptiſtengemeinden, der ſich vor einiger Zeit von dem Südzweige ablöſte, weil der letztere die ſtrengeren und entſchiedneren Grundſätze des erſtern in Bezug auf die Sclavenfrage nicht theilte. Miſſ. Day ließ ſich im Anfange des Jahres 1840 in Nellore nieder; in demſelben Jahre taufte er auch den erſten Heiden, und im Laufe zweier anderer Jahre noch zwei dazu. Unterdeß war ein zweiter Gehilfe angelangt; aber dieſer ſowol als er ſelbſt mußten ſchon 1845, wo die geſammelte Gemeinde 6 bis 7 Glieder zählte, dem Klima weichen; ſie entflohen eilends nach Nordamerika; doch durfte Miſſ. Day im Jahre 1849 auf das in den unzuverläſſigen Händen zweier Oſtindier gelaſſene Arbeitsfeld zurückkehren, und zwar

begleitet von dem vorhin erwähnten Miſſ. Jewett, der noch jetzt die Arbeit mit ihm theilt. Sie fanden Gemeinde und Schulen in greulicher Unordnung, doch fügte ſich die erſtere bald wieder zu einem kleinen Kern zuſammen, und die letztern füllten ſich mit 250 Kindern. Nicht lange nachher aber kam die heimathliche Geſellſchaft zu dem Beſchluß, alle diejenigen Heidenkinderſchulen, wo heidniſche Lehrer den chriſtlichen Religionsunterricht in Händen hätten, ohne Weiteres aufzugeben, und ſo iſt denn blos eine kleine Koſtſchule übrig geblieben, die von einer Oſtindierin und von der Frau Jewett ſelbſt beſorgt wird. Neue Taufen ſind ſeit 1845 nicht vorgefallen, doch werden 4 bis 5 Perſonen darauf vorbereitet. Die Miſſionare in Nellore theilen weſentlich die ſtrengen Grundſätze der Miſſionsconferenz zu Madras in Bezug auf die Kaſtenfrage. Alle ihre Bekehrten wohnen im Miſſionsgehöfte, und diejenigen unter ihnen, die nicht im Dienſte der Miſſionare oder der Bibelgeſellſchaft ſtehen, ſind eben in Bezug auf ihren Unterhalt von den umwohnenden Heiden unabhängig.

So wenig ein lutheriſcher Chriſt mit dem Bekenntniß dieſer Miſſionare einverſtanden ſein kann, ſo ſehr muß man ihren chriſtlichen Ernſt und ihren Berufseifer anerkennen. Was Einen beſonders freuet iſt aber das, daß ſie den feſten Vorſatz zu haben ſcheinen, ſich der Sprache und des Schriftenthums des Volkes, unter dem ſie arbeiten, nach Kräften zu bemeiſtern, ſo wie ſie denn mit dem Volke ſelbſt in den unmittelbarſten Verkehr treten. Auch Frau Jewett ſpricht bereits das Telugu ziemlich geläufig und iſt bemüht, ſogar mit der Telugu-Literatur ſich bis zu einem gewiſſen Grade bekannt zu machen. Zuweilen zieht ſie ſelbſt mit ihrem Manne hinaus, und läßt ſich mit den Telugufrauen, die ihrem Zelte nahen, in ein religiöſes Geſpräch ein, ſo ſelbſt einige Miſſionare von Fach beſchämend, die nach einem viel längern Aufenthalte im Lande doch die Landesſprache nicht ſprechen.

Es sei mir erlaubt, hier eine Stelle aus der Geschichte der amerikanischen Baptistenmission mitzutheilen, die nicht blos die eigenthümlichen Grundsätze der Baptisten berührt, sondern zugleich die oft gehörte und oft gelesene Behauptung auch von dieser Seite her widerlegt, als machten auf dem Missionsfelde in Ostindien blos die Lutheraner ihr besonderes Bekenntniß geltend, während alle Uebrigen, sobald sie den Fuß an's Land setzen, das Bekenntniß ihrer Kirche dahinten ließen, eine Behauptung, die, wenn sie von Leuten, die es besser wissen können oder müssen, aufgestellt wird, in ganz eigenthümlichem Lichte erscheint.

Die Stelle lautet übersetzt so:

„Weil die Baptisten in Bezug auf das Taufverfahren sowol als in Bezug auf die Befähigung zum Taufempfange ihre besondere Ansicht hegen, so haben sich unsre Missionare selten geneigt gefühlt, die Uebersetzungen der heiligen Schrift, die von ihren Vorgängern angefertigt worden, anzunehmen."

„In den meisten dieser Uebersetzungen ist der griechische Ausdruck für Taufe geradezu herübergenommen oder doch in einer Weise übersetzt worden, die mit dem bestimmten Bekenntniß und Brauch unserer Kirchen streitet. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft gab schon früher die Weisung, daß alle Uebersetzungen unter ihrer Leitung sich in genauer Uebereinstimmung mit der „kirchlich anerkannten englischen Uebersetzung" halten sollten, indem sie auf diese Weise die „Uebertragung" der Worte, die sich auf die Taufe beziehen, einschärfte, und die „Uebersetzung" derselben verbot. Im März 1841, während Miss. Day in Madras war, traf die Bibelgesellschaft daselbst dieselbe Maßregel. Gegen ein solches Verfahren hatten sich jedoch die Baptisten in England und in Amerika sehr allgemein erklärt, und die Weisungen des „Board" sowol, als die Beschlüsse der „Convention" hatten es ihren Missionaren zur Pflicht gemacht, die Worte

„ihrer gewiſſenhaften Ueberzeugung gemäß" zu überſetzen. Wie ſehr es nun auch bedauert werden muß, daß die heilige Schrift in weſentlich von einander abweichenden Ueberſetzungen unter den Heiden in Umlauf geſetzt wird, ſo ſcheint doch dieſer Uebelſtand bei dem gegenwärtigen Zuſtande der chriſtlichen Welt unvermeidlich, wie er denn bereits aus andern Urſachen thatſächlich vorhanden war."

Ich füge hinzu, daß in Madras, wie in Bombay und wohl auch in Calcutta, die Schotten der Freikirche ihre eingebornen Prediger auf das volle Bekenntniß der heimathlichen Kirche und deren Ordnungen nicht blos, ſondern außerdem auf den Grundſatz der Staats- und Kirchengetrenntheit ſtreng und entſchieden verpflichten; und was endlich die Grundſätze der anglikaniſchen Kirche in dieſer Beziehung anlangt, ſo ſind ſie bekannt genug und ich brauche darüber auch nicht ein Wort zu verlieren.

Doch laſſen Sie mich für heute aufhören und an Leib und Seele ruhen. Eine wirklich ſonntägliche Stille umfängt mich hier von allen Seiten, und ich bin in der That froh, daß ich dem Bungalow zu Nellore wieder entronnen bin, wo Barbiere und Haarverſchneider, Schuhputzer und Krämer u. ſ. w. u. ſ. w. unangemeldet ſelbſt in das Zimmer hereindringen, und in Kraft ihrer ausverſchämten Unverſchämtheit nicht ſo leicht wieder hinausgehen, als ſie hereinkommen.

Das iſt gewiß: die Hindu's, die ein weißes Geſicht zu ſehen ſelten die Ehre haben, ſind im Ganzen genommen die angenehmern, nach meinem Geſchmack wenigſtens.

Gundepundy Bungalow (24 engliſche Meilen nördlich von Madras), den 13. Febr. 1852.

Ich liege hier, allerdings auf ferner Rhede, bei Madras vor Anker in einem Sandmeere, aus welchem nur hier und dort eine menſchliche Pflanzung wie ein grünes Inſelchen hervortaucht. Nun freut

ſich aber auch Alles bis auf die immer leerer und ärmer gewordenen und einem völligen Bankerott ganz nahe gekommenen Büchſen und Körbe herab. Die Ochſen, die vergangene Nacht im Sande faſt ſtecken blieben, ſcheinen zu ahnen, daß der ſchöne grüne Baum im Miſſionsgehöft, worunter ſie ſonſt ihr Mittagsſchläfchen halten, nun bald wieder ſeinen ſüßen Schatten über ſie breiten wird, und liegen einſtweilen unter einem minder grünen Baume behaglich im Sande. Meine zwei Leute aber freuen ſich, daß das allnächtliche Waden und Baden durch Sand und Moder bald ein Ende hat, und daß ſie in die Grenzen des theuern Tamulenlandes wieder eingelaufen ſind, wo ſich die lange gebundenen und doch ſo redluſtigen Zungen wieder löſen dürfen, und ich ſelbſt bin herzlich froh, daß ich, obſchon wohl gerüttelt und geſchüttelt, doch mit heilem Kopf und Rücken dem erſehnten Ziele ſo nahe gekommen bin.

Es wird morgen grade acht Tage, ſeitdem ich dem ſchmucken, wohlhäbigen, grün überſchatteten Nellore Lebewohl ſagte. Während der ganzen Zeit bin ich in kein Bett gekommen; wir brachen jedesmal gegen 10 Uhr des Abends auf und erreichten das Ruhehaus jedesmal kurz vor oder bald nach Sonnenaufgang. Den Tag verbrachte ich alſo ſtets im Ruhehauſe mit Schlafen, Studiren u. ſ. w. Ein europäiſches Geſicht iſt mir ſeitdem nicht vor die Augen gekommen, ganz meinem Wunſche gemäß; denn eine Straße, die von Europäern viel bereiſt wird, hat die große Unannehmlichkeit, daß man das Ruhehaus, auf das ſich der Reiſende hier zu Lande wie der Wüſtenpilger auf die Oaſe freut, vielleicht beſetzt findet und dann etwa unter einem Baume oder in einer ähnlichen Herberge, wo die Sonne table d'hôte hält, logiren muß. In Ceylon, wo die Kaſte den Eintritt in das Haus der heidniſchen Eingebornen nicht erſchwert, reiſt man in dieſer Beziehung viel unabhängiger.

Dennoch hat auch das Bungalowleben in Oſtindien ſeine beſondern Reize, für mich wenigſtens. Einem mir befreundeten engliſchen

Herrn freilich, gegen den ich dies einmal äußerte, wollte das gar nicht eingehen, obſchon ihm, wenn er reiſt, zehnmal mehr Bequemlichkeiten zu Gebote ſtehen. Auf einen, meiſt ziemlich ſchmutzigen Tiſch, ein paar Stühle, unter denen es ſelten an einem armen Krüppel fehlt, und eine leere Lagerſtätte, die oft genug von gewiſſen kleinen Weſen vorweg in Beſchlag genommen iſt, darf man jedenfalls rechnen, und die Mängel, die an dieſen Herrlichkeiten haften, laſſen ſich am Ende leicht genug beſeitigen. Der Herr Wirth iſt faſt ſtets ein alter, ausgedienter, zuweilen zum Krüppel gewordener und manchmal auch mit einer eiſernen Ehrenmedaille daher prunkender Sipahi oder eingeborner Soldat. Mit dem macht man ſeine Rechnung in Bezug auf die gangbaren Artikel leicht, und da er früher als Soldat an Unterordnung gewöhnt iſt, und jeden Europäer als ſeinen rechtmäßigen Herrn anſieht, ſo wird man von ihm in keiner Weiſe beläſtigt, höchſtens um ein paar Pfennige übertheuert; die Hauptſache iſt nur, daß man ſeiner erſt habhaft geworden. Das iſt, wenn man in der Nacht ankommt, nicht immer ſo leicht: er muß vielleicht erſt aus dem benachbarten Dorfe geholt werden, oder im Bungalow ſelber der Winkel ausfindig gemacht werden, wo er auf ſeinen Lorbeeren gewöhnlich ſehr tief ſchläft. Der eigentliche Reiz des Bungalowlebens aber beſteht darin, daß man da ſo ungenirt wie im eignen Hauſe lebt, und vor einem allzu neugierigen Beſuche aus dem benachbarten Orte ohne Weiteres die Thür zuſchließen kann. Nur wenn es an's Einpacken geht, ſtellen ſich zwei Perſonen regelmäßig ein, der Waſſerträger und die Kehrfrau. Aber auch dieſe gehen nach Empfang eines kleinen Geſchenkes gern ihrer Wege.

Der Sipahi im Bungalow zu Gundepundy, dem letzten im Chingleput-Diſtrikte, iſt ein Muhamedaner aus Arcot. Er klagte bitter über die vielen Diebe in hieſiger Gegend. Hier beſitzt faſt immer der Tſchetti (Krämer) den Grund und Boden des Dorfes.

So habe ich denn die ganze Zeit ſtille hingelebt und den Reiz des Bungalowlebens neben den Beſchwerden der Reiſe ſelbſt wieder einmal ganz durchgekoſtet, und bin abermals vollkommen ſatt geworden. Jeden Nachmittag zwiſchen drei und vier Uhr beſuchte mich mein guter Freund, der Seewind, und öffnete mir ganz freundlich die Thür des Zimmers, die ich gegen die Sonne verſchloſſen gehabt hatte. Einen andern minder freundlichen Beſuch ſtatteten die Ameiſen faſt alltäglich meinem Vorrathskorbe ab, und da ich dabei ſtark betheiligt war, ſo ſchlug ich mich natürlich ſtets in's Mittel. Da habe ich denn auch jeden Tag Krieg geführt, und kaum hatte ich ein Regiment zerſchmettert, ſo war ſchon wieder ein anderes eingerückt.

Eben hatte ich einen ſogenannten Lampadi[79] mit ſehr lichter Geſichtsfarbe, ſchönem Bart und noblen Zügen hier. Er ſpricht Telugu und Hindoſtani, und obſchon ſeine Haltung faſt eine ſtolze zu nennen iſt, ſo hielt er es doch nicht unter ſeiner Würde, ſich beim Abſchied auf den Bauch zu ſchlagen. Was das heißen will, läßt ſich zur Genüge aus dem Sprüchwort abnehmen: Fremden hat er's gegeben, während die Seinen ſich auf den Bauch ſchlagen.

Es iſt in der hierländiſchen Poeſie gänge und gäbe, daß der Mann zur Zeit, wo er nach langer Abweſenheit ſeine Frau wiederſehen ſoll, „mit der Wolke — und mit dem Wagenlenker" redet. Mein gutmüthiger und in ſeinem Fache geſchickter und eifriger Fuhrmann war dazu nicht poetiſch genug. Jedes Strohbündel, das er kaufte, mußte gründlich be- und durchgeſprochen werden, und das meine perſönlichen Reiſeintereſſen ſtets unbarmherzig niederſchlagende Machtwort „Herr, das iſt aber für die Ochſen ſehr unbehaglich!" diente meiſt nur dazu, die heitere Laune zu vermehren. Geſtern, als ich im Wehen des Tages in der Verandah des Bungalow's ſaß, und mein Studium der hochtamuliſchen Redefiguren ein wenig bei Seite legte, er ſelbſt aber in einiger Entfernung den Ochſen ihr Lieblings-

futter, den Kollu, vorlegte, glaubte er die rechte Zeit gekommen, mir zu verſtehen zu geben, daß auch er etwas von Büchern verſtehe. Er ſetzte mir denn mit großer Genauigkeit alle die Krankheiten auseinander, denen der Ochs in dieſem Lande ausgeſetzt iſt, nebſt den betreffenden Heilmitteln, und berief ſich dabei auf ein Schaſtra, das er zu Hauſe liegen habe, und das er mich ebenfalls zu lehren nicht übel Luſt zu haben ſchien. Er meinte wahrſcheinlich, es ſei mir eben nur um tamuliſche Bücher zu thun, und die vielgeprieſene Redefiguren-Lehre des alten Meiſters Tandi würde bei ihm jedenfalls tief unter ſeine Ochſenkrankheiten-Heillehre zu ſtehen gekommen ſein. Sein Angeſicht verklärte ſich, als er einen ſo hörluſtigen Schüler an mir fand, und die Wunde, die ich ihm in Nellore wider meinen Willen geſchlagen hatte, war nun geheilt. Er wollte nämlich dort, wo er über ſeine Ausgaben auf dem Wege Rechnung ablegte, bei dem einen Rechnungspoſten ein bedeutungsvolles Lächeln an mir wahrgenommen haben, als trauete ich nicht recht, und das hatte ihn ſo angegriffen, daß er behauptete, er habe einen Fieberanfall bekommen. Das Fieber hatte ich ihm damals auf der Stelle curirt mit der einfachen Bemerkung: „Warte, morgen ſollſt du Medicin einnehmen!“ aber das „Lächeln“ hatte er noch immer nicht überwinden können; er kam immer und immer wieder darauf zurück, obſchon ich ihm erklärte, daß ich bei derlei Dingen nicht zu lächeln pflege.

Nun das wieder ein Bild aus dem hieſigen Alltagsleben. Nur noch eine Bemerkung und ich eile dem Schluſſe zu. Das iſt die. Je mehr ich mit den mittlern Volksclaſſen verkehre, um ſo mehr überzeuge ich mich von der Vortrefflichkeit unſrer alten tamuliſchen Bibelüberſetzung im Allgemeinen. Ich finde nämlich, daß die Ausdrücke der Bibel ganz diejenigen ſind, die unter den mittlern Volksclaſſen beſtändig umlaufen. Das habe ich auch wieder im Verkehr mit dem Fuhrmann wahrgenommen, der, wie ſchon erwähnt, ein Sudra iſt. Die

alten Miſſionare, die übrigens das Hoch-Tamul mit Recht ſehr eifrig ſtudirten (ſchon Ziegenbalg ſcheint es ziemlich weit darin gebracht zu haben), hüteten ſich wohlweislich, der Bibelüberſetzung einen hochtamuliſchen Anſtrich zu geben; ſie vermieden aber eben ſo weislich die gemeine Pariahſprache, die bei den Tamulen in ſo ſchlechtem Rufe ſteht, daß das Sprüchwort ſagt: „Die Blüthe des Kürbis und die Sprache des Pariah ſind duftlos.“ Mit Einem Worte: ſie trafen die glückliche Mitte.

Der heutige Tag und eben ſo die Hälfte des folgenden iſt der Ruhe gewidmet. Morgen Nachmittag, ſo zeitig als die Sonne nur irgend erlauben will, breche ich, will's Gott, nach Nerumbalk-Choultry auf, einem Ruheplatze für reiſende Eingeborne (8 engliſche Meilen von hier). Dort hoffe ich ein paar von Madras aus mir entgegengeſchickte Ochſen nebſt einem gewöhnlichen Karren und dazu ein friſches Stück Brot vorzufinden. Der Karren, denke ich, ſoll mich dann ſogleich unter ſein freundliches Dach nehmen, und mich bis zum nächſten Morgen unter Dach und Fach bringen — in Madras.

Madras 15. Febr.

Falſch gedacht. In Nerumbalk-Choultry fand ich weder Karren, noch Brot, — noch überhaupt etwas, als ein paar Tropfen Milch. Sipahis, die nach Hydrabad gingen, hatten alle Vorräthe bereits in Beſchlag genommen.

Nach einer Stunde Raſt, die mein Fuhrmann, zum erſten Male ungehorſam, in zwei Stunden zu verlängern wünſchte, brach ich mit den todtmüden Thieren nach Palwi Sattiram auf. Dort traf ich den erwarteten Karren; der Schurke von Kärrner, der bereits die Hälfte des Geldes in der Taſche hatte, war da grade an der Grenze des ſchlechten Weges, um deswillen ich ihn gemiethet, aus liebevoller Schonung für die eignen, übrigens friſchen, Ochſen liegen geblieben.

Nicht übel. Ich gab ihm den verdienten Lohn, und ging zu Fuß weiter, der baldigen Entgegenkunft meines eignen Wagens von Madras her gewiß.

Auch mit einem Thiere hatte ich in der letzten Nacht noch einen kleinen Strauß. Dieſes theilte, wahrſcheinlich von den Broſamen meiner geſchwundenen Vorräthe angelockt, mit mir den Wagen. Es ſpazierte dreiſt umher, ließ nach ſich ſchlagen, ſchrie, wich aus und kam immer wieder. Nun nun, es war kein blutdürſtiger Leu, es war nur eine hungrige Feldmaus; ſie ließ mich aber doch nicht ſchlafen.

„Hier in Indien ſteigen kleine Plagegeiſter ſelbſt aus den Mäuſelöchern, und was Einen ſcheert, das ſcheert auch ganz ſcheu- und ſchamlos.

Sei mir willkommen, du neue Ruhe an dem eignen Herde in Madras!

Reiſe nach Conjeveram.

„Wenn du das Kantſchipuram des ſtrahlenden Gottes gering achteſt, ſo hört Diesſeit und Jenſeit auf, Gutes und Böſes, Thäter und That — und wer ſind die Wiſſenden? Das Alles ſtürze dann, wie's immer ſtürzt."

So der Dichter. Wir „ungläubige Barbaren" aber hatten hauptſächlich einen Luftwechſel im Auge, als wir uns am dritten Mai gegen Abend mit Herrn Kremmer nach der „goldnen Stadt" aufmachten.

Die Kette von kleinern und größern Unannehmlichkeiten, mit denen in Indien faſt jede Reiſe beginnt, reichte dießmal bis in unſre erſte Nachtherberge zu Sri Perumattur. Ich will meinen Leſer mit Be-

ſchreibung der einzelnen Ringe, daraus ſie gebildet war, nicht ermüden; die wichtigſten derſelben ſind vollkommen angedeutet, wenn ich ſage: Wagen voll Ameiſen, Abhandenkommen der Diener, Donner, Sturm und Platzregen, viel Ueberfluß an Waſſer auf der Haut — und ſpäter in der Miſch, aber Mangel an Kochwaſſer und Theekeſſel.

Erſt ſpät am andern Morgen fanden ſich die verlornen Diener mit dem unentbehrlichen Theekeſſel, freilich im zerbrochenen Zuſtand, wieder. Ihre Unerſetzbarkeit ſchützte ſie vor Entlaſſung.

Die angenehme Kühle in Folge des nächtlichen Ungewitters, die ganz und gar nicht im Geſchmack des ſüdindiſchen Mai's liegt, ſtellte ſehr ſchnell die gute Laune her. Sie erlaubte uns auch ſchon um Mittag nach Radja Sattiram aufzubrechen. Von dort zogen wir in der folgenden Nacht nach Conjeveram. Ein Kuli zeigte uns den Weg, der ſehr bald links von der Hauptſtraße abbiegt. Juſt als der Tag graute, berührten wir den grünen Saum des breitſtraßigen, tempelreichen Conjeveram.

Der engliſche Collector von Chingleput hatte mir freundlicher Weiſe ſeine dortige Wohnung zur Verfügung geſtellt. Wir bezogen das obere Stockwerk des ſchönen Hauſes, das etwas abgeſondert in einem großen Gehöfte liegt.

Es dauerte nicht lange, ſo machten die einheimiſchen Behörden, denen mich der Collector angemeldet und empfohlen hatte, ihre Aufwartung, — zuerſt der Cotwal, ein Telugu mit faſt römiſchem Geſicht, ſeinem Bekenntniß nach ein Vaiſchnava des Südzweigs (Bd. IV, S. 152); ſpäter der Taſſildar, ein Saiva-Brahmine mit der heiligen Aſche an der Stirn.[80]

Ein in den Schulen der ſchottiſchen Freikirche hier und in Madras gebildeter Krämer ſchien nur zu kommen, um ſein bischen Engliſch hören zu laſſen und um ſich ein in dieſer Sprache geſchriebenes Buch zu erbitten. Ihm folgte der Hauptlehrer an der ganz nahe gelegenen

Schule der ſchottiſchen Freikirche. Er bekannte ſeinen Unglauben an Viſchnu, deſſen Abzeichen er doch trug. Als ich ihn auf den innern Widerſpruch aufmerkſam machte, ſo entſchuldigte er ſich mit ſeinen Verwandten, deren Vorurtheil er zu ſchonen habe. Ich hatte grade die tamuliſche Prabhu-Linga-Lila[81] in der Hand; ſo las ich ihm denn die Stelle vor, wo Siva dem Vater des Dichters erſcheint, ihn zum ſteten Tragen des Lingam auffordert, und — auf deſſen Erwiederung daß das ſeinen Verwandten nicht lieb ſein möchte, — ihn unwillig frägt, was ihm denn ſeine Verwandten helfen könnten. Alſo ſelbſt einige ſeiner heidniſchen Landsleute, — das machte ich nun dem jungen Manne bemerklich — ließen einen ſolchen Vorwand in religiöſen Dingen nicht gelten. Gleichgültig gab er die Charakterloſigkeit ſeines Verfahrens zu.

Später ſtellten ſich auch zwei Lingadharis[82] („Lingaträger") ein, beide Gurus: es leben nämlich in Conjeveram ſelbſt an 100 Häusler dieſer Secte, und auch in der Nachbarſchaft giebt es deren. Sie verrichten ihre religiöſen Cermonien in einem eignen Kloſter; mit der Sivapagode — ſo wenigſtens erklärten mir die Gurus — haben ſie nichts zu ſchaffen. Auf die Brahminen waren ſie natürlich nicht wohl zu ſprechen; wollte doch ihr eigner Glaubensſtifter oder vielmehr Reformator, Baſava, in welchem der Stier des Siva menſchliche Geſtalt gewonnen, die Brahminenſchnur durchaus nicht anlegen, noch überhaupt irgend einen andern Lehrer anerkennen, als den Gott Siva ſelbſt. „Wer recht thut, iſt Brahmine, wer Unrecht thut, iſt Pariah" ſo ſprechend, warfen ſich meine Vira Saiva-Gurus aus dem Sudraſtande hoch in die Bruſt. Sie rühmten auch, daß weit und breit in hieſigen Landen ihrer Keiner noch Chriſt geworden, — wieder ein Beweis dafür, daß die Lockerung der Kaſten-Feſſel und des Brahminenjoches nicht nothwendigerweiſe für das Chriſtenthum empfänglich macht.

Ich benutzte die gute Gelegenheit, mir über einzelne dunkle Punkte in ihrem System einige Auskunft zu verschaffen. Der eine der Gurus, offenbar der unterrichtetste, sprach von fünf Stufen der[83] philosophischen Erkenntniß. Nur der „Vollreife“[84] gelange zur fünften Staffel, wo die „Fünf zu Eins“[85] wird. Der Guru war ganz Wonne über seinen gelehrigen Schüler. Er wünschte sehr, ich möchte doch bei ihm bleiben und meine philosophische „Vollreife“ in aller Ruhe abwarten. Als ich ihn erinnerte, daß ich in dem Christenthume das volle Genügen hätte, so tröstete er sich damit, daß ja die letzte Tendenz aller Religionen die gleiche sei. Er brachte nun die bekannte Geschichte mit den Ringen.

Da ich ihm keinen Stuhl bieten konnte, so beurlaubte er sich bald, — indem er noch nicht gebadet habe. Der alte Vira Saiva-Stolz schlug durch. Ein so unabhängiger Charakter war mir unter den Tamulen noch nicht vorgekommen.

Das wohlhabige Conjeveram mit seinen 20,000 (?) Einwohnern, darunter mehrere tausend Weber,[86] ist auch nicht arm an Secten. Unter den Vaischnava's stehen die vom Nordzweige an Einfluß oben an. Die Saiva-Brahminen sind meist Smartas (Bd. IV, S. 134); sie verrichten aber nicht die üblichen Cermonien in den Tempeln. Die Anhänger des Madhvatscharja (Bd. IV, S. 139), in der Regel Beamtete, sprechen in ihren Häusern Mahratta. Djaina's (Bd. IV, S. 135) konnte ich in Conjeveram selbst nicht ausfindig machen; man nannte mir aber ein ganz von Djaina's bewohntes Dorf in der Nähe (7 bis 8 englische Meilen) — Karandei, wenn ich nicht irre.

Vom Cotwal und von einem Polizeisoldaten begleitet, begaben wir uns am Nachmittag zu der berühmten Pagode Ekambara Swami[87] d. i. des Siva. Der Elephant des Tempels begrüßte uns pflichtmäßigst. Auf den Absätzen der Pagode und auf den Mauern umher sahen wir Affen und Aeffchen in ganzen Familien umher schäkern. Neun Trep-

penfluchten — die drei erſten von Stein, die übrigen von Holz und außerordentlich ſteil — führten uns auf den Gipfel der 200 Fuß hohen Pagode. Dort eröffnete ſich eine weite Ausſicht über das ausgedehnte Flachland mit ſeinen Dörfern und Feldern, Teichen und Wäldern. Unter den Hügeln in der Ferne dämmerte uns auch Tiruvännamalei (Bd. IV, S. 121) entgegen.

Gleich nachher begleitete uns der Taſſildar zur Pagode der Kamakſchi („der Luſtäugigen") oder Parvati. Auf dem Wege dahin, von den Kadſcheri aus, ſtießen wir mitten in einem Garten auf einen Buddha in beſchaulicher Stellung, und auf einen zweiten im Tempelhofe ſelbſt. Dieſem letztern hatten muthwillige Buben Naſe und Ohren abgeſtoßen. — Alſo doch noch einige Erinnerungen an die buddhiſtiſchen Zeiten in Conjeveram.

Eben füllten Brahminenfrauen ihr blankes Geſchirr mit dem grünen Waſſer des Tempelteichs, während die Männer ihre Andacht verrichteten. Die untergehende Sonne warf einen zauberiſchen Schein in dieſe klöſterliche Abgeſchiedenheit.

Es wunderte mich zu hören, daß die größere Pagode des Ekambara Swami und die kleinere der Kamakſchi zuſammen jährlich nicht mehr als drei bis vier tauſend Rupi's Einkünfte beziehen, während die Viſchnupagode in Klein-Conjeveram über zwölftauſend gebiete. Dorthin — zum Heiligthum des Devaradja-Swami — begleitete uns „hoch zu Roß" am andern Morgen in aller Frühe der Cotwal. Eine einzige breite Straße führte uns mitten durch Conjeveram, faſt ein Stündchen weit zu dem Heiligthume. Allenthalben ſchöne Mandapam's; an einem derſelben hatten die Säulen faſt einen antiken Anſtrich.

Der Taſſildar hatte bereits alles auf unſern Empfang vorbereitet; die Brahminen beeiferten ſich uns ihre ſämmtlichen Herrlichkeiten zu zeigen. Die architektoniſche Arbeit an dem dortigen Tempel iſt reicher

als an dem Sivatempel in Groß-Conjeveram; ich konnte ſie nicht eben bewundern. Wenn die Sivapagode „im Pyramiden-Styl von Tanjore“ erbaut iſt, ſo erinnerte mich die Viſchnupagode, wenigſtens in den Zierrathen ihrer großen Säulenhalle, an Sri Ranga (Bd. IV, S. 8).

Die übergütigen Brahminen ließen uns auch die Tempeljuwelen ſehen. Die Krone des Gottes ſtammt aus alter Zeit; allerhand andre Zierrathen, für Kopf und Bruſt, ſind theils von Brahminen, theils von Kaufleuten nach und nach dazu gekommen. Unter den „frommen Wohlthätern“ der Pagode wurden uns auch Clive und Glaß genannt. Die Augen der Brahminen leuchteten hoch auf, als ſie die Farben des koſtbaren Götzengeſchmeides „aus der Hand chriſtlicher Beamten“ vor uns ſpielen ließen.

Clive ſowohl als Glaß thaten viel für Indien; Schade, daß ſie ihren wirklichen Verdienſten einen ſolchen Schandfleck anhängten. Der Letztgenannte ſchenkte, außer einem Geſchmeide für den Götzen, ein beträchtliches Gartengrundſtück. Man erſparte uns die Scham nicht, auch von dieſem ſeltenen Tempelgut Notiz zu nehmen, — und zuletzt wandte man ſich gar an unſre eigne Mildthätigkeit.

Vaiſchnava Brahminen vom Nordzweig verrichten hier den Tempeldienſt. Kaum hatte ich ein Wort über den Unterſchied zwiſchen dem Nord- und dem Südzweig fallen laſſen, ſo enſtand eine gewiſſe Aufregung; man ſah ſich einander an und lächelte.

Daß Viſchnu dem Siva in Groß-Conjeveram alljährlich einen Beſuch abſtatte, ſtellten die ſtolzen Vaiſchnavas ein für allemal in Abrede. Allerdings wandre Viſchnu jedes Jahr nach Groß-Conjeveram, mache aber bloß die Runde um den Tempel der Kamakſchi; ſo reiſe auch Siva alljährlich nach Klein-Conjeveram, ſteige aber in einem benachbarten Mandapam ab. So oft der eine Gott an den Reſidenzort des andern komme, verſchlöſſen die Prieſter des letzteren die Thür des Tempels. Alſo auch in Indien „Demonſtrationen“.

Bekanntlich geht es bei dem jährlichen Hauptfeste in Conjeveram,[88] das große Massen Volks aus allen vier Winden herbeizieht, zuweilen so blutig zu, daß die Regierung einzuschreiten genöthigt ist. Auch das Fest im Jahre 1852, das damals ganz nahe bevorstand, ließ sich wieder ganz stürmisch an; der Collector, in dessen Hause wir wohnten, mußte mit Gewalt Frieden machen. Die Streitsache, die dießmal die Gemüther spaltete, drehte sich um den einen wichtigen Punkt: Wer hat das Recht, eine grade Linie über des Vischnu Nase zu malen, die Vischnu- oder Siva-Priester? Sonderbar, daß die streitenden Partheien den Herausgeber des Athenäums, einer englischen Zeitschrift in Madras, zum Schiedsrichter aufriefen. — Nicht unpassend verlegt der vischnuitische Verfasser des Iru Sameiya Vilakkam die Scene seines apologetisch-polemischen Zwiegesprächs nach Conjeveram, wo die zwei Hauptbekenntnisse des brahmanischen Volksglaubens noch jetzt in beständiger Fehde liegen. Die beiden Frauen, die sich um die Vorzüge ihres betreffenden Gottes streiten, baden im Palaru dicht bei der genannten Stadt.

Unsre Brahminen klagten bitter, daß der englische Collector, der sonst dem Götzen im Namen der ehrenfesten Compagnie alljährlich ein ansehnliches Geschenk einhändigte — etwa einen hübschen Anzug — amtlich nichts mehr mit dem Feste zu thun habe. Man stellte uns die sogenannten Dharmakartakkel, die eigentlichen Verwalter des Tempelvermögens, vor, und diese wollten uns zum Abend durchaus wieder in die Pagode haben, um „den Gott" in Gala vor uns paradiren zu lassen. Wir verbaten uns die Ehre, indem ich bemerkte: Das Wichtigste an eurem Gotte, ihr lieben Freunde, — die schönen Juwelen haben wir gesehen; das andre ist ja doch nur gewöhnliches Holz, Zeug u. s. w. Sie nahmen die kühle Bemerkung mit gutmüthigem Lachen hin.

Eine recht götzentolle Stimme ließ sich, eben in Bezug auf das

Hauptfeſt in Conjeveram, vor einigen Jahren öffentlich vernehmen. „Der Riſchabha, das heilige Stier-Gefährt des Siva," — ſo rief ſie wie verzückt — „iſt zwar ziemlich alt und abgenutzt, dennoch ſchien es bei dem letzten Feſte, als ſei der darauf einherfahrende König der Kailaſa ſeinen Gläubigen zu Liebe aus dem Himmel ſelbſt herabgekommen." Die frommen Knechte des Gottes möchten doch aber ja das nöthige Geld zuſammenſchießen, um dem Riſchabha den verlornen Glanz wiederzugeben; dann würden alle, die das Feſt mit Augen ſehen, es zu beſchreiben gar nicht im Stande ſein.

Das allerdings konnte ich, bei unſrem Weggange von Conjeveram, auch mir nicht verhehlen, daß der Uebertritt zum Chriſtenthume mit ganz beſondern Schwierigkeiten verknüpft ſein müſſe für denjenigen, deſſen erſte Erinnerungen mit den prachtvollen Pagoden, den thurmartigen Götzenwagen und den lärmenden Umzügen und Feſtlichkeiten von Conjeveram verwachſen ſind. Selbſt unſern ſtillen Fuhrmann, der ſchon zum Chriſtenthume neigte, hatte die Stadt mit ihrem Götterglanze elektriſirt. Er lenkte wie mit widerſtrebender Hand ſeine Ochſen, — die beiläufig ihm eben ſo lieb waren als alle heiligen Riſchabha's zuſammen — zur heiligen Stadt hinaus, als wir noch an demſelben Tage uns zur Rückkehr nach Madras anſchickten.

Ausflug nach Sadras.

Es waren noch lange nicht vierzehn Tage verſtrichen, als uns die Hitze abermals in die Weite trieb. Am 17. Mai gegen Abend brachen wir nach Sadras auf.[89]

Unſer Weg führte uns über Rayapettah,[90] wo die Wesleyaniſchen Miſſionare ein prächtiges Gehöft beſitzen; das beſcheidne, aber nette und zur Zeit auch hinlänglich räumige Miſſionskirchlein dicht am Wege ſollte eben durch eine Kirche in größerem Styl erſetzt werden, und ſchon wußten die öffentlichen Blätter die ſchöne Lage des künftigen Gebäudes hervorzuheben. Hinter Triplicane,[91] dem Hauptſitz der Muhamedaner in Madras, bei Mailapur, ſahen wir einen ſchönen Teich, rings von Kokospalmen umgeben. Vier Reihen Häuſer, ebenfalls von Kokospalmen umſchattet, laufen an den vier Seiten desſelben hin, und ſo nett und behäbig nehmen ſich an der breiten, reinlichen Straße die Wohnungen — wohl meiſt von Brahminen — aus, daß ich einen wohnlicheren Ort der Eingebornen in und um Madras nicht zu nennen weiß.

In Mailapur kamen wir an Gärten vorbei, wo Bananen, Kokos, Mango's, Zuckerrohr u. ſ. w. eine grüne Nacht ſchufen. Das waren denn allerdings Gärten „dicht wie das Haar des Mohren"; wir ſahen jedoch Niemanden „des Ueberfluſſes Gewand ſchleppen", wohl aber hie und da eine arme nackte Geſtalt den Brunnen treten.

Bald hinter Mailapur nimmt der Anbau auffallend ab. Eben neigte ſich die Sonne dem Ende ihrer Laufbahn zu, als wir nach Adiar kamen, etwas ſüdlich von dem vorerwähnten Orte, an dem Fluſſe gleiches Namens, ſo ziemlich am Ende des Gebietes von Madras nach dieſer Seite. Den Fluß ſelbſt ſchmückt die ſchöne von unſrem Freunde Elliot gebaute Brücke („Elphinstone bridge"); europäiſch-indiſche Landhäuſer, deren blendende Weiße ſich von dem dichten Grün der Umgebung abhebt, zieren die romantiſchen Ufer desſelben in der Nähe der Mündung. Die unmittelbare Nachbarſchaft von Adiar, früher eine Wüſte, hat Herr Elliot mit ſchönen Baumanlagen überkleidet.

Erſt nach Sonnenuntergang erreichten wir die äußerſte Grenze des Anbaus, Pappan Sattiram („Brahminen-Sattiram"), eines der

bedeutendſten Ruhehäuſer für Eingeborne, das wir je geſehen. Da der innere Hofraum von raſtenden Fuhrleuten gefüllt war, ſo breitete ich meine Matte in der äußern Verandah aus, während meine Reiſegefährtin den Wagen zur Schlafkammer machte. Ich bekam bald eine ganze Schaar tamuliſcher Schlafgenoſſen, denen in des Tages Laſt und Hitze zwar die Beine, aber unglücklicher Weiſe nicht auch die Zungen müde geworden. Wie froh war ich, als ſich endlich einer nach dem andern das weiße Gewand über den Kopf zog, und wie eine Leiche auf das Eſtrich hinſtreckte. Wäre nicht in der Nacht die Katze vom Hauſe meine Vorräthe zu viſitiren gekommen, ſo hätte dießmal die erſte Reiſetour zum erſten Male ohne allen Verdruß ablaufen können; aber ſo fuhr ich, aufgeſchreckt, noch lange vor dem Morgenrothe empor — grade hinein in die neben mir ſtehenden Schuhe, in die ich am Abend zuvor die Uhr geſteckt hatte. Es war kurz nach Mitternacht; ich ließ anſpannen.

Als wir am andern Morgen erwachten, fanden wir, daß der Fuhrmann ſich verirrt hatte. Nun ging es mitten durch ein ſogenanntes „Backwater", deſſen Tiefe uns nöthigte, unſre Sachen auf die Sitze zu packen und uns hoch darauf zu ſetzen. Ein ſpärlicher Palmyrawald brachte uns nach dem benachbarten Vanien-Sattiram („Oelſchläger-Sattiram"), einem elenden Dorfe, das ſeinen Urſprung nur dem dortigen Raſthauſe für Eingeborne zu verdanken ſcheint. Der öffentliche Bungalow für europäiſche Reiſende, obſchon ziemlich enge, bot uns ein großes Labſal; denn das nahe Meer und das noch nähere Backwater wehen da friſch herein, und die umgebenden Palmyrapflanzungen ſetzen dem Luftſtrom nur ein ſehr unbedeutendes Hinderniß entgegen.

In Vanien-Sattiram, dem einzigen Bungalow zwiſchen Madras und Sadras, blieben wir vier und zwanzig Stunden liegen. Bedeckter Himmel geſtattete uns am nächſten Tage ſchon bald nach Mittag

weiter zu ziehen, und ein labender Seewind erleichterte uns noch außerdem die Reiſe. Leider begleitete uns der Sand, der ſchon bei Pappan Sattiram anfing. Der Charakter dieſes Weges iſt daher im Ganzen ein ziemlich ärmlicher. Niederes Geſtrüpp und ſtattliche, aber faſt ſchattenloſe Palmyra-Palmen bieten dem nackten Boden hie und da eine Decke, — in der That eine eben ſo ärmliche Hülle, als die Bekleidung der mehr als halbnackten Pariahs hier zu Lande, — und nur wo ein paar elende Hütten zu einem Dörflein oder zu einem Weiler zuſammentreten, entfaltet etwa auch eine Kokos-Palme ihre Sternenkrone voll ſaftigen Grüns. Dennoch hat auch dieſe Wildniß ihre Heiligthümer. Feiſte Brahminenbäuche kündeten uns ſchon eine Weile vorher das heilige Tripalur (?) an, und noch ehe wir in den Sitz aller Heiligkeit einzogen, ſahen wir zur Rechten von einem weit ins Land hineinſchauenden Hügel her ein ſtattliches Heiligthum des Siva blinken.[92] Nach dem heiligen Rameſſeram ziehende Pilger von Benares in ſchmutzig gelbem Gewand und mit ſtruppigem Haar und Bart hielten den Wüſtenort für nicht zu gering, um ihn mit ihrer heiligen Gegenwart zu beehren, und die Fülle von Säulenhallen, die dem Ort in dem unwirthlichen Sande in der That ein gaſtliches Anſehen geben, zeigte daß das jährliche Feſt eine ziemliche Menſchenmaſſe herbeilocken mag, während die im Schatten der Verandahs verſtreuten Gruppen von Spielenden, Schlafenden, Eſſenden und Schwatzenden zur Genüge darthaten, daß ſich die Einwohner des Ortes bei dem heiligen Rufe deſſelben nicht ſchlecht ſtehen.

Gleich hinter dieſem Orte kamen wir über eine große, mit niederem Djangel beſtandene Fläche von etwas feiſtem und daher durch den Regen ſehr holprig gewordenem Boden. Wir erreichten bei Sonnenuntergang Pavalakkara Sattiram[93] mit einigen wenigen Häuſern, und gegen acht Uhr Puntſcheri.[94] Schmutz, Ungeziefer und Rauch trieben uns nach kurzer Raſt in einem dortigen Mandapam weiter, und

doch erreichten wir das nur noch etwa zwei Stunden entfernte Ziel unſrer Reiſe erſt um Mitternacht: große Waſſerlachen zwangen uns wiederholt zu Umwegen, und dichte Finſterniß mahnte, bei den Unebenheiten des Weges, zu ſteter Vorſicht.

Sanfte Ruhe für Leib und Seele brachte uns der folgende Tag mit dem Himmelfahrtsfeſte in dem grünen, kühlen, einſamen, ſtillen Sadras.

Aufenthalt in Sadras.

Sadras den 30. Mai 1852.

Daß ich dem vorigen Poſtſchiff nach Europa kein Blättchen für Sie mitgegeben, hat ſeinen Grund in dem „Feuermonat," der das ganze Land in einen ungeheuern Glutofen verwandelt und alle Vorſätze, zu deren Ausführung ein Gränchen Friſche gehört, in einem Augenblicke in Aſche legt.

Es iſt nun beinahe 14 Tage her, ſeit wir der unerträglichen Hitze in Madras, die in unſrem Viertel ſich mit allerlei böſem Dunſt und Dampf verbindet, entflohen, und zu dem öden, aber luftigen Sadras (42 engliſche Meilen ſüdlich von Madras) dicht am Meeresſaume geeilt ſind.

Ein Regierungsgebäude aus holländiſcher Zeit, wie es ſcheint das Haus des Statthalters ſelbſt, iſt hier in ein räumliches und wohnliches Ruhehaus umgeſtaltet worden, das durch grüne Bäume hindurch, über einen großen Anger hinweg, die Ausſicht auf das liebe blaue Meer hat. Das rauſcht, und die Bäume an der Thür ſäuſeln.

Dicht zur Rechten breiten ſich die grauen Trümmer des alten holländiſchen Forts und ſchauen ernſt auf den zur Linken liegenden holländiſchen Gottesacker hinüber. Auf dem graſigen Anger dazwiſchen wächſt manches blaue Blümchen, das von fern wie Vergißmeinnicht ausſieht, und Feſtungstrümmer und Gottesacker predigen immerfort darüber hin: „Alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blume,“ und die halb verfallenen Gärten und die ganz verfallenen Häuſer, die noch aus der holländiſchen Zeit hie und da geblieben ſind, ſtimmen ein in den feierlichen Ton dieſer Predigt. Wir ſehen alltäglich einen Hirten ſeine Heerde um die grünbewachſenen Trümmer des Forts treiben, und dem Fleiß der Holländer im Gartenbau haben wir es zu danken, daß wir in unſrem täglichen Leben nicht auf Huhn, Fiſch, Krebs und Auſtern beſchränkt ſind.

Wir führen hier ein faſt idylliſches Leben, und die Freiheit, die wir genießen, gönnen wir auch aller Welt: denn in den anſehnlichen Saal der immer offnen Wohnung kommen ungehindert herein Froſch, Eichhörnchen, Huhn und Hund, — gelegentlich auch Truthahn, Kuh, Ochs und Pferd. Die indiſchen Fledermäuſe fragen überhaupt nie um Erlaubniß; hier umſchwirrte uns manchmal ein volles Dutzend. Uebrigens mißbrauchte nur der Hund die geſtattete Freiheit; über Nacht entfernte er den mitgebrachten engliſchen Zwieback — Pfingſtkuchen und Pfingſtbrot zugleich. Daß ſich ein Huhn zuweilen auf mein Bett ſetzte, nahm ich als eine Gemüthlichkeit. Der Tempelelephant war verſtändig genug, unſerm Zimmer, das für ſolche Gäſte denn doch zu niedrig war, ſeinen hohen Beſuch nicht aufzudringen; vorüberſchreitend begnügte er ſich mit einer höflichen Verbeugung. Wie da unſre ſonſt ſo muthigen Ochſen, welche die gnädigen Manieren des großen Herrn entweder nicht bemerkt hatten, oder nicht zu ſchätzen wußten, in wildem Entſetzen bei Seite ſtoben!

Gegen Abend ſetzten wir uns faſt jedesmal auf einen Sandhügel

am Meere, um den herrlichen Südoſtwind an der Quelle ſelbſt zu genießen. Links ein Kuppam oder ein von Sudra-Fiſchern bewohntes Dörflein, und darüber hinweg Mamallapuram mit den „ſieben Pagoden“; rechts in nächſter Nähe die melancholiſchen Ruinen des alten Forts.

Von unſrer kleinen Gemeinde in Sadras kann ich leider nicht viel Erfreuliches ſchreiben. Etwa zwei Drittel derſelben (16 Seelen) ſind, von heidniſcher Liſt gelockt und geſchreckt, vor einigen Wochen ſo tief ins Heidenthum zurückgefallen, daß ſie ſelbſt das Opfergefäß für die Dorfgöttin, eine Art Teufel, auf den Kopf genommen, in Proceſſion herum getragen, und ſich ſo thatſächlich von Chriſto losgeſagt haben. Unter den Treugebliebenen iſt nur ein einziger Hausvater, wie die übrigen ſeinem Gewerbe nach ein Fiſcher. Er macht einen beſſern Eindruck als die gewöhnlichen Pariahs; eine gewiſſe Treuherzigkeit, die einem hier zu Lande ſelten entgegen tritt, liegt unverkennbar auf ſeinem Geſichte. Vielleicht daß auch die übrigen mit der Zeit reuig wiederkehren. Hauptſächlich die Furcht vor ihren heidniſchen Gegnern, die zur Liſt die Gewalt fügen, ſcheint die meiſten zurückzuhalten. Da hier nämlich kein Europäer hauſt, der ſich ihrer annehmen könnte und wollte, ſo ſind ſie ganz in den Händen der Heiden, und es hat faſt den Anſchein, als wartete man nur auf meine Abreiſe, um einen neuen Sturm auch über die noch Treugebliebenen hereinbrechen zu laſſen. Der Herr ſelbſt wolle ſich der kleinen, ſchwachen, verſtörten und geängſtigten Heerde annehmen!

Zur Kirche dient gegenwärtig ein altes halbverfallenes Häuslein. Das dahinterliegende Gärtchen iſt ganz verwildert. Der einzige Kokosbaum darin ſteht wie furchtſam im Winkel, — als hätte er ſich irgendwie hereingeſtohlen. Nur das Meer lacht freundlich drein. Dicht bei dem ſchön begraſten Gottesacker der Gemeinde liegt die römiſche Kirche, die von Kovilam aus bedient wird.

Die heidniſchen Tamulen hier ſtellten heute dem lieben Pfingſtfeſte ein wahres Zerrbild dämoniſcher Begeiſterung zur Seite — in ihrem Pakka Sedil.[95] Sie trugen ihre furchtbare Göttin, oder vielmehr Teufelin, die Kali-Ammen, in glänzender Proceſſion umher. Vornweg ſchritt eine Schaar Trommler und Pfeifer, deren eintönige Muſik mehr zum Trübſinn als zum Frohſinn ſtimmte; ihr folgte auf dem Fuße ein phantaſtiſch angeputzter Tänzer mit einem heiligen Gefäße auf dem Haupte, vor welchem drei andre wild fanatiſch einhertanzten. Weiter kamen drei junge, über und über mit Blumen umwundne Leute, die ſich beide Hüften mit einem Draht hatten durchbohren laſſen und ſich nun eben mit jenem Draht in den Hüften ſtumpfſinnig dahinbewegten. Dicht hinter den Dreien erſchien eine andre Gruppe, in deren Mitte ebenfalls Einer ein mit Waſſer gefülltes heiliges Gefäß auf dem Kopfe trug, und den Zug beſchloß die auf einem Gerüſte getragne Göttin in Form einer angeputzten Puppe. Eine freudetrunkne Menſchenmaſſe umgab den grauſen Zug, und nur ein bei meinem Anblick verlegen lächelndes Geſicht — es gehörte einem Lingaträger — zeigte daß es auch hier Einzelne giebt, die ſich des ſchauervollen Poſſenſpiels ſchämen. Es iſt ein ſchmerzliches Gefühl, hier zu Lande die von ſo Wenigen und auch meiſt ſo ſtumpf gefeierten chriſtlichen Feſte in dem tobenden Pomp heidniſcher Feier faſt verſchwinden zu ſehen. Morgen wird man derſelben Kali-Ammen zu Liebe über glühende Kohlen ſchreiten.

Unſer hieſiger Katechet, einer der beſſern ſeines Standes, beſucht mich alltäglich mehrere Stunden. Ich helfe ihm im Deutſchen fort, wozu meine Frau, da er noch in Madras war, mittelſt des Engliſchen den Grund gelegt hat. Ich wünſche weiter nichts, als daß er unſre deutſchen Erbauungsbücher und Poſtillen mit Leichtigkeit leſen lernt, um ſich ſelbſt und ſeine Heerde damit zu weiden. Er ſpricht für ſeine im Ganzen nur geringe Bildung ein ziemlich gutes Tamul, und ich

laſſe mir gern über ſeine Wirkſamkeit ſowohl als über die eigenthümlichen Anſichten, Gebräuche und Vorurtheile ſeines Volkes von ihm vorerzählen. Er weiß überall ein treffendes Sprichwort anzubringen.

Im Angeſichte des lieben Pfingſtfeſtes, das auch über dieſe grauen Trümmer vor mir einen hellen Schimmer wirft und die Todtenſtille umher in eine Feſtſtille umwandelt, befehle ich alle Freunde in Gottes Schutz und Segen.

Die ſieben Pagoden.

„Die ſieben Pagoden" von Mamallapuram, einige Stunden nördlich von Sadras, ſind bekanntlich zu Zeugen wider die Aechtheit der bibliſchen Zeitrechnung aufgerufen worden; man ſprach ihnen, in offnem Unglauben, ein ſo hohes Alter zu, daß ſie ſchon lange vor der Zeit, in welche die heilige Schrift den Anfang der Erde ſetzt, exiſtirt haben müßten. Dieſe leidenſchaftlichen Liebhaber des indiſchen Alterthums, die den großſprecheriſchen Lügen der Brahminen zum Nachtheile der Bibel nur zu gern Gehör geben, ſind vor den unbefangnen Forſchungen der neuern Zeit längſt verſtummt, und es wäre in der That unangemeſſen, über den Ungrund jener maßloſen Behauptung nur noch ein Wort zu verlieren. Braucht man doch auch, wenn man ſich nicht abſichtlich wider den Augenſchein verſchließt, bloß einen flüchtigen Blick auf jene Kunſttrümmer zu werfen, um ſich von ihrem verhältnißmäßig neueren Urſprung auf einmal zu überzeugen.

Natürlich benutzte ich meinen Aufenthalt in Sadras dazu, mir jenen „Augenſchein" zu verſchaffen. Ich nahm den Katecheten Arulap-

pen als Begleiter mit in meinen Wagen; als Führer hatte ſich ein Kattundrucker aus Sadras angeſchloſſen, denn da mir der Weg dicht am Meere entlang als unpaſſirbar beſchrieben wurde, ich aber über Puntſcheri (S. 193) zu reiſen keine Neigung hatte, ſo mußten wir querfeldein fahren. Wir kamen dabei nur durch Ein Dorf; nichts als Sand und Sand mit einigen Palmyrapalmen. Der redſelige Katechet verkürzte mir den langweiligen Weg mit tamuliſchen Sprichwörtern und ſonſtigen Mittheilungen über ſeine Landsleute. So erzählte er mir unter Anderm, daß er in Sadras einen reichen Mann aus ſehr niedriger Kaſte kenne, vor dem allenfalls auch Brahminen mit gefalteten Händen ſtehen blieben. „Die Kaſte im Auskehricht, das Geld in der Reihe," ſo lautet das Sprichwort. Soll heißen: „Mag Einer auch noch ſo niedrig an Kaſte ſein, — hat er Geld, ſo läßt man ihn beim Eſſen doch in der Reihe mit anſitzen." Etwa auf der Mitte des Weges kamen wir durch ein ziemlich breites „Backwater", und erſt nach drei Stunden gelangten wir an Ort und Stelle. Die Sonne neigte ſich bedeutend; es war keine Zeit zu verlieren. Ich ſtieg daher bei der ſüdlichſten Gruppe der Alterthümer aus, und ſchickte den Wagen in das Dorf, das in einer Entfernung von etwa 20 bis 25 Minuten weiter nördlich, dicht bei der Hauptmaſſe gelegen iſt. Das war meinem Fuhrmann, der ſich gern an meinem Erſtaunen über die Wunderwerke ſeines Landes mit geweidet hätte, ganz und gar nicht nach Wunſche. Er band es dem Kattundrucker auf die Seele, mir ja Alles und Jedes ordentlich zu zeigen, — und kaum konnte er meiner Berechnung nach im Dorfe angekommen ſein, ſo ſtand er ſchon mit leuchtendem Auge neben mir. Er hatte Wagen und Ochſen im Stich gelaſſen, um ſich mit eignen Augen von der Pflichttreue meines Cicerone zu überzeugen.

Von den fünf Tempeln im Süden der Hauptgruppe, deren jeder aus einem einzigen Stein gehauen iſt, ſind nur drei äußerlich voll-

endet, keiner aber im Innern ausgearbeitet. Sie überſteigen wohl kaum die Höhe von 20 Fuß. Kuppeln und Säulen ſind in der That zierlich. Von den Thiercoloſſen, die daneben liegen, ſieht der Elephant am natürlichſten aus; der Löwe iſt herzlich ſchlecht, und den Stier hat der Sand ſchon ganz den neugierigen Blicken entzogen. In dem Steinbruche dicht bei der Tempelgruppe waren eben Steinmetzen beſchäftigt, — vielleicht zum Theil die Nachkommen jener, welche dieſe Kunſtwerke zu Tage förderten.

Von da eilte ich zur Hauptgruppe der Alterthümer auf, an und neben einem Felſen, der 25 bis 30 Minuten von der Küſte entfernt, etwa eine Stunde im Umfang, ſich hundert Fuß über den Meeresſpiegel erheben mag.

Es kommt mir nicht bei, meine Leſer mit einer Detail-Beſchreibung der dortigen Aushöhlungen und Sculpturen zu ermüden. Ich hebe nur Einzelnes hervor.

Am nordöſtlichen Fuße des Felſens ſteht ein ſehr eigenthümlich gebauter Tempel, deſſen oberſter Theil faſt gothiſch iſt, mit einem ungeſchlachten Ganeſa, den man weiter riecht als ſieht. Rauch und Oel haben den Vielgefeierten ganz ſchwarz gefärbt. Ich vergaß den Brahminen, den ich zum Führer genommen, zu fragen, wer denn dieſen ſivaitiſchen Gott zu ſalben pflege. Er hatte mir nämlich geſagt, daß das neue Heiligthum, das ganz in der Nähe ſteht, von Viſchnuiten bedient werde, indem es Sivaiten an dieſem Orte gar nicht gebe.

Nicht weit davon, ſchon auf dem Abhange des Felſens, iſt eine Aushöhlung mit Sculpturen, die ſich auf die Geſchichte Viſchnu's als Zwerg und als Eber beziehen. Nicht die Geſtalt, wohl aber der wagerecht aufgehobne Fuß des achthändigen Gottes deutet hinlänglich an, daß Viſchnu hier, als Zwerg-Avatara, durch zweimaliges Ausſchreiten dem Rieſen Mahabali die Herrſchaft über Himmel und Erde nimmt. Die Lakſchmi, die in der gegenüber befindlichen Gruppe

der eberhäuptige Gott auf ſeinem rechten Knie ſitzen läßt, iſt in der That zierlich. Mein Brahmine nannte ein badendes Weib in Einem Athen Parvati und Lakſchmi. Alles lachte, als ich ihn auf ſeine Unkunde in der eignen Religion aufmerkſam machte, — und er lachte mit.

Am ſüdlichen Fuße des Felſens befindet ſich der Varaha Swami-Tempel.[96] Man hat ihn wieder in Gebrauch genommen. Eben war man mit der Verrichtung religiöſer Ceremonien darin beſchäftigt.

Nicht weit davon liegt, halb auf dem Berge, ein kleiner Höhlentempel, der ſich — in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt wenigſtens — wieder als ein ſivaitiſches Heiligthum kund giebt. In der Vorhalle zwar prangt Viſchnu auf der Urſchlange ſtattlich daher; drinnen aber in einer Niſche erſcheint Siva mit Parvati und dem kleinen Kartikeya, und hinter ihm — offenbar in untergeordneter Stellung — Viſchnu und Brahma.

Auf die Frage, ob Viſchnuiten oder Sivaiten dieſes Heiligthum gebaut, antwortete mein Brahmine: Beide Secten waren ſonſt eins. Auf meine Gegenbemerkung, daß hier Siva und Viſchnu nicht als gleichberechtigte Götter auftreten, ſondern der eine ſich dem Gefolge des andern anſchließe, wußte er nichts zu erwiedern.

Eine ſehr belebte Hirtenſcene findet ſich in einem offnen Gebäude an der Oſtſeite des Felſens, in der Nähe des jetzigen Dorfes und der Brahminenwohnungen. Beſonders zeichnet ſich die Parthie aus, wo Kriſchna den Gowardhana-Hügel als Schirm über die Hirten hält, die der erzürnte Himmelsgott mit einem Sturme zu vernichten droht.

Nicht weit davon, an ſchroffer Felſenwand, ſieht man die weitaus umfänglichſte und dabei vollendetſte Gruppe. Die mannichfachen Figuren, — Menſchen, Affen, Löwen, Tiger, Antilopen, Vögel u. ſ. w. — die offenbar eine Waldſcene darſtellen, ſind in der That nicht ohne Geiſt. Ein Büßer — man giebt ihn für Arjuna aus — zieht be-

ſonders das Auge auf ſich. Er hält ſeine vertrockneten Arme über den Kopf empor, er hat ſeinen ebenfalls abgeſtorbnen rechten Fuß erhoben. Das Ganze geht über das Maß der gewöhnlichen Leiſtungen indiſcher Sculptur offenbar hinaus.

Von da begab ich mich gerade aus an die See, um auch den dortigen Tempel zu ſehen, der, wie mein Führer verſicherte, früher den Sivaiten gehörte. Es ſind eigentlich zwei dicht hinter einander ſtehende, jetzt zum Theil zerſtörte und ganz verlaßne Heiligthümer.

In dem öſtlichen, das von den Wellen des Meeres beſpült wird, erſcheint allerdings ein Siva mit Gliedern ſeiner Familie; in dem weſtlichen ſah ich einen Viſchnu auf der Schlange umgeſtürzt am Boden liegen.

Man hatte dort ringsumher gegraben, und Haufen zerbrochner Ziegelſteine zu Tage gefördert. Ich enthalte mich aller Muthmaßungen über dieſe Trümmer, aber ſo viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der mit dieſen Heiligthümern verbundne Ort einſt um ein Bedeutendes größer war.

Ich muß doch noch ſagen, in welcher Weiſe mein Führer die ſieben Pagoden zählte. Er rechnete die fünf zuerſt geſehenen Tempel unter den Palmyrapalmen ſüdlich von dem Dorfe, dann das Ganeſa-Heiligthum am nordöſtlichen Fuße des Hauptfelſens, und endlich die eben geſehne Pagode am Meere. Falls dieſe ſieben Bauwerke, von der See aus geſehn, ſich beſonders abheben ſollten — und das iſt nicht unwahrſcheinlich, — ſo dürfte er am Ende Recht haben. Die Bezeichnung würde dann von den Schiffern herrühren.

Ein angenehmer Südoſtwind verſüßte mir die langweilige Rückfahrt nach Sadras, die der Dunkelheit wegen vier Stunden koſtete. Ich hatte in Mamallapuram bei weitem weniger gefunden, als ich erwartet.

Am 31. Mai kehrten wir — nicht ohne einiges Grauen — nach der südindiſchen Capitale zurück. Da wir am hellen Tage abreiſten, ſo ſahen wir auch die nächſte Umgebung von Sadras, das in der That eine ziemlich große Oaſe in der umliegenden Sandwüſte bildet. Das erſte Dorf, durch das wir kamen, heißt Kunrattur „Bergdorf;“ es finden ſich auch wirklich loſe Felslager, von freilich nur geringer Erhebung, in der Nähe.

Noch ehe wir nach Tripalur (?) kamen, ſahen wir rechts den Felſen von Mamallapuram mit den ſieben Pagoden, beſonders die vereinzelte Tempelgruppe im Süden deſſelben ganz deutlich. In der Ferne zeigte ſich eine Unmaſſe von Ziehbrunnen zur Bewäſſerung der Felder, wie wir ſie in der Nähe von Madras öfters geſehen hatten.

Unter einer liſpelnden Pippal bei Tripalur (?) bereiteten wir Kaffee und fuhren dann, ſchon bei Mondenſchein, weiter. Die heilige Lampe auf dem Bergtempel leuchtete weithin durch die grünen Umgebungen. Es war eine der ambroſiſchen Nächte Südindiens.

Von da hatten wir noch zwei Dörfer zu paſſiren, ehe wir, durch immer dichtere Palmyra-Pflanzungen, in die wohlbekannte Herberge zu Vanien-Sattiram kamen. Dort verbrachten wir noch einen Tag voll Kühle und Ruhe. Erſt aber mußte ich den unverſchämten Muſelmann, der den Bungalow-Wirth machte, zur Ruhe bringen. Ich forderte eben bloß das Beſchwerdebuch; da warf er ſich — eben ſo kriechend, wie vorher frech — in ſeiner ganzen Länge auf die Erde nieder und bat in den flehendſten Ausdrücken um Verzeihung.

Erſt ſpät am folgenden Nachmittag brachen wir wieder auf. Der Weg nach Pappan Sattiram führte uns lange an einem Backwater und ſodann über eine große öde Fläche hin, zur Rechten ſtets ſalzbekruſtete Felder und Kokoshaine, die zuletzt in ſo regelmäßige Entfernung von einander traten, daß es mir ſchien als gehörten ſie ſämmtlich Einem Beſitzer.

Noch an demſelben Abend erreichten wir unſer liebes Vepery mit ſeinem heimiſchen Herde. Der Ausflug nach Sadras war unſre letzte weitere Tour in Indien. Oft noch wandelt der Geiſt zurück an das einſame Geſtade, das lebenſpendende Arznei in die müden gluth-erſchöpften Glieder hauchte.

IV.

Die neuere chriſtliche Miſſion unter den Tamulen.

1. Rückblick auf die ältere Geschichte der Ausbreitung des Christenthums.*

Die Ueberlieferung nennt den Apostel Thomas den Apostel der Hindu's auf den Küsten von Malabar und Coromandel und läßt ihn in Mailapur auf der letzteren als ein Opfer brahminischer Wuth fallen. (S. 113.) Könnte man diese Ueberlieferung auch nur in Bezug auf die Wirksamkeit desselben in Malabar über allen Zweifel hinaus stellen, so dürfte man in gewissem Sinne mit Recht behaupten, daß die Anfänge der christlichen Kirche unter den Tamulen bis in das erste Jahrhundert zurückgehn, denn die Bewohner der Malabar-Küste redeten von Hause aus dieselbe Sprache, wie die der Coromandel-Küste, des jetzigen Tamulenlandes, und nur erst in sehr später Zeit arbeitete sich das Malayalam — so heißt die Volkssprache in Malabar — als eine besondre Mundart des Tamulischen hervor. Allein die Richtigkeit jener Ueberlieferung, obschon sie in sich nicht unwahrscheinlich ist, läßt sich doch eben nicht genügend darthun, und wenn auch die Bevölkerung von Malabar als ursprünglich sprachverwandt mit der von Coromandel gelten muß, so hat sich ja doch im Laufe der Zeit ein trennender Sprach-Unterschied herausgebildet.

Daß zu Anfang des sechsten Jahrhunderts noch keine namhaften christlichen Gemeinden auf der Coromandel-Küste seßhaft waren, dür-

* Ein Mehreres siehe in meiner Abhandlung „Ausbreitung und Entwickelung der christlichen Kirche unter den Tamulen nach ihren Hauptmomenten" in einem der nächsten Hefte der historisch-theologischen Zeitschrift.

ſen wir wohl aus dem Berichte des Kosmas Indikopleuſtes mit ziemlicher Sicherheit folgern. Dieſer nämlich kennt allerdings chriſtliche Gemeinden in Kalliana (Kaljani bei Bombay), in Male (Malabar) und in Taprobane (Ceylon), „weiter hinaus jedoch keine.“ Sollte denn die Quelle, aus der ihm ſeine Kunde über die chriſtliche Kirche in Ceylon kam, von einer chriſtlichen Gemeinde auf der Coromandelküſte nichts gewußt haben, dafern nämlich eine ſolche damals ſchon beſtand? Bei der engen Verbindung, die zwiſchen Ceylon und der Coromandelküſte ſtatt fand, iſt das wenigſtens ſehr unwahrſcheinlich. So ſind denn die arabiſchen Schifferberichte um die Mitte des neunten Jahrhunderts, die Beituma (offenbar „Haus des Thomas“, das jetzige St. Thomé, oder Mailapur; ſ. S. 112) erwähnen, die erſten ſichern Spuren der chriſtlichen Kirche unter den Tamulen.[97] Dieſe beſtand ohne Zweifel aus ſogenannten Thomaschriſten[98] und war wohl von der Oſtküſte her eingewandert, wahrſcheinlich des Handels wegen, denn die Thomaschriſten in Malabar erſcheinen ſchon frühzeitig als ſehr betriebſame Kaufleute, und Mailapur war jedenfalls einer der bedeutendſten Punkte für den überſeeiſchen Handel der Oſtküſte, namentlich auch nach China.[99]

Die römiſche Miſſion[100] erreichte das Land der Tamulen erſt im Jahre 1532, und zwar an der ſogenannten Fiſcher-Küſte bei Tuticorin (S. 36). Von dort zog ſie ſich zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts landeinwärts nach Madura hinüber (Bd. IV, S. 243). Es war dieß im Ganzen derſelbe Weg, den die ariſche Anſiedlung in Südindien aller Wahrſcheinlichkeit nach gegangen.[101] In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde Tritſchinopoli, und um 1700 Aur der Brennpunkt jener Miſſionen. Die franzöſiſchen Jeſuiten von Pondichery, die ſeit 1695 ihren italieniſchen und portugieſiſchen Ordensbrüdern in Madura die Netze ziehen halfen, übermaſchten das Carnatic noch weiter mit neuen Miſſionspoſten.

Drei Männer treten in der Geſchichte des Entwickelungsganges, den die römiſche Miſſion unter den Tamulen nahm, als beſonders bedeutſame Geſtalten hervor: Franz Xavier, Robert de' Nobili und Beſchi. Der erſtere, brünſtigen Geiſtes, maß mit nacktem Fuß zu vier verſchiednen Malen als Evangeliſt den brennenden Sand der Küſte; leider hielt mit ſeinem glühenden Eifer die Geduld nicht gleichen Schritt. Er taufte zwar ganze Dörfer, ſo daß ihm in des Tages Laſt und Hitze oft die Arme vor Mattigkeit ſanken; allein das geringe Maaß innern Erfolgs, woran die Oberflächlichkeit ſeiner nur zu römiſchen Miſſionspraxis einen großen Antheil hatte, verſtimmte ihn, wie es ſcheint, ſo gründlich, daß er ſchon nach einer Thätigkeit von ſechs bis ſieben Jahren (1542 — 1548) dem Tamulenlande für immer den Rücken kehrte. Sein natürlicher Trieb in die Weite mag an dieſer Ungeduld mit Schuld haben. Hatte er ſich doch auch nie die Mühe genommen, die tamuliſche Sprache ordentlich zu erlernen.

Robert de' Nobili (1606—1648) dagegen, ein italieniſcher Jeſuit aus edlem Stamme, war ein Mann von der eiſernſten Beharrlichkeit. Er mochte ſich mit der Bekehrung der armen Küſtenſtämme nicht begnügen, über die ſchon ſein portugieſiſcher Ordensbruder vergebens hinausgeſtrebt hatte; er machte die Gewinnung der höhern Kaſten mitten im Lande zu ſeiner Lebensaufgabe und erſann ſich zu dieſem Zwecke ein Syſtem der Anbequemung, das ihm ſelbſt bedeutende Opfer auferlegte, die evangeliſche Wahrheit aber, ja auch die gemeine Wahrheit ſchweren Verletzungen unterwarf. Nicht nur daß er ſich für einen weſtlichen Brahminen ausgab und ſeine Abſtammung von Bra hm (er dachte dabei für ſich an den bibliſchen Gott) feierlichſt beſchwor; nicht nur daß er an ſich ſelbſt indiſche Ceremonien von mißdeutbarem Charakter verrichtete und an ſeinen Bekehrten Abzeichen von bedenklicher Bedeutung duldete; er trug ſogar kein Bedenken, die chriſtliche Kirche zu zertrennen, indem er für die niedern Kaſten eine niedre Art

von Miſſionaren einſetzte. Bei alledem gelang es ihm doch nicht, Viele aus dem Brahminenſtande, auf den er es ganz beſonders abgeſehen, für das Chriſtenthum zu gewinnen.

In dem italieniſchen Jeſuiten Beſchi, einem eben ſo ſprachbegabten als lebensgewandten Geiſte (Bd. IV, 41), der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auftrat, gipfelte der ſchon von ſeinem Landsmanne gemachte Verſuch, die heidniſche Literatur zu bemeiſtern und ihr eine chriſtliche entgegenzuſtellen. Er lebte und handthierte nicht bloß, ſondern dachte und ſchrieb auch wie ein Tamule, und zwar in ſo hohem Grade, daß er ſich ſelbſt unter den tamuliſchen Claſſikern einen Ehrenplatz zu erwerben wußte (Bd. IV, S. 327, Anm. 70.). Sein Name iſt noch immer der Stolz der römiſchen Chriſten im Tamulenlande.

Drei Umſtände hauptſächlich erſchwerten die Erweiterung ſowohl als die Feſtigung der römiſchen Miſſion im Tamulenlande: der Accomodationsſtreit, der ſchon unter Robert de' Nobili zwiſchen den Jeſuiten und den andern Orden, die vor deren Ankunft mit der indiſchen Miſſion beauftragt waren, hell entbrannte (1603 — 1623), im achtzehnten Jahrhundert (1703) aus der glühenden Aſche neu auffloderte und im Jahre 1744 mit der endgültigen Verdammung der jeſuitiſchen Miſſionspraxis ſeitens des „heiligen Vaters" ein eben nicht erbauliches Ende nahm; — ferner der allgemeine Krieg, der vom Jahre 1656 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Unordnung im ganzen Lande zur Ordnung machte oder doch die Gemüther in unerquicklicher Spannung hielt; — endlich der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, die nicht bloß die Aufmerkſamkeit der römiſchen Kirche von ihrer fernen Miſſionsthätigkeit ablenkte, ſondern auch ihre heimathlichen Miſſionsmittel um ein Bedeutendes ſchmälerte. Abbé Dübois, römiſcher Miſſionar in Südindien, ein Mann von der ſeltenſten Offenheit, der um Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die römiſchen Chriſten in Marava auf 30,000, in Madura auf

mehr denn 100,000, und im Carnatic auf 80,000 ſich belaufen läßt, jammerte im Jahre 1815, daß ſich damals kaum noch ein Drittel dieſer Summe in den betreffenden Diſtricten vorfände, und daß mit Ausnahme von Verapoly, wo äußere Beweggründe eine größere Anzahl alljährlich zum Uebertritt beſtimmten, neue Bekehrungen in ganz Südindien gar ſo ſelten wären.

Bald nach der Einnahme von Tuticorin (S. 34) und Nagapatnam (Bd. IV, S. 52.), — im Jahre 1658 — ſeitens der Niederländer, machte auch die reformirte Kirche Hollands von Nord-Ceylon und von der Weſtküſte des indiſchen Feſtlandes aus ihren erſten Miſſionsverſuch unter den Tamulen. Der berühmte Baldäus reiſte im Jahre 1661 nach Tuticorin, um „alle Kirchen längs des Seeſtrandes zu beſichtigen, und da es möglich wäre zu reformiren",[102] nachdem er ſchon ein Jahr vorher in Nagapatnam geweſen, „um die Kirchen allda von dem Sauerteig des Papſtthums zu ſäubern."[103] Allein die Paraver, die „nur den Glauben, das Vaterunſer und das Ave Maria wie die Papageien herzuplappern wußten" widerſtanden den allzuplumpen Bekehrungsverſuchen der Holländer auf das entſchiedenſte, und auch die evangeliſchen Beſtrebungen der letztern unter den Heiden ſelbſt machten ſo wenig Glück, daß die geſammte holländiſche Miſſions-Wirkſamkeit auf der Coromandel-Küſte mit der holländiſchen Herrſchaft ein faſt ſpurloſes Ende nahm.

Im Jahre 1621 bereits hatten die Dänen feſten Fuß in Trankebar gefaßt. Obſchon ſie daſelbſt eine katholiſche Kirche vorfanden und ſpäterhin auch von dem benachbarten Ceylon her durch die Miſſionsverſuche der reformirten Holländer, denen man wenigſtens den Eifer und einen gewiſſen Erfolg nicht abſprechen kann, an ihre Miſſionspflicht gemahnt wurden, ſo kam doch erſt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine lutheriſche Miſſion für die däniſchen Beſitzungen auf der Coromandel-Küſte in Oſtindien zu Stande.[104] Am

9. Juli 1706 landeten die zwei erſten däniſch-halleſchen Miſſionare in Trankebar, Ziegenbalg und Plütſchow, begannen ſchon im November deſſelben Jahres portugieſiſch und im Januar des folgenden Jahres tamuliſch zu predigen, und hatten im Mai die Freude die erſten fünf Taufen zu vollziehen. Im Juni legten ſie den Grundſtein zur erſten Kirche (der Jeruſalemskirche) und im Auguſt weiheten ſie dieſelbe ein. Nach Verlauf von anderthalb Jahren beſtand die geſammelte Gemeinde aus 100 Seelen. Gegen Ende des Jahres 1708 begann Ziegenbalg die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments ins Tamuliſche, die 1715 fertig gedruckt vorlag, während die Ueberſetzung des A. Teſt. bis zum Buche Ruth gediehen war, als Ziegenbalg zu Anfang des Jahres 1719 plötzlich das Zeitliche ſegnete. Nach dem Ableben Ziegenbalgs, den der König von Dänemark bei ſeinem Beſuche in Europa einige Jahre vorher zum Propſt der trankebarſchen Miſſion ernannt hatte, und dem nicht lange nach ſeiner Rückkehr die Freude zu Theil geworden war, die nach größerem Maßſtab erbaute „Neue Jeruſalemskirche" einzuweihen, ſah ſich der ſeit 1709 in Trankebar angelangte Miſſionar Gründler ganz allein an der Spitze der Miſſion und wartete im Vorgefühl des eigenen nahen Todes mit Angſt und Schmerzen auf Verſtärkung aus der Heimath. Noch gegen Ende des Jahres 1719 langten drei neue Sendboten an, die Francke in Halle — wahrſcheinlich aus Eiferſucht auf das im Jahre 1712 entſtandene Miſſionscollegium in Copenhagen, in welchem Männer der „orthodoxen" Richtung ſaßen — ohne die in Dänemark einzuholende Ordination hinausgeſchickt hatte, was denn wohl die Urſache wurde, daß nach Gründlers Ableben keiner dieſer Drei von Copenhagen zum Propſt ernannt wurde. Der bedeutendſte derſelben, Benjamin Schulze, wurde noch kurz vor Gründlers Tode im Jahre 1720 von demſelben ordinirt. Um dieſen Mann, der die kleine und dazu nicht gar gelungene Sammlung tamuliſcher Kirchenlieder von Ziegenbalg durch

einige, zum Theil treffliche Ueberſetzungen vermehrte und im Jahre 1725 die tamuliſche Bibel vollendete, ſchaarte ſich von nun an die trankebarſche Miſſion, bis derſelbe bald nach Ankunft drei neuer ſchon in Dänemark ordinirter Miſſionare, zu denen er ſich, wie es ſcheint, nicht recht zu ſtellen wußte, Trankebar verließ und in Madras auf Koſten „der Engl. Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß" die ſogenannte „britiſche Miſſion zu Fort St. George" gründete (1726).

In dem folgenden Zeitraume bis 1740, wo faſt ſtets vier bis ſechs Miſſionare in Trankebar zuſammen arbeiteten, traten, ohne gerade Miſſionare erſter Größe zu ſein, Preſſier und Walther beſonders hervor. Im Jahre 1733 that die trankebarſche Miſſion den erſten Schritt zu einer innern Entwickelung, indem man da den erſten Eingebornen, Aaron, zum Landgeiſtlichen ordinirte, und 1740 war ſie in ihrer äußeren Entwickelung ſo weit gediehen, daß ſich die Zahl der ſeit Anfang der Miſſion in die Gemeinde aufgenommenen Seelen auf 5600 belief.

Auch in der nun folgenden Periode, die außer dem Miſſionar John kaum einen andern hervorſtechenden Namen aufzuweiſen hat, kamen noch 5 Ordinationen eingeborner Geiſtlicher vor, und im Jahre 1788 fanden ſich nicht weniger als 17,716 Seelen in den Büchern der trankebarſchen Miſſion ſeit deren Gründung. Dennoch ſchritt die Miſſion, die durch das Eindringen der Jeſuiten eine kurze und durch die Niederlaſſung der Herrnhuter in Trankebar (Bd. IV, S. 24—25) eine längere Störung erlitt, hauptſächlich in Folge des in Europa immer mehr erkaltenden Glaubens ihrem innern und äußern Verfall entgegen, und im Jahre 1793 ſchreibt John, der ſich beſonders auf die Schulmeiſterei gelegt hatte und ſpäterhin mit bedeutenden Opfern von ſeinem eignen Vermögen Freiſchulen weit und breit errichtete: „Ein neuer redlicher Miſſionar würde uns zu großem Troſt und gro-

ßer Hülfe gereichen; findet man aber keinen zuverläſſigen Mann, ſo laſſe man uns lieber ausſterben."

Die Einnahme Trankebars ſeitens der Engländer (1808), ſo wie die darauf folgenden Kriegsjahre vollendeten den Ruin, und im Mai 1820 ſah ſich Miſſionar Kämmerer veranlaßt, 1300 der trankebarſchen Miſſion zugehörige Chriſten zwiſchen Combaconum und Trankebar ſammt 11 Katecheten, 11 Kirchlein und den dazu gehörigen liegenden Gründen der obenerwähnten engliſchen Geſellſchaft zu überlaſſen. Die trankebarſche Regierung ging im Jahre 1824 ſogar damit um, die Miſſion als Heiden-Bekehrungs-Anſtalt völlig abzuthun, und das Miſſions-Collegium in Copenhagen, das wenigſtens kein Geld mehr für die Ausbreitung des Chriſtenthums verwendet wiſſen wollte, vermochte faſt nur die einmal ehrwürdig gewordenen Namen „Miſſion" und „Miſſionar" zu retten. Man begnügte ſich eben, einen däniſchen Caplan für die däniſche Zions-Kirche in Trankebar zu unterhalten. Der letzte derſelben war Knudſen, der 1837 von Dänemark aus in Trankebar anlangte und daſſelbe ſchon nach wenigen Jahren wieder verließ.

Die trankebarſche Miſſion entſandte im Laufe der Zeit zwei Hauptzweige, den einen nach Norden (Madras), den andern nach Weſten (Tritſchinopoli und Tanjore). Die Pflanzung des Nordzweigs, der im Laufe der Zeit ſpäter meiſt wieder ſo gut wie abgeſtorbene Schößlinge an die Küſte hinab (Pulicat, Sadras, Cudelur u. ſ. w.) und bis Vellore ins Land hinein ſchickte, geſchah durch Schulze im Jahre 1726, wie wir bereits oben geſehen haben. Seiner Wirkſamkeit, die er durch Erlernung des Telugu und des Hindoſtani zu dem Tamul, wie es ſcheint, auf Koſten der Tiefe zu erweitern ſuchte, ſtellten die Katholiken anfangs das größte Hinderniß entgegen; dennoch war die neugeſammelte Gemeinde um 1730 bereits auf 200 herangewachſen. Ihm verdankt die chriſtliche Tamul-Literatur außer Liedern auch

die theilweiſe Ueberſetzung von Arndt's wahrem Chriſtenthum u. ſ. w., die aber keineswegs gelungen zu nennen iſt. Sein Nachfolger Fabricius (ſeit 1742), den man mit Rückſicht auf ſein ſtilles, etwas eingezogenes Weſen den Sanyaſi Ayir („Mönchs-Prieſter") nennt, während man Schwarz, wohl im Hinblick auf ſein freies, imponirendes Weſen, den Raſa Ayir („Königs-Prieſter") heißt, gab dem tamuliſchen Geſangbuche ſowohl, als der Bibel diejenige Vollendung, die trotz mancher immer noch anklebenden Mängel eine durchaus neue Ueberſetzung ſchwerlich je aufkommen läßt, indem ſie nur einer leiſe nachbeſſernden Hand bedarf. Der franzöſiſche Krieg, der um die Mitte des Jahrhunderts Alles in Verwirrung ſetzte, und wobei Madras mehr als einmal geplündert wurde, ſo wie die traurigen Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit in Bezug auf anvertraute Gelder, legten ſeiner Wirkſamkeit, die eine Zeit lang vom Miſſionar Breithaupt unterſtützt wurde, bedeutende Hinderniſſe in den Weg. Dennoch wird ſchon im Berichte von 1773 die Geſammtſumme der vom Anfang an in die Gemeinde aufgenommenen Seelen zu 2201 angegeben, und das Eroberungs-Glück der Engländer brachte der Miſſion eine Druckerei, die zugleich den Vortheil bot, eingeborene Chriſten zu beſchäftigen. Im Jahre 1749 wurde Vepery, eine Vorſtadt von Madras, der Hauptſitz der Miſſion, ohne daß man jedoch die ſogenannte „Schwarze Stadt" aufgab. Nach Breithaupt's Tode trat Guerike dem in Mühſeligkeiten aller Art ſchnell ergrauten Fabricius zur Seite, und von 1788 an übernahm derſelbe mit geſchickter Hand die Leitung der Miſſion ſelbſt und fügte dazu die Aufſicht über das von Lady Campbell geſtiftete „female asylum". Mit Guerike ſtarb 1803 der letzte bedeutende Madras-Miſſionar. Sein Nachfolger Rottler, der in ſeinem etwa 54. Lebensjahre von Trankebar nach Madras kam, widmete ſeine Hauptaufmerkſamkeit der Abfaſſung ſeines tamuliſch-engliſchen Wörterbuchs, ſo wie der Ueberſetzung des

anglikaniſchen Common Prayer Book und ſuchte ſich daneben durch botaniſche Sammlungen um die Wiſſenſchaft verdient zu machen; er ſcheint ſich weder als Paſtor noch als Miſſionar um die Eingebornen ſehr gekümmert zu haben. Leider konnte der etwas unordentliche Päzold, den er von 1804 bis 1817 zum Mitarbeiter hatte, und auf dem die Sorge für die Miſſion hauptſächlich ruhte, den greiſen Rottler in dieſem Stücke nicht ergänzen. Haubroe aber, der ihm nachher als Gehülfe beigegeben wurde, und der durchaus nicht zu ihm paßte, ließ ſich unter fremdem Einfluß zu unreifen Maßregeln wider die Kaſten-Einrichtung verleiten und zerrüttete ſo die Gemeinde, ſtatt ſie von innen heraus zu erbauen, äußerlich und innerlich noch vollends (1820).

In dem Tanjoreſchen hatten ſich von Trankebar aus und in unmittelbarer Verbindung mit Trankebar ſchon ſehr frühzeitig einige Gemeindlein gebildet, die von eingebornen Katecheten beſorgt wurden. Aber erſt im Jahre 1762 ließ ſich der nachher ſo berühmt gewordene und von den Eingeborenen noch ſtets „Vater" genannte Schwarz in der Stadt Tritſchinopoli nieder (über die damals ein dem Könige von Tanjore zinspflichtiger muſelmänniſcher Nabob herrſchte) — ſo jedoch daß er ſich ſehr bald unter das Patronat der engliſchen Geſellſchaft für Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß ſtellte. (Bd. IV, S. 81.) Im J. 1778 machte er die Stadt Tanjore (Bd. IV, S. 10, 226.) zu ſeinem Hauptaufenthalt und arbeitete, von ſechs ſelbſtgebildeten eingeborenen Katecheten unterſtützt, in ſolcher Einfalt und mit ſolchem Segen, daß muſelmänniſche, heidniſche und chriſtliche Gewalthaber den Mann in dem ſchlichten abgetragenen Rocke als ihren Freund und Rathgeber ehrten. Sein Hauptgehülfe war der von ihm ſelbſt zum Miſſionsdienſt erzogene Sohn des trankebarſchen Miſſionar Kohlhoff, der nach Schwarz's Tode (1798) noch bis ziemlich an die Mitte des laufenden Jahrhunderts hinan mit ſolchem Erfolge fortwirkte, daß im

Jahre 1825 die dort gesammelten Gemeinden mehr als 2000 Seelen zählten.

Von da aus senkte sich schon im Jahre 1778 ein Nebenzweig nach Tinnevelly im Süden ab, der in der neuern Zeit in mancher Beziehung zur Krone der tamulischen Missionen geworden ist, und zwar zunächst durch Schwarz, der die dort gesammelten Gemeinden durch den später zum Landprediger ordinirten Sattiananden bedienen ließ, während Missionar Jänicke, der 1788 nach Indien kam und 1800 starb, von Tanjore aus jene Gemeinden mehr als einmal bereiste. Ein paar Jahre nach dem Tode des Letzteren fand auch Guerike von Madras seinen Weg dorthin und taufte in ziemlicher Eile mehr als 1000 Seelen, und obschon in der bald nach Guerikes Weggang ausbrechenden Verfolgung viele der rasch Gesammelten eben so rasch wieder in's Heidenthum zurückfielen, so ging doch das einmal begonnene Werk durch die Hände eingeborner Arbeiter mit mehr oder minder Erfolg fort, und die dortigen mit der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß verbundenen Gemeinden zählten 1825 bereits über 4000 Seelen.

In dem eben genannten Jahre übergab die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß ihre gesammten indischen Missionen an die Schwester-Gesellschaft „zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern", und das auf Anregen des Bischofs von Calcutta auch in Madras gebildete Diöcesan-Comité übernahm forthin die unmittelbare Leitung sämmtlicher Missionen in der Madras-Präsidentschaft. Es wußte auch, auf allerlei Bei- und Umwegen, wobei die Schwachheit des alten Rottler trefflich zu statten kam, die sehr bedeutenden Privatvermächtnisse, die Schwarz und Guerike für Tanjore und Vepery hinterlassen hatten, unter seine Verfügung zu bringen. Wie im Schlafe wurden die alten lutherischen Gemeinden im Tamulenlande der anglikanischen Kirche einverleibt.

Die römiſche Miſſion.

Der ſiebente Auguſt des Jahres 1814 rief die Jeſuiten auf den verödeten Schauplatz ihrer erfolgreichen Thätigkeit zurück, und der 3. Mai des Jahres 1822 ſah die Miſſionsanſtalt von Lyons entſtehen, die — um mit den Römern zu reden, „als ein von Gott übereitetes Werkzeug, in dieſen letzten Zeiten die katholiſchen Miſſionen über die ganze Welt hin zu unterſtützen" — ſo reißende Fortſchritte machte, daß ſie in ihren Einnahmen die ſchon ſeit 1799 beſtehende „Kirchliche Miſſionsgeſellſchaft" der Anglikaner nach 17 Jahren durch eine Mehreinnahme von faſt 9000 Pfund überflügelte. Von den morgenländiſchen Schismatikern, die man römiſcherſeits zuerſt in's Auge faßte, wandte man ſehr bald den Blick nach Oſtaſien, als auf denjenigen Punkt, von dem aus man den aſiatiſchen Coloß am leichteſten und ſicherſten zu bewältigen hoffte. Kein Wunder daher, wenn man nun namentlich auch die Miſſionen im Tamulenlande, wo bereits ſo viel erreicht — und wieder verloren war, neu aufzurichten und nach Kräften zu verſtärken ſuchte. Pondichery iſt ſeitdem der Haupt-Ausgangspunkt für die römiſchen Miſſionen unter dem Volke der Tamulen geworden, und franzöſiſche Prieſter, theils von der Geſellſchaft Jeſu (wie in Madura), theils von dem auswärtigen Miſſions-Seminar, ſtehen an der Spitze derſelben. Neben ihnen arbeiten jedoch auch iriſche Prieſter, wenigſtens, ſo viel ich weiß, in Madras. Sämmtliche Miſſionen der römiſchen Kirche unter den Tamulen ſind den Vicariaten von Madras und Pondichery unterworfen.

Folgendes iſt die zum Theil freilich auch andre Gebiete mit in ſich faſſende Statiſtik über die tamuliſchen Miſſionen, welche die Jahrbücher der Glaubens-Verbreitung in ihrer Juni-Nummer für 1839

geben: 1) Apoſtoliſches Vicariat von Madras: 1 Biſchof, 1 Coadjutor, 11 Prieſter, 11 Kirchen oder Capellen, ein kleines Seminar, ein Waiſenhaus, 100,000 Katholiken. 2) Apoſtoliſches Vicariat von Pondichery: 22 Prieſter des auswärtigen Miſſionsſeminars mit 3 eingeborenen Geiſtlichen, 13 Väter von der Geſellſchaft Jeſu, 230,000 Katholiken.

Die tamuliſche Druckerei der römiſchen Miſſion zu Pondichery zeigt ſich in der neueſten Zeit außerordentlich thätig, und die dortigen Miſſionare vom auswärtigen Miſſionsſeminar leiten ſeit 1846 ein „Collége", mit einem „vollſtändigen Unterrichts-Curſus nach denſelben Grundſätzen und in demſelben Umfange wie die Univerſität von Frankreich." So iſt denn Pondichery nicht bloß der Haupt-Ausgangspunkt, ſondern auch der eigentliche Heerd der römiſchen Miſſionen im Tamulenlande.

Die römiſchen Miſſionare im Tamulenlande entwickeln eine äußerſt rührige Thätigkeit; ſie ſcheuen keine Mühe, wo es etwas in ihre Scheunen zu ſammeln giebt, und keine Koſten, wo ſie durch den Bau von Kirchen und Capellen Neues anzuziehen und Altes zuſammenzuhalten hoffen dürfen. Ein großer Dämpfer aber liegt auf ihren geſammten Miſſionsbeſtrebungen, denn die Uneinigkeit zwiſchen dem römiſchen Stuhle und dem Erzbisthum von Goa, die ſchon ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts den Gang der ſüdindiſchen Miſſionen und darunter auch der tamuliſchen bedeutend aufgehalten hatte, wurde im Jahre 1838, wo der Papſt die portugieſiſchen Bisthümer von Cranganore, Cochin und St. Thomé aufhob und die betreffenden Gebiete der Gerichtsbarkeit ſeiner apoſtoliſchen Vicare unterſtellte, zu einem offenbaren, weit verheerenden Schisma. Der kirchliche Schwerpunkt der Goa-Schismatiker im Tamulenlande liegt ſeitdem in St. Thomé (S. 113); ſie ſollen allein im Diſtrikte von Madras nahe an 200,000, neben 100,000 Römern, zählen. Tief geht die Feindſchaft zwiſchen

beiden Partheien, und obſchon in der Regel die Goa-Prieſter, meiſt Eingeborne oder landesgeborne Miſchlinge, den römiſchen an Charakter und Bildung weit nachſtehen, ſo thun ſie doch dieſen immerhin einen nicht unbedeutenden Abbruch, ſchon dadurch daß ſie wider die vielgerühmte Einheit der ſogenannten katholiſchen Kirche durch ihre bloße Exiſtenz Zeugniß ablegen.

Es iſt vielleicht zu hoch gegriffen, wenn man die katholiſche Geſammtbevölkerung im Tamulenlande, mit Einſchluß der Indoportugieſen und der ſämmtlichen Schismatiker, auf eine halbe Million anſchlägt. Aber ſelbſt wenn dieſe Summe einen bedeutenden Abzug zu erleiden hätte, — die Erfolge der römiſchen Miſſion in Rückſicht auf die Zahl laſſen ſich in keinem Falle als ganz gering bezeichnen. Brahminenbekehrungen blieben ſelbſt in der beſten Zeit ſporadiſch; gegenwärtig beſchränken ſich die Erfolge faſt ausſchließlich auf die Pariahs (Bd. IV, S. 83); die katholiſchen Sudra-Gemeinden ſtammen meiſt aus der älteren Zeit. Keine andre Miſſion unter den Tamulen aber dürfte ſogenannte „reſpectable" Chriſten, ſelbſt in hohen Aemtern und Ehren, in gleicher Anzahl aufzuweiſen haben, als die römiſche.

Trotzdem iſt den Römern die Heranbildung eines einheimiſchen Prieſterſtandes, an den doch am Ende verhältnißmäßig geringe Anforderungen geſtellt werden, noch nicht gelungen. Ihr geſammtes Schulweſen liegt tief im Argen; an tüchtigen Elementarſchulen fehlt es faſt in allen Gemeinden. Natürlich iſt unter ſo bewandten Umſtänden die Unwiſſenheit eben ſo allgemein als groß. Man hält das chriſtliche Volk durch pomphafte Proceſſionen in guter Laune (S. 114—115), wo aber bleibt bei ſo loſer Erbauung die chriſtliche Charakterbildung — dort in der anſteckenden Atmoſphäre des indiſchen Heidenthums? Es giebt nur ſehr, ſehr Wenige unter den römiſchen Chriſten aus den Eingebornen, denen man bei näherer Berührung den veredelnden Einfluß des Chriſtenthums anmerkt.

Abbé Dübois lernte während seiner 25jährigen Wirksamkeit in Südindien unter seinen Bekehrten „auch nicht einen aufrichtigen und ungeheuchelten Christen kennen"; P. Bouchet dagegen läßt seine Christen zu Madura „nach Empfang der Taufgnade wie Engel" leben. Die Wahrheit liegt wohl bei weitem mehr nach des Ersteren, als nach des Letzteren Seite zu.

Die Mission der anglikanischen Propaganda.

Ein Jahr nachdem die Gesellschaft zur „Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern" die bisher von der Schwestergesellschaft gepflegten Missionen (S. 217) im Tamulenlande übernommen hatte, 1826 nämlich, betrug die Zahl der Gemeindeglieder auf 5 Stationen (Vepery, Cudelur, Tanjore, Tinnevelly, Tritschinopoli) 8352 Seelen; die darauf verwendeten Arbeitskräfte aber bestanden in sechs Missionaren und in 141 Katecheten und Lehrern aus den Eingebornen. Nach Verlauf von zehn Jahren finden wir auf 7 Stationen 11,743 Gemeindeglieder, 13 Missionare und 187 andre Arbeiter aus den Eingebornen mit 8 „ostindischen" Katecheten.

Daß die Mission zur Zeit, wo die Gesellschaft sie übernahm, nicht im besten Stande sein konnte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß die 12 Hauptstationen derselben nur mit 5 Missionaren bedacht und diese noch dazu auf bloß 3 Posten vertheilt waren. Fünf andere Missionare wurden zwar bis zum Jahre 1831 der Reihe nach ausgesandt, allein eben so viele starben während derselben Zeit dahin oder mußten ihren Posten verlassen, so daß am Ende des Jahres 1832 der

Stand der Dinge in dieſer Beziehung genau derſelbe war, wie im Jahre 1825. Erſt von 1836 an, wo in Folge neuer kirchlicher Anordnungen die Madras-Präſidentſchaft in eine beſondere Diöceſe umgeſtaltet und der bekannte Freund und Förderer der Miſſionen Corrie zum Biſchof ernannt wurde, nahmen die Miſſionsbeſtrebungen der Geſellſchaft, die als „incorporated Society" mit der anglikaniſchen Kirche als ſolcher in der engſten Verbindung ſteht, einen kräftigern Gang. Die größeren Miſſionsgebiete wurden in kleinere Bezirke zerlegt und mit einer größeren Anzahl von Miſſionaren verſehen.

1842 nahm man eine Reviſion des von Rottler überſetzten Common Prayer Book vor und 1844 errichtete man zwei Seminare, das eine zu Vediarpuram bei Tanjore, das andere zu Sawyerpuram in Tinnevelly, zur Heranbildung von Lehrern, Katecheten und Paſtoren. In demſelben Jahre wurde der letzte lutheriſch ordinirte Miſſionar zu Tanjore, der jüngere Kohlhoff, durch den Tod hinweggenommen. Eine mittelſt Privat-Sammlung errichtete Kirche zu Crungalore bei Tritſchinopoli, wo der Sohn deſſelben den Miſſionsberuf im dritten Gliede fortſetzt, ehrt das Andenken dieſes in vieler Hinſicht verdienten Mannes.

Die Anſtrengungen der Geſellſchaft zum äußern und innern Ausbau der Miſſionen in der darauf folgenden Periode ſind von der Art, daß jede andere Geſellſchaft von minder kirchlichem Charakter und von geringeren Mitteln wohl dahinten bleiben muß. Sie errichtete innerhalb der Madras-Präſidentſchaft von Anfang 1845 bis Ende 1850 nicht minder als 15 Kirchen und 50 Kapellen, 2 Seminare und 30 Schulgebäude, 10 Miſſionshäuſer und 30 Häuſer für Schullehrer und Katecheten und verausgabte dafür die bedeutende Summe von 93,186 Rupies. Während deſſelben Zeitraums koſteten ihr die dortigen 36 Miſſionare 323,692 Rup., die 200 Katecheten 134,636 R. und eben ſo viele Schullehrer 255,350 Rup.

Mit Einſchluß der ſoeben genannten Summen und verſchiedener anderer Miſſionsausgaben wandte demnach die Geſellſchaft in den ſechs Jahren von 1845 bis 1850 die ungeheure Summe von 996,979 — alſo faſt eine Million — Rupies an den äußern und innern Ausbau ihrer Miſſion in der Madras-Präſidentſchaft. Ungefähr zwei Drittel dieſer Summe wurden von heimathlichen Beiträgen gedeckt, während das andere Drittel aus „appropriated Funds", Ländereien und Sammlungen in Indien ſelbſt beſchafft wurde.

Innerhalb deſſelben Zeitraums wurden 649 Proſelyten aus der römiſchen Kirche aufgenommen und außer 2583 Kindern 675 Erwachſene aus den Heiden getauft.

Im Jahre 1854 beſaß die Geſellſchaft 155 Kirchen, 25 Pfarrwohnungen, 171 Katechetenhäuſer, und 109 Schulzimmer.

Ich führe nun meine Leſer auf die einzelnen Miſſionsgebiete. Die dabei zu gebende Statiſtik iſt dem „Miſſionary Regiſter" von 1855 entnommen.

Tinnevelly, Ramnad und Puducottah. Die Tinnevelly-Miſſion, die nach Jänicke's Tode (1800) lange nur von eingebornen Arbeitern bedient wurde, iſt gegenwärtig in fünf Bezirke: Nazareth (S. 44), Mutelur (S. 46), Sawyerpuram (S. 40), Ideyengudi, und Chriſtianagaram, abgetheilt; jeder derſelben hat ſeinen Kreis von Dorfgemeinden, ſeine Koſt- und Tagsſchulen, ſeine Katecheten, Leſer und Schullehrer und darüber ſeinen Miſſionar, während das Ganze mit einem Central-Seminar verſehen iſt.

Die dortige Miſſion hat es meiſt mit ſogenannten Schanar's (Bd. IV, S. 183) zu thun. Auf keinem Gebiet in Südindien iſt der Andrang zum Chriſtenthume ſo ſtark als grade hier. Schon hat faſt ein Drittel der geſammten Schanar-Bevölkerung das Chriſtenthum angenommen. Da die Hindu's in der Regel nur innerhalb der eigenen Kaſte heirathen, ſo kann es kaum fehlen, daß in demſelben Maaße, als die chriſtliche Partei an Zahl und Bedeutung gewinnt, die Heirath ſelbſt zu einem Mittel wird, dieſen und jenen in die chriſtliche Gemeinſchaft hineinzuziehen.

Miſſ. Caldwell, der, wie der Herausgeber des Madras Quarterly Miſſ. Journal bemerkt, in ſeinem Urtheil über Miſſions-Erfolge eher auf Seite unterſchätzender Strenge als überſchätzender Parteilichkeit irrt, bringt unter andern folgende Thatſache bei, um den innern Fortſchritt des Miſſionswerks auf ſeiner eignen Station Ideyengudi zu bezeichnen. Erſtens: Im Jahre 1844 waren bloß ungefähr 50 erwachſene Chriſten (Katecheten und Schullehrer eingerechnet) im ganzen Diſtricte, die leſen konnten, und darunter nur drei Frauenzimmer. Zu Anfang 1851 konnten mehr denn 200 leſen, und darunter befand ſich eine ziemliche Anzahl von Frauen und Mädchen. Jeder Leſer beſaß eine Bibel oder doch ein Neues Teſtament, ein Gebetbuch und ein Liederbuch, und die Hälfte des leſenden Theils der Gemeinde gab einen monatlichen Beitrag zur Anſchaffung einer Leſebibliothek. Zweitens: Im Jahre 1844 belief ſich die Zahl chriſtlicher Schulkinder auf 277, zu Anfang 1851 auf mehr als 400, und zwar gingen dabei Knaben und Mädchen zu gleichen Theilen. Drittens: Von 1844—1849 wurden jedes Jahr im Durchſchnitt nur 20 Erwachſene getauft; im Jahre 1850 empfingen 70 Erwachſene die heil. Taufe an Einem Tage. — Kommt nun zu dieſen Thatſachen noch die Bemerkung, daß im Jahre 1844 der religiöſe Stand der betreffenden Gemeinden ſo niedrig war, daß Miſſionar Caldwell damals eine beträchtliche Zeit lang nur Einen regelmäßigen Communicanten hatte, der nicht zu dem von der Miſſion verſorgten Theile der Gemeinde gehörte, ſo liegt es klar genug am Tage, einerſeits daß die ſogenannte allgemeine Erweckung in Tinnevelly wahrlich keine pfingſtliche Ausgießung des heil. Geiſtes zu nennen iſt, andrerſeits aber auch, daß eine treue ſeelſorgerliche Pflege ſelbſt in ſolchen Gemeinden einen großen Segen ſtiften kann, die dem größten Theile nach aus äußeren Gründen zum Chriſtenthume herübergekommen ſind.

Es iſt hier bei dieſer überſichtlichen Darſtellung der tamuliſchen Miſſion nicht möglich, jeden einzelnen Miſſions-Diſtrict in Tinnevelly näher zu charakteriſiren, thut auch am Ende nicht ſo noth, indem die Miſſions-Arbeit daſelbſt, weil faſt ausſchließlich auf eine und dieſelbe Volksklaſſe gerichtet, im Ganzen daſſelbe Gepräge zeigt. Ein ganz eigenthümlicher Zug dieſer Miſſion aber iſt es, daß man hier auf einzelne, faſt durchgängig chriſtliche Dörfer ſtößt, dafern man die Katechumenen als chriſtliche Bevölkerung im weitern Sinne gelten läßt. Dieß iſt beſonders im

Diſtricte Nazareth der Fall. Die N. Miſſion umfaßt 17 Dörfer, faſt ſämmtlich innerhalb 2 engl. Meilen von Nazareth gelegen, und nicht minder als 6 davon ſind in dem vorhin erwähnten Sinne als chriſtlich zu bezeichnen. Ein anderer wohlthuender Zug dieſer Miſſion beſteht darin, daß die Gemeinden im Ganzen willig ſind, für Kirchenbau, Armenkaſſen und ſonſtige Liebeszwecke nach Kräften beizuſteuern, und es iſt nur zu wünſchen, daß in dieſer Beziehung nirgends Etwas forcirt werde. Soll ich noch eine dritte anſprechende Eigenthümlichkeit dieſer Miſſion namhaft machen, ſo weiſe ich auf den großen Eifer hin, womit die Geſellſchaft darauf hinarbeitet, allenthalben, wo irgend nöthig, anſtändige und freundliche Kirchen und Kirchlein aufzubauen und ſo die Gemeinden auch äußerlich feſt zu gründen.

Die Miſſionare des Tinnevelly- ſowohl als des Tanjore-Kreiſes bilden eine Art Local-Comité, das von Zeit zu Zeit zuſammentritt, um die eingebornen Arbeiter zu prüfen und an diejenigen, welche die beſte Preisaufgabe geliefert haben, der Ermuthigung halber kleine Preiſe auszutheilen.

Ueber die Miſſion zu Ramnad und Pudukottah ſ. B. IV. S. 255—256.

Tanjore mit Canangudy, Vediarpuram, Budalur und Aneikadu. 5 Stationen, 6 Miſſ., 26 einh. und 3 landesg. Katech., 11 Lehrer, 783 (?) Comm., 1416 Get., 33 Schulen mit 761 Knaben und 141 Mädchen. Die Miſſion in der Stadt Tanjore, die ſich bis ziemlich an die Mitte des laufenden Jahrhunderts heran der Wirkſamkeit eines lutheriſchen Miſſionars erfreute, bietet ein ganz anderes Bild als die ſoeben beſprochene Tinnevelly-Miſſion, einmal mit Rückſicht auf ihr Alter und ſodann mit Rückſicht auf die Volksklaſſen, aus welchen die dortige Gemeinde zuſammengeſetzt iſt. Sie wurde nämlich urſprünglich aus höheren und niederen Kaſten zugleich geſammelt, ſo daß neben Paller, Pariah und Schanar auch Kaller, Achampadier und Vellaler vorkommen. „Hier", ſo ſagt ein Berichterſtatter in dem M. Q. Miss. Journal (Oct. 1851), „war man von Anfang an, wenn auch vielleicht nur ſchweigend, darüber einverſtanden, daß die verſchiedenen Kaſten in verſchiedenen Straßen leben und in der Kirche ihrem Range gemäß ſitzen und zum Tiſche des Herrn treten ſollten, — daß außerhalb der Kirche die höheren Kaſten von einem ebenbürtigen Katecheten zu bedienen und Hochzeit und Begräbniß in Anbequemung an den Brauch der betreffenden Kaſte zu feiern wären, ſo jedoch daß alle abgöttiſchen Cere-

monien dabei gemieden würden. Dieß ungefähr iſt die Geſtalt, in welcher die Kaſte ſich hier ſowohl als anderwärts in den alten luther. Miſſionen zeigte. Wir behaupten jedoch nicht, daß dieſe Kaſtenübel auch jetzt noch in demſelben Umfange vorhanden ſind; im Gegentheil, es iſt mit der Zeit eine große und merkliche Verbeſſerung eingetreten. Wir behaupten nur, daß jede Miſſion, die in demſelben Geiſte geführt wird, wie jene begonnen wurde, allenthalben dieſelben Phaſen zeigen wird. Kurz, die früheren Miſſionen warfen den Convertiten ſo wenig als möglich Hinderniſſe in den Weg und gaben ſich die äußerſte Mühe, die eingebornen Gemeinden in jeder geſetzmäßigen Weiſe zu heben, und da einige derſelben Leute von Einfluß waren, ſo gelang es ihnen, mehreren ihrer Convertiten eine achtbare Stellung zu verſchaffen, was nicht wohl angegangen wäre, hätte man die Kaſte vollſtändig aufgegeben." So weit der Berichterſtatter, der, nach dem Uebrigen zu ſchließen, zu den radicalen Bekämpfern der Kaſte zu gehören ſcheint und hier wohl halb wider Wiſſen und Willen im Ganzen den Lobredner der alten lutheriſchen Miſſionare macht. Ich überlaſſe es meinen Leſern ſelbſt, ſich ihre Bemerkungen zu dieſen eigenthümlichen Angaben zu bilden und füge nur noch hinzu, daß die verſuchte Durchführung der neuen Maßregeln auch im Tanjoregebiete zu mancherlei Spaltung und in Folge davon zu einer äußern Schwächung der Gemeinde geführt hat.

Da es ſich, wie geſagt, im Tanjoreſchen um ſehr alte und aus den verſchiedenſten Volksklaſſen geſammelte Gemeinden handelt, ſo ſtellt ſich hier die Kaſtenfrage natürlicher Weiſe ganz anders, als in den Tinnevelly-Gemeinden, wo faſt alle Glieder, die nicht im Solde der Miſſion ſtehen, „einer und derſelben Kaſte zugehören und zwar einer ſo niedrigen, daß ſie ſelbſt als Heiden wenig Schwierigkeit fanden mit einer noch niedrigern Kaſte zu eſſen und zu trinken." Hören wir, wie ſich der obenerwähnte Caldwell, der zu den gemäßigten Beſtreitern der Kaſte zu gehören ſcheint, über ſeine desfallſigen Beſtrebungen ausſpricht:

„Im Jahre 1844 fing mein Kampf mit der Kaſte an und ich hatte zu dem Ausgang deſſelben kein beſonderes Vertrauen. Seitdem iſt der Kaſtenunterſchied aus allen Koſtſchulen gewichen, und alle eingebornen Lehrer, die einer niederern Kaſte angehören als die Vellaler, haben ſich allmählig überreden laſſen, ſie öffentlich aufzugeben. Im letzten Jahre ſind

auch meine Vellaler Katecheten dem moraliſchen Einfluſſe gewichen; man hat auch bei mehrern Hochzeiten Leute der niedrigſten Kaſten eingeladen und ſie mit derſelben Achtung, wie andere, behandelt, und in der allerneueſten Zeit ſind ſelbſt die Communicanten zu Ideyengudi auf eignen Antrieb, und zunächſt ſelbſt ohne mein Wiſſen, unter ſich eins geworden, ſich ohne Rückſicht auf Kaſte zu gegenſeitiger Erbauung in ihren Häuſern zu verſammeln."

Aus dem Geſagten erhellt jedenfalls, daß M. Caldwell mehr den Weg allmähliger Ueberzeugung als ſchroffer Gewalt geht, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Weg innerer Ueberzeugung auch in Tanjore, wo die höhere Stellung einzelner Gemeindeglieder im bürgerlichen Leben die Kaſtenaufgabe um ein Bedeutendes erſchwert und der religiös und ſittlich verſunkene Zuſtand der Gemeinde im Allgemeinen auf ein nur innerlich zu beſeitigendes, viel tiefer gehendes Uebel hinweiſt, beſſere Frucht zu bringen geeignet iſt, als der Weg äußerer Maßregeln, die im beſten Falle doch nur „neue Lappen auf alte Kleider" flicken. So viel von der Kaſte, die ich hier, wo ſie die Lebensfrage der Miſſion bildet, nicht unberührt laſſen konnte. (S. 101—106.) Die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Katechumenen auf den Stationen im Tanjore-Diſtrict ſowohl, als in den übrigen Miſſionen der Geſellſchaft (mit Ausnahme derer in Tinnevelly) ſcheint, zum Theil wenigſtens, in Verbindung zu ſtehen mit der Art und Weiſe, wie man dort die Kaſtenſache behandelt.

Von den Nebenpoſten iſt beſonders Vediarpuram wichtig, inſofern damit ein Seminar verbunden iſt. (B. IV. S. 224.) Die übrigen Stationen im Tanjore-Diſtrict bieten nichts Beſonderes. Ich erwähne nur noch, daß auch die Miſſion zu Canangudi, jetzt eine der blühendern Miſſionen im Tanjore-Gebiet, auf den ehrwürdigen Namen Schwarz zurückweiſt. Der König von Tanjore nämlich legte unmittelbar den Grund dazu, als er in dankbarer Erinnerung an ſeinen geliebten Jugendlehrer daſelbſt eine Schule für die Erziehung von 50 chriſtlichen Kindern gründete.

Tritſchinopoli, Erungalore, Madura und Dindigal. 4 Stationen, 5 Miſſ., 35 einh. Geh., 16 einh. u. 2 landesg. Katech., 2 Lehrer, 687 Comm., 2194 Get., 24 Schulen mit 524 Knaben und 123 Mädchen. — Auch die Miſſion zu Tritſchinopoli hat ſo ziemlich daſſelbe Ge-

ſicht wie die Miſſion in der Stadt Tanjore. Dagegen iſt die viel jüngere Miſſion zu Erungalore, die durch den Nordarm des Cavery (den Coleroon) von den Miſſions-Diſtricten in Tanjore und Tritſchinopoli abgegrenzt wird, in ihrem Urſprung eigenthümlich. Miſſionar Schwarz machte auch hier die erſten Verſuche; die römiſchen Prieſter aber, die auf den damaligen Nabob einen bedeutenden Einfluß übten, hinderten ihn an der Fortſetzung dieſer Verſuche. Erſt im Jahre 1830 ſammelte ſich daſelbſt eine Gemeinde aus römiſch-kathol. Proſelyten. Sie gehörten urſprünglich einer Gebirgsjäger-Kaſte zu und wurden wegen ihrer Geſchicklichkeit im Zielen und Treffen von dem ehemaligen Hindu-Polygar von Turiur zum Kriegsdienſt gebraucht und nachher für geleiſtete gute Dienſte mit Land belehnt. Daher findet ſich auch noch heut zu Tage der Titel Serveikaren, d. i. Hauptmann, hie und da unter ihnen vor. Die Jeſuiten-Miſſionare von Madura her bekehrten dieſelben vor etwa 150 Jahren zur röm. Kirche. Sie wurden aber ſpäter von europäiſchen römiſch-kathol. Miſſionaren gänzlich vernachläſſigt und ſchloſſen ſich daher in dem obengenannten Jahre der anglik. Kirche an, die ſie durch ihre Nachbarſchaft mit Tritſchinopoli kennen gelernt hatten. Sie wohnen von den weſtlichen Grenzen der Provinz Tanjore bis zu den Hügelreihen jenſeit Tritſchinopoli (etwa 20 engl. M.) Ihr Hauptquartier iſt Porthagudi, wo früher ein vom Biſchof von Cranganore ernannter Prieſter wohnte. Im Jahre 1850 hielten ſich 4 franzöſiſche Prieſter in dem Diſtricte auf. Die Miſſionsanſtalt zu Halle ſteuerte eine Zeit lang jährlich 1000 Rupies zum Unterhalt der dortigen Miſſion bei, die gleich von Anfang an 850 Seelen zählte und erſt 1843 einen an Ort und Stelle wohnenden Miſſionar erhielt. Dieſe Miſſion, die jetzt unter dem Namen „die Miſſion von Erungalore" bekannt iſt, bietet zu vielen ein anderes Beiſpiel, wie die Arbeiten der römiſchen Miſſion in dieſem Lande zuletzt theilweiſe doch den proteſtantiſchen Miſſionen zugut kommen. Es giebt in der That keine proteſtantiſche Miſſion weder in der ältern, noch in der neuern Zeit, die nicht einen großen Theil ihrer Bekehrten der römiſchen Kirche entnommen hätte.

Die Miſſion von Dindigal hat ihren intereſſanteſten Zweig zu „Mount Zion" in den Pulney-Bergen (B. IV. S. 118), weſtlich von Dindigal, obſchon dieſelbe, als eine noch ganz junge Pflanzung, keineswegs die blü-

hendſte iſt. Hier wohnen auf den graſigen Pumbarihöhen bis zu den waldigen Thälern der Pulaturhügel hinab über mehr als 50 engl. Meilen hin nicht weniger als 12000 Seelen verſchiedenen Stammes, darunter die in Hörigkeit verſunkenen Poliers (B. IV. S. 150.) diejenigen ſind, auf welche die Miſſion ihr Hauptaugenmerk richtet, wahrſcheinlich auch weil dieſe, als Hörige, ein beſonderes Intereſſe haben, ſich durch Annahme des Chriſtenthums europäiſcher Fürſorge und europäiſchen Schutzes theilhaftig zu machen. Solche hörige Hindus ſind in der Regel ziemlich geneigt, zum Chriſtenthum überzutreten, aber eben ſo leicht auch wieder abwendig gemacht, wenn nun der erbitterte heidniſche Herr, der namentlich die Sonntagsarbeit nicht gern einbüßt, ihnen das Leben ſauer zu machen anfängt. So ging es auch hier. Als „der große Häuptling", ein kleiner Berg-Despot, alle ſeine Macht aufbot und es ſich ſelbſt ein gut Stück Geldes koſten ließ, um das Chriſtenthum aus ſeinem Bereiche hinauszutreiben, ſo fiel ein Drittel der Bekehrten wieder ab. Neben den Poliers tiefer in den Wäldern leben die Paleyer oder Puleyer (B. IV. S. 150.), die nicht bloß ſelbſt ſich für die Urbewohner dieſer Gebirge halten, ſondern auch allgemein dafür angeſehen werden, auf Bäumen und in Höhlen, ohne auch nur eine Spur von Ackerbau. Zu meiner Zeit war es dem dortigen Katecheten noch nicht gelungen in ihre Verſtecke einzudringen; ſie ſind ſo unſtät und dabei ſo ſcheu, daß ſelbſt von den Eingebornen nur Wenige je dahin gelangt ſind. Nun dies ſind eben von dem Brahmanismus frei gebliebene Ueberreſte der Urbevölkerung.

Cudelur, Combaconum, Nangur und Nagapatam. 4 Stationen, 4 Miſſ., 34 einh. und 3 landesgeb. Katech., 561 Comm., 1836 Getaufte, 20 Schulen mit 285 Knaben und 52 Mädchen. Die Miſſion zu Cudelur, obgleich älter als ein volles Jahrhundert, wollte in alter Zeit nicht recht gedeihen, jedenfalls mit in Folge der Störung, die der engliſch-franzöſiſche Krieg brachte. Auch jetzt kommen von den oben angegebenen 1836 Getauften nur 222, und von den 561 Comm. nur 45 auf Cudelur.

Vepery mit Chintatripettah, St. Thomé, Punamalli mit Tripaſſore und Vallaveram. 3 Stationen, 3 Miſſ., 16 einh. u. 4 landesg. Katech., 2 Lehrer, 130 Comm., 1211 Get., 8 Schulen mit 239 Knaben und 128 Mädchen. — Ich habe ſchon oben angedeutet (S. 216.), daß ſeit 1820 der

Kastenstreit die Gemeinde zu Vepery (S. 101.) je länger je mehr zerrüttete. Da man seitens der Missionare nicht bei dem rechten Punkte anfing, da gewisse Maßregeln ihren Ursprung offenbar in persönlicher Erbitterung hatten, und da man in allen Stücken allzusehr von außen und von oben her zu Werke ging, so schlug jener unselige Streit endlich zur gänzlichen Abtrennung eines Theils der Gemeinde aus. Fast alle Sudrachristen traten zu einer unabhängigen Gemeinde zusammen (1846), und als sich diese bald darauf an die evangel.-luth. Mission zu Trankebar um Wiederaufnahme in die lutherische Kirche wandte, so wurde sie im Jahre 1848 unter der Bedingung aufgenommen, daß sie sich zur luth. Kirche nach Lehre und Brauch rückhaltslos bekenne, auf besondere Versprechen aber hinsichtlich der Kastenfrage keinen Anspruch mache und den Unterhalt ihrer eignen Schul- und Kirchendiener selbst übernehme u. s. w. So blieben denn in Vepery außer solchen Sudras, die im Solde der Mission stehen, fast nur die Pariahs, die bei der Art und Weise, wie die Anglikaner die Kastenfrage behandeln, in der Regel so wenig Opfer zu bringen haben, daß sie dabei zum Theil sogar gewinnen, bei der anglik. Kirche.

Fünf bis sechs Meilen von Vepery, einer östlichen Vorstadt von Madras, liegt südlich vom Fort dicht an der Meeresküste St. Thomé oder Mailapur (S. 113.), ein meist von alten, später mit Goa verbundenen Christen bewohnter Ort. Die dortige Missionsgemeinde, wesentlich auch eine Pariahgemeinde, die von einem anglikanischen Missionar bedient wird, dessen persönliche Ueberzeugung in Bezug auf die Kastenfrage vollkommen die der alten deutsch-lutherischen Missionare ist (S. 106.), besteht fast durchgängig aus ursprünglichen Katholiken. So auch der ältere Stock der Gemeinde zu Vallaveram bei Punamalli (S. 96.), der anfangs, wie es scheint, durch irdische Vortheile — als billige Pacht und Almosen — angelockt, dem Missionar viel Noth machte.

Bangalore, Secunderabad, Vellore mit Chittur. 3 Stationen, 3 Miss., 10 einh. und 7 landesg. Katech., 4 Lehrer, 115 Comm., 798 Get., 16 Schulen mit 360 Knaben und 42 Mädchen. — Auf der erstgenannten Station jüngsten Ursprungs, die überdieß nur insofern hierher gehört, als die dortige Bevölkerung neben dem canaresischen auch ein tamulisches Element enthält, steht ein in dem Seminar zu Vediarpuram gebildeter Eingeborner als Missionar. Es scheint, daß auch Se-

cunderabad und Bellore, ebenfalls neuere Poſten, noch meiſt bloß von eingebornen Arbeitern bedient werden.

Die Getauften auf ſämmtlichen Stationen vertheilten ſich im Jahre 1854 ziemlich gleichmäßig auf Männer, Frauen und Kinder. Das weibliche Element in den Schulen verhielt ſich zu dem männlichen etwa wie 1 zu 3.

Die Geſellſchaft beſitzt, außer einer „Grammar School" für allgemeine Bildungszwecke zu Vepery, drei Anſtalten zur Heranbildung eingeborner Prediger, Katecheten und Lehrer, zu Vediarpuram bei Tanjore, (B. IV. S. 224.) zu Sawyerpuram in Tinnevelly. (S. 40.) und zu Madras. Die erſte, die faſt ausſchließlich junge Tamulen aufnimmt, zählte zu Anfang 1851 53, die zweite, gleichen Charakters, 100, die dritte bloß 11 Zöglinge, und darunter waren nur drei tamuliſcher Abkunft, die übrigen acht aber theils im Lande geborne Europäer und Amerikaner, theils Miſchlinge.

Die „Grammar School" wurde von etwa 140 Schülern beſucht. Es beſteht in Bezug auf die vorgenannten Anſtalten die beachtenswerthe Einrichtung, daß nachdem die Zöglinge einen Lehrgang von etwa 3 Jahren durchgemacht haben, ſie ein paar Jahre Schullehrer- oder Katechetendienſt verrichten müſſen. Wer ſich in dieſem Amte auszeichnet und ſonſt hinlängliche Fähigkeiten zeigt, wird dann in das Seminar auf ein Jahr wieder zurückgenommen und einer theologiſchen Klaſſe zur Vorbereitung auf das Predigtamt überwieſen.

Die Geſellſchaft handhabt die Leitung ihrer Miſſionen hier wie anderwärts durch ein in ſeinen Perſonen wechſelndes Diöceſan-Comité an Ort und Stelle, das im Jahre 1851 aus drei Geiſtlichen und neun Nichtgeiſtlichen zuſammengeſetzt war. An der Spitze deſſelben ſteht fort und fort ex officio der Biſchof von Madras, ebenſo der Archidiaconus, als Vicepräſident. Ein beſoldeter Secretär beſorgt die Geſchäfte.

Keine andere Miſſion kann ſich an Ordnung und Feſtigkeit mit dieſer meſſen. Sie hat, mit den übrigen engliſch-redenden Miſſionen, vor der deutſchen den Vortheil, daß ihre Miſſionare ein engliſches Publikum zur Seite haben, das, ſofern es der Miſſionsſache nicht entſchieden feindlich gegenüber ſteht, ſchon von Seiten der Sprache ein natürliches Intereſſe an ihrem Werke nimmt. Sie hat, mit der Church-Miſſ.-Society, der London-Miſſ.-Soc. und der ſchottiſchen Presbyterial-Miſſion, ſelbſt vor der amerikaniſchen Miſſion den Vortheil, daß ihre Miſſionare von landsmänniſchen Sympathien getragen werden. Sie hat, mit der Church-Miſſ.-Soc., vor allen übrigen Miſſionen den Vortheil, daß ihre Miſſionen ſich an das heimathliche Kirchenelement anlehnen können. Sie hat endlich ſelbſt vor der Church-Miſſ.-Soc. den Vortheil, daß ſie als „incorporated Society" an und für ſich auf das allerengſte mit dem anglikaniſchen Kirchenorganismus verbunden iſt und daß mithin ihre Miſſionen unter der unmittelbarſten Aufſicht des Colonialbiſchofs ſtehen. Kirchlicher Ordnung und Feſtigkeit wird freilich meiſt auch eine gewiſſe Geſchäftlichkeit und eine etwas ſtarre Form zur Seite gehen. Dies iſt der Nachtheil, den die Geſellſchaft bei den letzterwähnten Vortheilen mit in den Kauf zu nehmen hat.

Die Geſellſchaft iſt vermöge ihres auch äußerlich kirchlichen Charakters und der ihr zu Gebote ſtehenden reichen Mittel eifrigſt darauf bedacht, ihre Miſſionen äußerlich und innerlich auszubauen. Sie errichtet allenthalben Kirchen, Kapellen und Schulen und arbeitet daneben auf Erzielung eines eingebornen Lehrſtandes mit allen Kräften hin.

Sie theilt ihre Miſſionare in zwei Klaſſen, — in eigentliche Miſſionare und in Hülfsmiſſionare. Zur erſten Klaſſe gehören bloß diejenigen, welche die „Prieſt-orders" empfangen haben, zur zweiten auch diejenigen Theologen, die bloß erſt als „Deacon" ordinirt ſind. Demjenigen, der ſich für den Miſſionsdienſt meldet und angenommen

wird, gestattet man ein Jahr zur Erlernung der Sprache. Wird er dann nach bestandenem Examen als tüchtig befunden, so gesellt man ihn einem Missionar als Gehülfen zu, prüft ihn nach Verlauf von zwei Jahren aufs Neue und erhebt ihn dann, falls er bereits die „Priest-orders" empfangen hat, zum Rang eines ordentlichen Missionars.

Von dem Hülfsmissionar verlangt man bei dem Examen, daß er die Sprache des Landes zu lesen, zu schreiben und zu sprechen verstehe, von dem Missionar dagegen, daß er sich die Sprache gründlich grammatisch zu eigen gemacht habe, fließend darin predigen und katechisiren und mit einer gewissen Leichtigkeit das Tamul ins Englische sowohl als das Englische ins Tamul zu übersetzen im Stande sei. Das Examen selbst wird von Leuten, die der Bischof im Verein mit dem Diöc.-Comité bestimmt, geleitet, so jedoch daß wenigstens Ein Missionar der Gesellschaft unter den Examinirenden ist. Jedem, wer das eigentliche Missionarexamen besteht, wird rückwärts für den Zeitraum, während welches er sich darauf vorbereitete, $10^1/_2$ Rupis monatl. Gehalts für den Sprachlehrer bewilligt.

Das Diöc.-Comité legt die Anstellung sowohl als die Versetzung der Missionare zur Genehmigung dem Bischof vor, in dessen Hand es auch liegt Urlaub zu ertheilen. Die Anstellung, Versetzung und Beurlaubung von Katecheten und Schullehrern, die sich gleichfalls einer Prüfung zu unterziehen haben, steht dem Diöc.-Comité zu, so jedoch, daß der Bischof seine Bestätigung dazu ertheilt.

Es ist Grundsatz der Gesellschaft, den Gehalt so zu stellen, daß er auf der einen Seite nicht zu einem Lockmittel für weltliche Gemüther werde, auf der andern Seite aber auch die Missionsarbeiter von allen Geldsorgen fern halte. Die Gesellschaft macht daher einen Unterschied zwischen verheiratheten und unverheiratheten Missionaren, mit und ohne Familie, — zwischen Missionaren, die in Eu-

ropa und ſolchen, die hier im Lande geboren und erzogen wurden u. ſ. w.

Die Gehalte ſind ziemlich hoch und müſſen demjenigen, der die überſpannten angloindiſchen Verhältniſſe nicht aus eigner Erfahrung kennt, *über die Maßen* hoch vorkommen. Man könnte ſie auch getroſt halbiren, ohne die Miſſionsarbeiter nothwendigerweiſe finanziellen Sorgen Preis zu geben, beſonders da die Geſellſchaft in ihrem Berichte von 1850 über zunehmenden Mangel an Mitteln zur Ausführung ihrer Miſſionspläne zu klagen ſich veranlaßt ſieht. Es iſt freilich gar ſehr die Frage, ob ſich dann nur ſo viel Miſſionsarbeiter finden würden, als die Kaſſe der Geſellſchaft zu tragen im Stande iſt, da namentlich auch die Zahl derjenigen ſich verringern würde, die trotz des Vorwurfs äußern Kirchenthums, der zum Theil auf der Geſellſchaft laſtet, es angemeſſen finden, ſich aus dem Dienſt der minder hand- und ſtandfeſten Diſſenter-Miſſionen in den Dienſt der „Incorporated Society“ zu begeben.

Keine Miſſionsgeſellſchaft hat ſo viele im Lande geborne Europäer und halbblütige Oſtindier im Dienſt, als dieſe. Der Vortheil, den ſolche Arbeiter mit Rückſicht auf Kenntniß der Sprache, des Landes und des Volkes in der Regel bieten, wird mehr als aufgewogen durch den Mangel an gediegener Bildung, an feſtem Charakter und an moraliſcher Autorität, der dieſer Klaſſe eigen zu ſein pflegt. Es giebt freilich auch hier Ausnahmen von der Regel.

Der Grund, warum die Geſellſchaft ſich größtentheils mit hier im Lande gebornen Europäern und ſogen. Oſtindiern behelfen muß, liegt in dem verhältnißmäßigen Ueberſchwang ihrer Fonds. Sie geht jedoch ernſtlich damit um, die Zahl ihrer *europäiſchen* Arbeiter zu vermehren.

„Das Comité“, ſo heißt es in dem Berichte von 1850, „bemerkt mit Bedauern die große Schwierigkeit, tüchtige Arbeiter von Eng-

land zu erhalten. Sie hofft jedoch, dieſe Schwierigkeit werde ſich mindern, ſeitdem ſie ſich bereit erklärt hat, auch Unordinirte, ſofern ſie nur die ſonſt nöthigen Fähigkeiten beſitzen, als Laienarbeiter anzunehmen, die zuerſt eine Weile auf Probe zu dienen haben, und dann, falls ſie ſich als brauchbar erweiſen, die Ordination empfangen mögen."

„Das Miſſionsfeld iſt für diejenigen, die von England herauskommen, ein noch ganz unverſuchtes Gebiet; ſie kennen weder die Schwierigkeiten deſſelben, noch ihre eigene Befähigung dafür. So hat es ſich denn oft getroffen, daß Leute für den Miſſionsdienſt herausgekommen ſind, die bald nachher die Erfahrung machten, daß das Miſſionswerk weder für ſie, noch ſie für das Miſſionswerk taugten. .... Nun iſt es doch für Laien verhältnißmäßig leicht, den Miſſionsberuf wieder aufzugeben, ſobald man finden ſollte, daß man nicht dazu paßt; für den ordinirten Miſſionar aber iſt es ziemlich ſchwer. Ferner: Da die erſten 2 oder 3 Jahre mit Erlernung der Sprache hingehen, und der neu eintretende Arbeiter während der Zeit nun doch einmal nur eine untergeordnete Stellung einnehmen kann, ſo iſt es gewiß wünſchenswerth, daß er zuvörderſt ohne Ordination ſei. Endlich: Dieſes Syſtem iſt auch in ökonomiſcher Beziehung vortheilhaft. Denn da der neu eintretende Arbeiter doch noch nichts Rechtes ausrichten kann, ſo iſt es nur recht und billig, daß er ſich zuvörderſt mit dem geringern Gehalte eines unordinirten Arbeiters begnüge." Man denkt daran auch die nicht ordinirten Miſſionsarbeiter, ſeien ſie nun Europäer, Oſtindier oder Tamulen, noch vollkommener zu claſſificiren. Grade des Ranges und Gehaltes ſollen mit Rückſicht auf perſönliche Tüchtigkeit eingeführt werden.

Die Geſellſchaft giebt ſich beſondere Mühe die eingebornen Arbeiter durch vollkommenere Syſtematiſirung des Unterrichts, durch periodiſche Prüfungen und durch Vertheilung von Preiſen zu heben.

Es werden auch jährlich zwei Preiſe für die beſte tamuliſche und die beſte engliſche Bearbeitung eines gegebenen Gegenſtandes geſtellt. Den erſtern, der den drei Seminaren offen ſteht, erhielt zu meiner Zeit ein Zögling des Vediarpuram-Seminars, das bisher 6 Katecheten und Schullehrer geliefert hatte, ein junger Tamule, der nun ordinirt und als Miſſionar angeſtellt iſt. Den zweiten, der allen nicht ordinirten Arbeitern offen ſteht, gewann ein im Lande geborner Katechet.

Die Geſellſchaft hatte, als ich in Madras war, einen ihrer Arbeiter ausſchließlich mit der Abfaſſung nützlicher Volksſchriften beauftragt, und der Vorſteher des Madras-Seminars (zugleich Secretär des Diöceſen-Comités) gab für die Geſellſchaft das „Madras Quarterly Missionary Journal“ heraus.

Zu Anfang 1851 feierte man das dritte Jubiläum. Bei dieſer Gelegenheit kamen in der Madras-Präſidentſchaft zwiſchen 8 bis 9000 Rupis für die Zwecke der Geſellſchaft zuſammen.

Die Miſſion der Londoner Independenten.

Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft (ſeit 1795), anfangs hauptſächlich aus denjenigen Klaſſen der „Independenten“, die an der Kindertaufe feſthalten, zuſammengeſetzt, und ſeit 1801, wo ſich bei immer mehr erwachendem confeſſionellem Bewußtſein die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft bildete, immer mehr darauf beſchränkt, ſandte im Jahre 1805 ihre erſten Miſſionare nach Madras. Um dieſe Zeit begann der von der „Geſellſchaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern“ zur Londoner Geſellſchaft übergetretene Miſſionar Ringeltaube eine

Miſſionsthätigkeit im ſüdlichen Travancore, die ſich eines ſo raſchen und ſtetigen Erfolgs erfreute, daß die Travancore-Miſſion gegenwärtig als die eigentliche Blüthe der tamuliſchen Miſſionen dieſer Geſellſchaft betrachtet werden muß. Die je und je nur von geringem Erfolg begleitete Miſſion in Madras war zunächſt auf die ſogenannte Schwarze Stadt gerichtet; ſpäter errichtete man auch in Vepery eine Schule für die oſtindiſche Jugend und noch ſpäter eine tamuliſche Kapelle in dem benachbarten Purſevaukum. Im Jahre 1827 nahm die bisher ebenfalls nur wenig vorangeſchrittene Miſſion zu Salem ihren Anfang, und drei Jahre ſpäter wurde das nicht minder unfruchtbare Coimbatore beſetzt.

Schule, beſonders Koſtſchule, und Preſſe ſind die beiden Hauptmittel der ſogenannten Londoner Miſſion, deren einzelne Theile, ihrem „independentiſchen" Charakter gemäß, allzuloſe ineinander greifen.

Die allgemeine Statiſtik nach dem „Miſſionary-Regiſter" von 1855 lautet: 19 Miſſ., 2 Gehülfen, 1 eingeborner Paſtor, 237 eingeborne Gehülfen und Lehrerinnen, 1059 Communicanten und 9259 (?) Schulkinder. — Die Fülle von Arbeitskräften fällt von ſelbſt in die Augen; daß die Erfolge verhältnißmäßig mager ſind, kommt wohl zum Theil auf Rechnung einer Miſſionspraxis, die ſich ähnliche Worte des Herrn, wie Matth. 13, 30, nicht recht zu Herzen nimmt.

Madras und Tripaſſore. Der letztgenannte Poſten (30 engl. M. nordw. von Madras) hat ſich erſt in neuerer Zeit von dem erſten losgelöſt. Er zählte im Jahre 1854 nur 35 Communicanten, während Madras, mit mehrern Außenſtationen (Punamalli, Pulicat, Thomas-Berg), 169 aufzuweiſen hatte. — Drei europ. Miſſionare, deren Einer ſeine ganze Thätigkeit ausſchließlich den Engländern in paſtoraler Beziehung widmet, arbeiten in Madras mit einem Hülfsmiſſionar und 8 Helfern aus den Eingebornen. Ihre Hauptthätigkeit iſt auf die Unterhaltung von Schulen gerichtet, deren ſie 14 beſitzen mit 699 Knaben und 250 Mädchen. Dazu kommt eine von der Frau des Miſſ. Porter geleitete weibliche Koſtſchule. Die Zahl der

Schulkinder hat je länger je mehr zugenommen, zumal der Schulbeſuch auch mit unmittelbaren irdiſchen Vortheilen für die Armen verknüpft iſt. Mit Ausnahme der Schule im Miſſionsgehöft, der weiblichen Koſtſchule, einer Schule für oſtindiſche Knaben und einer engliſchen Schule für junge Tamulen waren im Jahre 1851 alle übrigen tamuliſche Elementarſchulen, in denen das Engliſche keinen Gegenſtand des Unterrichts bildete. Den, ſich äußerſt langſam mehrenden Gemeinden wachſen auch auf dem Wege des Unterrichts und der Erziehung einige Glieder zu, beſonders durch die Koſtſchule, wie das in der Natur der Sache liegt. Frühere Miſſionare ſchon ſtifteten hier in Madras eine Hülfsgeſellſchaft für die Londoner Miſſion. Die Einnahmen an Ort und Stelle beliefen ſich im Jahre 1851 auf etwa 4000 Rupis, außerdem aber wurden ziemlich 3000 Rupis für den Baufonds geſammelt. Schlägt man dazu die aus der Heimath eingegangenen ſpeciellen Beiträge von 2 bis 3000 Rupis, ſo liegt es am Tage, daß die Londoner Miſſion in Madras mit Geldmitteln mehr als reichlich verſehen iſt, denn die geſammten, meiſt durch die Schulen veranlaßten Stationsausgaben (mit Ausſchluß des Gehalts der Miſſionare ſelbſt, der von der heimathlichen Geſellſchaft aus allgemeinen Beiträgen beſtritten wird) beliefen ſich auf nur 2800 Rupis. Darunter war auch ein Poſten von 122 Rupis zur Beſtreitung der Hochzeitskoſten für vier mit der Londoner Miſſion in Verbindung ſtehende Chriſtenpaare. Solche und ähnliche Ausgabepoſten ſind natürlich mit dem Schulſyſtem häufig verbunden.

Eine im Jahre 1849 nach Pondichery unternommene Reiſe des Miſſionar Drew, ſchien der Geſellſchaft eine Thür auch in der für proteſtantiſche Miſſionen bisher verſchloſſenen franzöſiſchen Pflanzſtadt öffnen zu wollen. Obſchon ſich dieſe unmittelbar hernach wieder zugethan hat, wird es meinen Leſern doch nicht unintereſſant ſein, eine verkürzte Beſchreibung jener Reiſe zu leſen, indem ſie die in mancher Beziehung eigenthümliche Anſchauungsweiſe der Independenten-Miſſionare in ein ziemlich helles Licht ſtellt: „Ich betrachte es als eine beſondere Vergünſtigung, daß ich einige Umſtände, die ſich in Verbindung mit meinem neulichen Beſuche in P. zutrugen und von großem Intereſſe für die Förderung der Kirche Chriſti ſind, genauer darlegen darf. Ich weiß nicht, daß ich je auf meinen Reiſen eine auffallendere göttliche Führung erfahren hätte. Gleich nach

meiner Ankunft in P. fand ich, daß ich zu einer merkwürdigen Zeit dahin geführt worden. Es war ungefähr erſt 14 Tage her, ſeitdem man die neue Conſtitution der franzöſiſchen Republik öffentlich bekannt gemacht. Die Worte „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit" waren an den Thoren des Regierungshauſes angebracht, und die Einwohner waren eben erſt aufgefordert worden, einen Repräſentanten für das Haus der Deputirten zu wählen. Alles das hatte in den Gemüthern der unterdrückten Pariahs die Hoffnung rege gemacht, von der Regierung eine gleiche Behandlung wie die höhern Kaſten zu erlangen. Sie klagten ſehr über den Mangel an Liebe in ihren Mitchriſten von höherer Kaſte und über die Partheilichkeit der Prieſter. Sie wollten ſich auch im Worte Gottes völliger unterrichten laſſen und verlangten Schulen, wo ihre Kinder in allen nützlichen Zweigen des Wiſſens unterwieſen werden möchten. Sie wünſchten ferner eine ſolche Stellung einzunehmen, in der ſie alle chriſtlichen Vorrechte ohne Standes- oder Kaſtenunterſchied genießen dürften, indem ſie ſich beſchwerten, daß ſie in der großen römiſchen Kirche durch eine fußhohe Barriere von den Uebrigen abgeſchloſſen ſitzen müßten, und daß die Prieſter nie in ihre Häuſer kämen oder zu ihren Begräbniſſen mitgingen." — Miſſionar Drew beorderte ſogleich eine Manneslaſt tamul. Bibeln von Madras her. Mittlerweile ließ er ſich in wiederholte Geſpräche mit ihnen ein und empfing eine, von etwa 40 Familienvätern unterzeichnete Bittſchrift um Errichtung einer Schule. Am darauf folgenden Sonntage hielt er mit ihnen einen proteſt. Gottesdienſt, wobei ſie, ſtatt in tamuliſcher Weiſe ſich auf den Boden mit untergeſchlagenen Beinen niederzulaſſen, vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben, in europäiſcher Weiſe auf herbeigeſchafften Stühlen ſitzen durften (!). Die römiſchen Prieſter aber, die unterdeß Kunde von den Vorgängen erhalten hatten, ſchleuderten alsbald ihre Bannflüche über Alle, die jene Bittſchrift unterzeichnet hatten; Keiner derſelben ſollte hinfort auf ein Begräbniß oder auf eine Einſegnung der Ehe in Verbindung mit der römiſchen Kirche Anſpruch haben. — Unterdeß kamen die tamul. Bibeln an, deren Eingang die Polizeiſoldaten — alles Chriſten höherer Kaſte — vergebens beanſtandeten. Miſſionar Drew hielt abermals tamul. Gottesdienſt mit etwa 40 römiſch-katholiſchen Pariahs und vertheilte nach Beendigung deſſelben die Bibeln. ‚Herr', ſagte der Diener deſſelben, als er mit ihm allein war, ‚das Wort des Herrn iſt heute wie

ein Nagel in ihre Seelen gedrungen.' — Die Kunde von dem gehaltenen Gottesdienſt und den vertheilten Bibeln lief wie ein Feuer durch die ganze Stadt. Daß die Pariahs dem Gottesdienſt auf Stühlen ſitzend beigewohnt hatten, war ſelbſt den Franzoſen ein Aergerniß.... Als die Leute bei meiner erſten Ankunft über den Kaſtenpunkt mit mir ſprachen, las ich ihnen die Stelle in dem Briefe Jacobi vor, wo von dem Manne mit dem goldnen Ringe die Rede iſt. Wie ſchön war es, da das freudige Erſtaunen wahrzunehmen über die himmliſche Entſcheidung der großen Frage. Sie ruhten nicht eher, als bis ſie die ganze Stelle zu einer Waffe für künftigen Gebrauch ſich herausgeſchrieben hatten."

Obſchon einer der Pariahchriſten, der an jener Bewegung beſondern Antheil nahm, zu Miſſionar Drew vor deſſen Weggange unter anderm ſagte: „Dieſe Leute ſind wie Fiſche in einem von grünem Unkraut überwucherten Teiche (er meinte damit die von Menſchenſatzungen überwachſene Schriftlehre); ſäubere das Unkraut hinweg und ſtreue Reis auf das Waſſer, ſo werden ſie in Schaaren kommen"; ſo iſt die ganze Bewegung, die wohl vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, in dem beleidigten Selbſtgefühl der Pariahs ihren letzten Grund hatte, bald wieder ſpurlos verſchollen. Es wäre in der That erfreulicher geweſen, wenn ſie ſtatt jener Stelle im Jacobibriefe ſich Stellen wie Römer 3, 23. 24. aus der Schrift herausgeſchrieben hätten.

Salem. Wie die Madrasgemeinde, ſo beſteht auch die Gemeinde in Salem (40 Communicanten) meiſt aus ſogenannten kaſtenloſen Chriſten. Elf eingeborne Helfer arbeiten hier unter dem aus den Rhenius'ſchen Streitigkeiten bekannten deutſchen Miſſionar Lechler, der früher der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft zugehörte, und beſorgen den Schul- und Gemeindedienſt in Salem und den damit verbundenen 7 Außenplätzen. Auch hier nimmt das Schulſyſtem eine hervorragende Stelle ein; man legt aber das Hauptgewicht auf die Waiſen- und Koſtſchulen. Die älteren Mädchen werden aus dieſen Schulen als Mägde in das Haus genommen oder als Monitoren in der Schule behalten, während die ältern und hoffnungsvollern Knaben in die Induſtrieſchule, die ein deutſcher Handwerker leitet, verſetzt werden. Die ſo erzogenen Knaben und Mädchen verheirathen ſich oft miteinander, wie das bei derlei Schulen gewöhnlich der Fall iſt. Eine tamuliſche Elementarſchule, eine Sonntagsſchule und eine engliſche

Schule ſchloſſen ſich im Jahre 1850 an die Waiſen- und Koſtſchule. Die geſammte Schülerzahl belief ſich 1854 auf 213.

„Der Zweck der Induſtrieſchule (die einen eigenthümlichen Zug dieſer Miſſion bildet), iſt nicht bloß die Knaben noch länger in chriſtlicher Unterweiſung und unter chriſtlicher Leitung zu behalten, ſondern ſie auch ehrliche und nützliche Gewerbe zu lehren, damit ſie, ohne Jemandem zur Laſt zu fallen, ihren Landsleuten in geiſtlicher und weltlicher Beziehung nützlich werden und, wenn wahrhaft fromm, der Miſſion als Gehülfen dienen mögen."

Die in dieſer Schule gelehrten Gewerbe ſind: Schreinerei, Zimmerei, Maurerei, Drechsler-, Wagner-, Schloſſer- und Schmiedearbeit. Die Schloſſer- und Schmiedearbeit war zu meiner Zeit noch nicht hinlänglich erprobt, obſchon es an Kohlen in der Nähe nicht fehlt und das Land ſelbſt auch das Eiſen liefert. Am beſten ſchien es mit der Holzarbeit zu gehen; ſchon waren drei bis vier ſelbſtſtändige Meiſter in dieſem Fache aus der Induſtrieſchule hervorgegangen. Sie zählte 1854 29 Jünglinge.

Das Streben des Miſſionars Lechler, die eingeborenen Chriſten auch in bürgerlicher Beziehung zu heben, iſt jedenfalls ehrenwerth und um ſo unerläßlicher, als die dortige Gemeinde zum großen Theil aus den Hülfsloſeſten und Verachtetſten des Volkes — und zwar hauptſächlich mittelſt der Waiſen- und Koſtſchule — geſammelt wird.

Coimbatore. Coimbatore mit 8 Außenpoſten, wo neben einem europäiſchen Miſſionar ein europäiſcher Hülfsmiſſionar und 9 eingeborne Helfer ſtehen, hat nur erſt 49 Communicanten aufzuweiſen. Die 10 Tagesſchulen wurden im Jahre 1854 von 806 Schülern beſucht; in der Koſtſchule waren 23 Mädchen. Es hat den Anſchein, daß auch hier der Zuwachs der Gemeinde zum großen Theil den Weg durch die Koſtſchule nimmt. Den Schulen fehlt es überhaupt nicht an Schülern aus den Heiden; ſie halten nur leider nicht lange aus. Sobald ſie ein wenig leſen, ſchreiben und rechnen können, gehen ſie meiſt wieder weg, um dann ſo, auf Koſten der Miſſion mit den allernöthigſten Kenntniſſen ausgerüſtet, ihr Glück im Leben zu verſuchen.

Die heidniſchen Feſte werden, wie unlängſt berichtet wurde, zahlreicher beſucht als je. Die Miſſionare tröſten ſich damit, daß die Feſtbeſucher nicht mehr ſo „götzentoll" ſeien, ſondern mehr bloß zum Vergnügen, aus

Gewohnheit, ihrer Verwandten wegen, Geſchäfte halber u. ſ. w. kommen. Ob wohl dieſer Troſt ganz ſichern Grund hat?

Weit und breit finden ſich jetzt auch Leute, welche die heil. Schrift leſen können und ſich der groben Abgötterei enthalten. Das ſind die Leute, denen „die Römiſchen nachſtellen“: ihre Erkenntniß iſt zu ſchwach, als daß ſie „denſelben zu widerſtehen vermöchten.“ Coimbatore nämlich iſt der Hauptſitz des römiſchen Biſchofs, deſſen „zwölf Miſſionsgeiſtliche ſich über das ganze Land ausbreiten.“

Die Independenten in Coimbatore ſcheinen durch ihre allzu wenig kirchliche Miſſionsweiſe den klugen und emſigen Römern in die Hände zu arbeiten.

Süd-Travancore (Trevandrun, Quilon, Nagerkoil, Neyur). Die Miſſion in Süd-Travancore, die den Naturgrenzen zufolge außerhalb des eigentlichen Tamulenlandes liegt, der Sprache nach aber zum großen Theil noch mit in den Bereich der tamuliſchen Miſſion gehört, trägt ſo ziemlich das Gepräge der benachbarten Tinnevelly-Miſſionen, indem hier wie dort eine ſtarke Schanar-Bevölkerung ſich vorfindet. Die hohen Zahlangaben dieſer Miſſion contraſtiren ſtark mit den niedrigen Zahlen der ſo eben behandelten Miſſionen, namentlich der Coimbatore-Miſſion. Sie lauten vom Jahre 1851 ſo: 8 Miſſionare, 160 eingeborene Arbeiter, 7711 Schüler und 13000 Chriſten. Das Erſtaunen über die ungewöhnlichen Erfolge dieſer Miſſion wird aber ziemlich herabgeſtimmt, wenn man erfährt, daß unter den 13000 „Chriſten“ nur etwa 600 Glieder der Kirche d. i. Communicanten ſind. Die ſonderbare Terminologie jener Miſſion, die mit ihrer theologiſchen Richtung aufs Innigſte zuſammenhängt und den unbefangenen Leſer in Deutſchland über den wahren Thatbeſtand zu täuſchen geeignet iſt, erhellt aus einer ſpeciellen Angabe über die Station Neyur, wo es heißt: „Dieſer Zweig der Miſſion umfaßt 42 Außenſtationen und 953 chriſtl. Familien oder 3150 Seelen in chriſtlichem Unterricht, worunter 185 Getaufte und 93 Glieder der Kirche ſich befinden.“ Sie nennen nämlich auch die ſchon Chriſten, die ſich den chriſtlichen Unterricht gefallen laſſen, und die Unterweiſung derſelben iſt das hauptſächlichſte Geſchäft der eingeborenen Arbeiter. Wenn man vorausſetzen darf, daß die 160 eingeborenen Arbeiter in der Regel Glieder der Kirche ſind; wenn man ferner vorausſetzen darf, daß Viele,

wenn nicht die Meiſten derſelben, verheirathet ſind und Familie haben, darunter es wohl auch einzelne Kirchenglieder geben wird; und wenn man endlich vorausſetzen darf, daß gewiß auch Kirchenglieder bei den verſchiedenen, mit jenen Stationen in Verbindung ſtehenden Anſtalten und in den Häuſern der Miſſionare beſchäftigt ſein werden, — ſo ſcheint die Annahme nicht fern zu liegen, daß auch hier ein großer, wenn nicht der größere Theil der Kirchenglieder, irgendwie im Solde der Miſſion oder der Miſſionare ſteht, und man wundert ſich weniger, daß in der öſtlichen Abtheilung der Nagerkoil-Station, die in 70 Dörfern nicht minder als 3333 ſogen. Chriſten und 1669 Schüler zählt und den zweitgrößten Arbeitskreis umſpannt, „trotz Dürre und Krankheit" ziemlich 50 Pfund St. als Beiſteuer für Bibel-, Miſſions- und Almoſenzwecke innerhalb eines einzigen Jahres zuſammenkommen konnten.

Das Seminar zu Nagerkoil, das bald nach Beginn der Miſſion geſtiftet wurde und wo, früheren Berichten zufolge, ſelbſt der Homer geleſen wurde, hat im Jahre 1850 allein ſechs Miſſionsarbeiter geliefert. Dennoch findet ſich auch in dem Jahresberichte der Geſellſchaft von 1851 noch nicht ein einziger eingeborener Paſtor erwähnt. Das Seminar hat gegenwärtig nahe an 100 Zöglinge.

Die Miſſions-Buchdruckerei förderte im Jahre 1850 nicht weniger als 71,600 Exemplare chriſtlicher Schriftchen zu Tage.

Nach der Statiſtik des Miſſ.-Regiſter von 1855 iſt die Zahl der eingebornen Arbeiter auf 190, die der Communicanten aber auf 754 geſtiegen.

„Je näher das Chriſtenthum der Hauptſtadt, Trevandrum, rückt, deſto entſchiedener werden die Häupter der eingebornen Behörden, die Bekenner deſſelben zu verfolgen." Von dorther meldet daſſelbe Miſſ.-Regiſter nur 32 Communicanten. Dieß um ſo auffallender, als der europäiſch gebildete Rajah von Travancore dem Chriſtenthume ganz beſonders gewogen iſt.

Bangalore. Dieß gehört gleichfalls nur halb hierher, indem dort eben ſo viel canareſiſch als tamuliſch geredet wird. Das Miſſ.-Regiſter vom Jahre 1855 weiß von 4 Miſſionaren, 1 eingebornen Paſtor und 20 eingebornen Helfern, von 81 Schulen mit 344 Knaben und 121 Mädchen, — aber nur von 8 Communicanten! Das theologiſche Seminar zu Bangalore wollte anfangs trotz des guten Gehaltes, der den Zöglingen zum Behuf ihrer Beköſtigung u. ſ. w. zu Theil wurde, gar nicht voranſchreiten,

vielleicht mit in Folge des Umſtandes, daß es gegen oder ohne den Willen der meiſten Miſſionare im Lande eingerichtet wurde, ſowie vielleicht in Folge des andern Umſtandes, daß die Mehrzahl der ſelbſt im Ganzen minder durchgebildeten Londoner Miſſionare für jetzt nicht für eine gründlichere Ausbildung des eingebornen Lehrſtandes ſtimmt. Es zählt auch gegenwärtig noch nicht mehr als ſechs Zöglinge, die in der heil. Schrift, in ſyſtematiſcher Theologie und in Kirchengeſchichte, daneben aber in Geographie, Geſchichte, Engliſch und in den einheimiſchen Sprachen unterrichtet werden.

Es giebt in Bangalore an „tauſend junge Leute, die ſich mit der engliſchen Sprache und Literatur beſchäftigen", und manche derſelben bedienen ſich „deutſcher Speculationen als Waffen gegen das Evangelium". So klagen nun ſchon die engliſchen Miſſionare ſelber, die doch ſonſt die abendländiſche Kultur allenthalben ohne Weiteres als die offene Pforte zum Chriſtenthume zu betrachten geneigt ſind.

Wenn man das geographiſche Verhältniß der Londoner Miſſions-Stationen im Tamulenlande zu einander ins Auge faßt, ſo könnte man faſt auf den Gedanken kommen, als verfolge man hier gerade das Widerſpiel des Concentrations-Princips; hunderte von Meilen trennen die eine Station von der andern ab. Bewußt oder unbewußt, dieſes Verfahren entſpricht jedenfalls dem Charakter der Geſellſchaft, die ihren Miſſionaren kein beſtimmtes Bekenntniß mitgiebt und auch die Einrichtung der Gemeinden dem Ermeſſen des betreffenden Miſſionars überläßt. Je weiter von einander, deſto weniger Zuſammenſtoß der verſchiedenen Subjectivitäten. Doch hat die Geſellſchaft in der allerneueſten Zeit Etwas gethan, was der Concentrirung ähnlich ſieht. Sie hat die Miſſion zu Combaconum (in der Nähe der luther. Miſſionsſtation Mayaveram) mit einer Gemeinde von etwa 207 Seelen auffallender Weiſe ganz aufgehoben, und den dortigen Miſſionar Nimmo, einen Oſtindier der beſſern Art, nach Tripaſſore, einer Nebenſtation von Madras, verſetzt. Was immer auch der letzte Grund dieſes Verfahrens ſein möge, die Geſellſchaft hat

nun ferner keine Miſſionsſtation mehr mit ſogenannten Kaſtenchriſten aus der alten lutheriſchen Zeit, die, bei den vorhandenen Grundſätzen der Geſellſchaft in Bezug auf die geſelligen Verhältniſſe in Indien ihr leicht Noth zu machen geeignet ſind. Die dortigen Miſſionsgebäude und Grundſtücke ſind an die anglik. Propaganda verkauft worden. Obſchon die indiſchen Miſſionsgemeinden dem Kaufcontract in Bezug auf das Miſſionseigenthum leider ohne große Bedenklichkeit zu folgen pflegen, ſo geſchah das doch in dieſem Falle zum großen Theile nicht, meiſt wohl freilich aus keinem andern Grunde, als weil der Hauptſtamm dieſer Gemeinde aus Sudras beſteht, und die anglikaniſche Kirche ſich in der neueſten Zeit den Diſſenter-Grundſätzen in Bezug auf die Kaſtenfrage bedeutend genähert hat, der frühere Londoner Miſſionar aber die Kaſtenſache in ähnlicher Weiſe, wie die alten deutſch-lutheriſchen Miſſionare, aufgefaßt und behandelt hatte.

Die Miſſion der kirchlichen Geſellſchaft.

In Folge der Neuen Charte von 1813—1814, die den Miſſionen und den Miſſionaren in Oſtindien volle Freiheit und Sicherheit zuſagte, richtete die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft ihr Augenmerk auf Indien und ſandte um jene Zeit die in ihren Dienſt getretenen deutſchen Miſſionare Rhenius und Schnarre nach Madras. Sie ließen ſich da, wo Schulze zuerſt gewirkt hatte, nieder, eröffneten Schulen und richteten einen tamuliſchen Gottesdienſt ein, ſo recht im Mittelpunkte der Parochie des Miſſionars Rottler, den der anglikan. Geiſtliche Thompſon durch Ernennung zu einem Mitgliede des correſpon-

direnden Comité's für die Sache der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft günſtig geſtimmt zu haben ſcheint. Miſſionar Rhenius, der vom Anfang an ſogar aus ſeinen heidniſchen Schulen den Kaſtenunterſchied zu verbannen ſuchte, begab ſich im Jahre 1820 nach der alten Miſſionsſtation Palamkottah und errichtete bald eine neue zu Dohnavur. Große Schaaren von Heiden drängten ſich zur Kirche, in Folge nicht bloß ſeiner tüchtigen Rednergabe, ſondern auch ſeiner großen Freigebigkeit. Mittlerweile erhielt er noch mehrere deutſche Mitarbeiter im Dienſte der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft (Schmid, Müller, Lechler, Schaffter), und ſeine Hauptſorge wandte ſich bald dem von ihm zur Heranbildung eingeborner Lehrer errichteten Seminare zu, deſſen Plan und Einrichtung nicht alle ſeine europäiſchen Mitarbeiter billigten. Seine vorwiegend independentiſche Richtung brachte ihn (und ſeine Mitarbeiter vorübergehend) in eine ſolche Stellung zur heimathlichen Geſellſchaft, daß ſie ihn im Jahre 1835 zu entlaſſen ſich veranlaßt ſah. Er ſelbſt, der ſich gleich nach ſeiner Ankunft im Lande nebenbei um Verbeſſerung der tamul. Bibel in ſeiner Weiſe verdient zu machen geſucht und die alte treuſinnige Kernſprache des eben ſo theologiſch-gründlichen als philologiſch-umſichtigen Fabricius in ein glatteres, aber auch flacheres, logiſch-paraphraſirendes Tamul umgeſetzt hatte, ſtarb etwa 3 Jahre nach ſeiner Trennung von der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft. Bald nach ſeinem Tode lenkte, mit Ausnahme des Miſſionars Lechler, der noch jetzt der Londoner Miſſion zugehört, Alles wieder in die gewohnte Bahn, und die Arbeiten der Geſellſchaft im Tamulenlande ſind ſeitdem ſtill und ſtetig fortgeſchritten. 1836 hatten ihre ſämmtlichen Miſſionen im Süden Indiens nur 285 Communicanten, 1845 dagegen war die Zahl derſelben bereits verachtfacht.

Madras. Hier arbeiten nach dem Miſſionsregiſter von 1855 gegenwärtig an 7—8 Miſſionare und Hülfsmiſſionare (?) mit 20 eingebor-

nen Helfern, 2 eingebornen Katecheten, 1 Lehrer und 3 oſtindiſchen Lehrerinnen. Trotz dieſer Fülle von Arbeitskräften macht die Miſſion in Madras nur geringe Fortſchritte. Daſſelbe Miſſionsregiſter meldet nur 209 Communicanten, wohl aber 12 Schulen mit 264 Knaben und 276 Mädchen. Ueber das eigenthümliche Licht, in welchem einer der dortigen Miſſionare die Fortſchritte der Pariahs in der Peripherie europäiſcher Bildung ſieht, hab' ich anderwärts geſprochen.

In Verbindung mit dieſer Miſſion ſteht Biſchof Corrie's „Grammar School" mit dem Zwecke „eine ſolche geſunde allgemeine Erziehung auf religiöſer Grundlage zu geben, die den jungen Mann zu ſeiner Zeit befähigen möchte, ſich für den geiſtlichen Stand weiter ausbilden zu laſſen, oder in ein anderes Fach einzutreten" (Schulgeld monatlich 4 Rupies); ferner eine erſt unlängſt entſtandene Anſtalt, in welcher Schulmeiſter gebildet werden. Darin ſoll die Religion den Hauptgegenſtand des Unterrichts ausmachen, daneben aber auch Geſchichte, Geographie, Mathematik, Grammatik, polit. Oekonomie, Naturgeſchichte u. ſ. w. gelehrt werden. Zur praktiſchen Uebung der Zöglinge in der Schulmeiſterei beabſichtigte man, als ich in Madras war, eine große „Model-School" und eine Elementarſchule nach dem Plane der Kleinkinderſchule damit zu verbinden, und wo möglich auch eine Tamulſchule daneben zu eröffnen. Die Anſtalt ſoll der Miſſion inſofern in die Hände arbeiten, als in den verſchiedenen Miſſionsſtationsſchulen bereits angeſtellte Lehrer zu weiterer Ausbildung, je nach Befinden auf ein Jahr, ein Halbjahr oder auch nur ein Vierteljahr, Aufnahme in dieſelbe finden können.

Tinnevelly. Dieſe Miſſion zerfällt in 12 Diſtricte: Tinnevelly, Palamkottah, Sattankulam, Kadatſchapuram, Meignanapuram, Aſirvathapuram, Suviſeſchapuram, Dohnavur, Nullur, Pavur, Surrandei und Paneivadali, Panneivilei. Die Statiſtik nach dem Miſſionsregiſter von 1855 iſt wie folgt: 14 europäiſche und 7 einheimiſche Miſſ., 1 europ. und 321 einh. Helfer, 1 europ. und 75 einh. Katecheten, 1 europ. Normallehrerin, 4 landesgeb. Seminarlehrer, 1 europ. Drucker und Agent, 97 Leſer: zuſammen 522 Arbeiter. — 3357 Communicanten und 298 Schulen mit 5203 Knaben und 2758 Mädchen. — Das einheimiſche Miſſionsperſonal iſt ungewöhnlich ſtark. Das Mißverhältniß mildert ſich jedoch, wenn man erfährt, daß neben den Communicanten eine noch viel größere Menge

von Getauften und Katechumenen — das Miſſionsregiſter von 1853 nennt 14,832 der erſtern und 10,448 der letztern Klaſſe — die Pflege der Miſſion in Anſpruch nimmt.

Das Seminar zu Palamkottah, dem eine engliſche Schule zur Seite geht, (S. 51) iſt vorzüglich auf die Heranbildung von Katecheten berechnet, aus denen man einen einheimiſchen Paſtorenſtand zu bilden gedenkt. Daß unter den oben aufgeführten ſieben „einheimiſchen Miſſionaren" Einer mindeſtens die „Prieſter-" und Einige wenigſtens die „Diaconen-" Ordination empfangen haben, iſt mir wohl bekannt. Es kann auffallen, daß ſie alleſammt als eingeborne „Miſſionare" bezeichnet werden, und zwar um ſo auffallender, als die Sendboten der „kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft" in der Regel des ächt kirchlichen Gedankens nicht entbehren. Es möchte ſcheinen, daß auch ſie der Aufrichtung eines einheimiſchen Paſtorats in aller Form nur mit zögernden Schritten nahen. 75 eingeborne Katecheten, 97 Leſer und 321 Helfer, und noch immer kaum nur erſt eine Spur von einem einheimiſchen Paſtorenſtand.

Miſſionar Hobbs zu Sattankulam, einer der tüchtigern Miſſionare der Geſellſchaft in Tinnevelly, klagt unverhohlen über die Noth, welche die neugeſammelten Gemeinden dem Miſſionar bereiten, und erinnert mit Recht, daß man es kaum anders erwarten könne „in einem Lande, wo Satan ſein Reich Jahrtauſende lang befeſtigt hat, wo die Greuel des Götzenthums „unter jedem grünen Baume" noch immer friſch im Schwange gehen, wo der ſittliche Peſthauch in jedes Haus gedrungen iſt, wo heidniſche Grundſätze, dem jungen Herzen eingeimpft, jede Gewohnheit ausgebildet, jede Pflicht vorgeſchrieben, und jeden Winkel der Seele mit abergläubiſcher Furcht und mit verführeriſcher Hoffnung erfüllt haben."

Wie die Tinnevelly-Miſſion „der Geſellſchaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern" mit Schanars und Solchen, die auf der Stufenleiter des bürgerlichen Lebens ein wenig höher oder niedriger ſtehen, zu thun hat, ſo auch die Tinnevelly-Miſſion der kirchlichen Geſellſchaft. Es iſt der dortigen Miſſion noch wenig gelungen, auch die mittleren und höheren Kaſten an- und heranzuziehen. Faſt alle Vellaler in Verbindung mit der Tinnevelly-Miſſion ſtehen als Katecheten und Schullehrer im Solde der Miſſion, und es ſcheint, ihre Zahl hat nur in eben demſelben Maße

zugenommen, in welchem ſich die Gelegenheiten für Miſſionsarbeit und Miſſionsgehalt mehrten.

Miſſionar Petitt, den der zuvor erwähnte Bruch zwiſchen Rhenius und der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft im Jahre 1835 als Miſſionar an Rhenius Stelle nach Tinnevelly führte, und der vor einigen Jahren als Secretär des Central-Comité für Ceylon nach Colombo verſetzt wurde, hat im Jahre 1851 eine Schrift herausgegeben, worin er ſich über die Tinnevelly-Miſſionen der kirchlichen Geſellſchaft auf Grund ſeiner vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen ausſpricht. Da die Tinnevelly-Miſſion gegenwärtig als die blühendſte aller tamuliſchen Miſſionen gilt und manchem Freunde in der Heimath vielleicht die Frage auf der Lippe ſchwebt, was denn wohl, neben dem Willen des Herrn als der letzten Urſache, die zweiten Urſachen jener beſondern Erfolge ſein mögen, womit die Miſſionsarbeit unter den Schanars bisher gekrönt worden, ſo halte ich es für angemeſſen, aus einer Anzeige dieſes Schriftchens im M. Q. Miss. Journal diejenigen Stellen, die auf dieſe Frage eingehen, in freier Ueberſetzung etwas verkürzt meinen Leſern anheimzugeben. Es wäre gewiß ſehr zu wünſchen, daß wir der ziemlich nüchternen Betrachtungsweiſe, die uns in dieſen Zeilen entgegentritt, in den Miſſionsberichten öfters, als es bis jetzt leider der Fall iſt, begegnen möchten.

Die große Maſſe der chriſtlichen Gemeinden in Tinnevelly, ſo etwa läßt ſich der Berichterſtatter auf Grund jener Schrift ſowohl als anderer Quellen vernehmen, beſteht aus Schanars. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß ſie ein beſonders zugänglicher Schlag Menſchen ſind, ſcharf abgeſchieden von den anderen Kaſten, und frei von einer Menge von Hindu-Vorurtheilen, weder zu reich, noch zu arm, von ſchlichten Sitten und einfältigen Ideen, träge und furchtſam, preisgegeben dem Druck ihrer habſüchtigen Nachbarn oder Gutsherren von höherer Kaſte, und demgemäß ganz beſonders geeignet, die Vortheile chriſtlicher Sympathie, Rathes und Schutzes zu ſchätzen. Ihre Religion, die nichts anderes als Dämonendienſt iſt, bietet wenig Reize, empfiehlt ſich durch eine nur geringe Anzahl altväterlicher Ueberlieferungen, und bindet ſo das Gemüth mit minder ſtarken Feſſeln, als die viel eingänglichere Theorie des brahmaniſchen Hinduthums anderwärts.

So weit die providentiellen Urſachen, die nach des Verfaſſers und des

Berichterſtatters Anſicht dem Evangelium unter den Schanars Vorſchub leiſteten.

Niemand jedoch kann Miſſ. Petitt's ausführlichen Bericht über den Fortſchritt der dortigen Miſſionen leſen, ohne zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ein großer Theil des Erfolgs auf Rechnung der dort befolgten Miſſionspraxis zu ſetzen iſt.

Die Miſſionare in Tinnevelly, unzufrieden mit den Erfolgen ihrer Arbeit in den großen Städten und auf den gelegentlichen Reiſen in das Land hinein, beſchloſſen in den kleinen Dörfern und Weilern zu leben und zu wirken. Wenn die Bewohner des Landes ſich leicht von Verſtandes-Beweiſen beſtimmen ließen, ſo würden die großen Städte dem Miſſionar ſicherlich eine beſſere Gelegenheit bieten; aber es giebt kaum Leute in der Welt, die gegen abſtracte Wahrheit ſo gleichgültig, der Beweisführung ſo unzugänglich und in ihrer Ueberzeugung ſo hartnäckig ſind, wie ſie, — während auf der andern Seite kaum Menſchen gefunden werden, die dem Verlangen ihrer Vorgeſetzten, dem Befehl derer, denen zu folgen ſie gewohnt ſind, ſo wie dem Einfluß ihrer Freunde ſo leicht nachgeben. Das iſt ſicherlich eine ſchwache Stelle in ihrem Charakter, aber ſie eben zeigt, wie wichtig für denjenigen, der ihnen wohlzuthun im Sinne hat, es iſt, daß er, unter ihnen wohnend, ihr Vertrauen zu gewinnen ſuche. Jedermann innerhalb eines Bereichs von mehrern Meilen kennt den Miſſionar und ſeine Familie. Sie werden vertraut mit ſeinen Zwecken und Plänen, ſie haben ſein ganzes Leben und Treiben vor Augen, und kommen allmählig zu der Ueberzeugung, daß die Religion deſſen, der ihnen (beſonders auch in zeitlichen Dingen) alles Gute zu erweiſen bereit iſt, eine gute und wohlthätige Religion ſein müſſe. So lernen ſie ſeinen Rath ſchätzen und befolgen und unterwerfen ſich zuletzt, von mehr als Einem Beweggrund (!) geleitet, ſeiner Unterweiſung.

In Verbindung hiemit können wir nicht umhin auf die wohlthätigen Wirkungen des in Tinnevelly befolgten Planes, jedem Miſſionar einen gewiſſen Diſtrict von leicht zu überſehendem Umfang zuzuweiſen, aufmerkſam zu machen. So iſt Sorge, Arbeit und Verantwortlichkeit des einzelnen Miſſionars durch gewiſſe örtliche Grenzen genau beſtimmt, und er braucht ſich durch den Anblick eines Arbeitsfeldes von ungemeſſener Weite nicht entmuthigen zu laſſen; ſein perſönlicher Einfluß

kann jedes Dorf, jeden Weiler, ja faſt jedes Haus erreichen, — und jeder Zuſammenſtoß rivaliſirender Thätigkeit iſt vermieden.

Ferner. Die Miſſionare fordern die Bewohner ihres Districtes insgeſammt auf, ſich unter ihre ſeelſorgerliche Pflege zu ſtellen juſt in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befinden, organiſiren ſie, ſobald die Leute ſelbſt dazu ſtimmen, zu Gemeinden im weitern Sinne und unterwerfen ſie einer ſolchen Zucht und Unterweiſung, wie ſie für Katechumenen paßt. Viele, die auf dieſe Weiſe den chriſtlichen Namen annehmen, werden natürlich dem Miſſionar viel Noth und Kummer und der chriſtlichen Sache mancherlei Schimpf und Schande bereiten. Das kann jedoch den Miſſionar nicht berechtigen, gegen den Befehl des Herrn: „Gehet hin und machet alle Völker zu Jüngern" irgend Einem, der um Unterricht zu ihm kommt, hinauszuſtoßen. Nur dadurch, daß ſie das Wort Gottes hören, lernen und daran glauben, können ſie ja bekehrt werden. Nur durch die Miſchung mit dem Sauerteig wird die Maſſe zubereitet und der „Sauerteig" in dem Gleichniſſe des Herrn iſt nicht die Wahrheit in abstracto, ſondern das Himmelreich, — die in den evangeliſchen Kirchen verkörperte Wahrheit —, und dieſer Sauerteig ſollte nicht neben das Mehl hingeſtellt werden, wie Einige heut zu Tage es haben möchten, ſondern darunter gemengt, bis daß es gar durchſäuert wird.

Einige Miſſionare (der Berichterſtatter meint die Mehrzahl der Diſſenters), ſelten aber — wenn je — ſolche die mit den Miſſionen der engliſchen Kirche verbunden ſind, beſchränken ſich zu ſehr auf bloße abſtracte Ermahnung, Buße zu thun und an die Wahrheit des Evangeliums zu glauben, ohne die Leute je zum Anſchluß an die kirchliche Gemeinſchaft zu bringen; ja ſie ſcheuen ſich ſogar, aus Furcht, den Ruf der Miſſionsſache bloßzuſtellen, die Leute auch nur als Katechumenen unter ihre ſeelſorgerliche Pflege zu nehmen, bis ihre Beweggründe hinlänglich durchſucht und die Elemente des chriſtlichen Charakters in ihnen bereits entwickelt ſind. Das kommt mir ſo vor, als wenn ein Arzt, um den Credit ſeiner Arzeneien aufrecht zu erhalten, unter den ſeiner Pflege anvertrauten Kranken eine Auswahl treffen und nur diejenigen behandeln wollte, die entweder bereits auf dem Wege der Beſſerung ſich befinden oder deren endliche Geneſung ſich mit einer gewiſſen Sicherheit vorherſehen läßt. Wo

immer ein ſolches ekleftiſches Syſtem, das weiſer und geiſtlicher ſein will als das vom Herrn ſelbſt angegebene, angewendet wurde, ſind die Erfolge hinter der Erwartung zurückgeblieben.

Weiter: Nirgends in der Welt, ſei es unter heidniſchen Völkern, ſei es in chriſtlichen Landen, in Verbindung mit der Kirche oder einer andern religiöſen Körperſchaft finden wir vielleicht ein vollſtändigeres und umfaſſenderes Syſtem des Unterrichts und der Aufſicht im Gange, als in der Tinnevelly-Miſſion. Hier hat Jeder, Alt oder Jung, ſeine täglichen oder wöchentlichen Aufgaben zu lernen und wird von Zeit zu Zeit geprüft; jedes Kind chriſtlicher Aeltern — Knabe oder Mädchen — geht zur Schule; jeder Verſtoß gegen Sitte und Religion, ſei es bei einem Katechumenen oder bereits Getauften, wird förmlich unterſucht und der chriſtlichen lex loci zufolge geahndet.

Ferner: Der Hauptumſtand aber, der die bedeutenden Erfolge in Tinnevelly von jeher bedingte, iſt vielleicht darin zu ſuchen, daß Schutz vor Bedrückung und manche andere zeitliche Wohlthat der Annahme des Chriſtenthums in der Regel auf dem Fuße gefolgt ſind.

Es hat nicht den Anſchein, daß die Miſſionare bei ihren Bemühungen, die zeitliche Wohlfahrt ihrer Bekehrten zu fördern, darauf ausgingen, die Heiden in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche hineinzulocken. Sie thaten einfach, was ſie als ihre Pflicht gegen diejenigen, zu denen ſie in ſeelſorgerlicher und freundſchaftlicher Beziehung ſtanden, klar erkannten. Sie konnten ja nicht umhin, denen, die in Noth waren, zu rathen, und den Bedrängten ihr Mitleiden zu ſchenken. Das Chriſtenthum hat ja die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens, und diejenigen, deren Amt es iſt, das Chriſtenthum unter einem fremden Volke zu pflanzen, können ja nicht getadelt werden, wenn ſie ſich bemühen, den Heiden dieſe beiden Verheißungen klar zu zeigen und ſo den Beweis zu führen, daß die Religion, die ſie lehren, der Menſchen beſte Freundin iſt.

Dieſe zeitlichen Vortheile erſchienen natürlich denen, die noch im Heidenthume ſtanden, und nach rein weltlichen Grundſätzen zu handeln gewohnt waren, in einem anziehenderen Lichte, als die im Evangelio dargebotenen geiſtlichen Schätze, — und ſo iſt es keine Frage, daß Viele auch aus vorwiegend oder gar ausſchließlich äußeren Beweggründen ſich unter die

ſeelſorgerliche Pflege der Miſſionare ſtellten. Mit äußeren Beweggründen meinen wir hier jedoch nicht die ſchmutzige Begierde nach finanziellem Vortheil. Es liegt klar genug zu Tage, daß die Tinnevelly-Bekehrten weder Geldunterſtützung fordern noch empfangen, in der Regel wenigſtens, ſondern daß ſie eher zu geben als zu nehmen haben. Die ſichere Erwartung, daß man von dem Miſſionar des Diſtricts in ſchwierigen Fällen Rath, im Unglück Theilnahme, bei Unterdrückung Schutz, in Krankheit Beiſtand und zu aller Zeit gütige Nachfrage und freundliche Zuſprache erfahren werde; — ferner das natürliche Verlangen, ſich einer im Aufſchwunge begriffenen, von europäiſcher Einſicht geleiteten und nach Grundſätzen chriſtlicher Gerechtigkeit regierten Körperſchaft anzuſchließen; — weiter, die ſtachelnde Thatſache, daß eingeborne Chriſten einige Jahre nach ihrem Uebertritt offenbar eine höhere Stellung im bürgerlichen Leben einnehmen und ein größeres Maaß inneren Friedens und äußeren Wohlſtandes genießen, denn da ſie Heiden waren; — das und Aehnliches iſt es hauptſächlich, was die Leute dem Chriſtenthume entgegentreibt, und obſchon es offenbar weltlicher Natur iſt, ſo kann man es doch nicht ſchmutzig nennen. Solche und ähnliche weltliche Vortheile fließen ganz natürlicher und nothwendiger Weiſe aus dem Chriſtenthume ſelber her. Und wirken denn nicht derlei Umſtände mehr oder minder in jeder andern Miſſion? Man bietet z. B. der eingebornen Jugend eine engliſche und wiſſenſchaftliche Erziehung an, die zur Uebernahme von Regierungsſtellen befähigen ſoll. Nun das zieht natürlich die Söhne der angeſehenen Bürger großer Städte in die Sphäre chriſtlichen Unterrichts hinein. Man verabreicht ferner den Kranken unentgeltlich Arzenei und erbietet ſich ſie zu pflegen. Das bringt natürlich eine andere Klaſſe von Leuten in den Bereich der Miſſion. In einem Stücke jedoch iſt die Weiſe, in welcher dieſer Grundſatz in Tinnevelly durchgeführt wird, noch weniger bedenklich, inſofern nämlich als, wie ſchon erwähnt, die irdiſchen Vortheile, die den Chriſten in Tinnevelly zu Theil werden, natürlich und nothwendig aus der Annahme des Chriſtenthums herfließen und eine Erfüllung der Verheißung ſind, daß die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze iſt. — So weit der Berichterſtatter.

Unter den Miſſionaren ſelbſt iſt man zum Theil der Meinung, daß man in der Tinnevelly-Miſſion einen nicht unbedeutenden Fehler

damit begangen habe, eigene chriſtliche Dörfer zu bilden. Es läßt ſich Jemand folgendermaßen darüber vernehmen: „Das Gemälde chriſtlicher Dörfer mit der chriſtlichen Bevölkerung, der Kirche und dem Paſtor, der Schule und dem Schullehrer iſt in der That nett. Allein, meine Brüder, wenn der Sauerteig von dem Mehl genommen wird, wie ſoll das Mehl durchſäuert werden? Dieß, meine ich, iſt ein Fehler in Tinnevelly, wo die Chriſten von den Heiden meiſt getrennt leben. Denn ſo leben natürlich auch die Heiden von den Chriſten getrennt, und die erſteren haben keine Gelegenheit, die guten Werke der Chriſten zu ſehen und ſo ihren Vater im Himmel zu preiſen."

Es wird auch wohl darüber geklagt, daß die Miſſionare in Tinnevelly dem Kirchenbaue zu viel Zeit und Aufmerkſamkeit ſchenken, und zwar im Buſen der Geſellſchaft ſelbſt. Ich weiß nicht, wie viel bei dieſer Klage auf Rechnung eines falſchen Spiritualismus zu ſetzen iſt, der nur immer das Netz gezogen wiſſen will, für die gefangenen Fiſche aber kein Gefäß in Bereitſchaft zu halten Luſt hat.

„Der Fortſchritt der Erziehungsſache in Tinnevelly hat die Leiter der Miſſion zu Maßregeln veranlaßt, die einen angemeſſenen Vorrath von tamuliſchen Schriften zur allgemeinen Belehrung nach chriſtlichen Grundſätzen ſichern ſollen. Eine ſolche Elementarliteratur iſt durch den Eifer verſchiedener Männer und Geſellſchaften, die ſich die geiſtige Hebung der Eingebornen zur Aufgabe gemacht haben, in den Sprachen des nördlichen und weſtlichen Indiens bereits beſchafft worden; in der tamuliſchen Sprache dagegen hat man in dieſer Beziehung bisher gar wenig geleiſtet. Das Comité hat daher den Herrn Seymer, der früher mit der Geſellſchaft verbunden war und der für dieſe Art Arbeit hoch befähigt iſt, nach Madras zurückgeſchickt, damit er dort in dieſem Fache arbeite." (Miſſ.-Reg. von 1853.)

Ein correſpondirendes Comité, das ſeinen Sitz in Madras hat, vermittelt die Leitung der ſüdindiſchen Miſſionen mit der heimath-

lichen Gesellschaft. Der Bischof präsidirt zwar nicht (wie bei der Schwestergesellschaft) an der Spitze dieses Comités; dennoch stehen die Missionare der Gesellschaft in einer bestimmten Beziehung zu ihm. Er betrachtet auch die Missionare der kirchlichen Gesellschaft als sein „Missionary Clergy"; die heimathliche Gesellschaft aber übt wesentlich Patronatsrechte.

Die Missionen der kirchlichen Gesellschaft haben in Vergleich zu den Missionen der bischöflichen Schwestergesellschaft zwar etwas weniger äußere Festigkeit, dafür aber im Ganzen doch wohl mehr inneres Leben. Es ist eben eine fast ganz auf freiwillige Beiträge gegründete Gesellschaft. Sie besitzt auch tüchtigere Kräfte insofern, als ihre Missionare mit wenigen Ausnahmen reine Europäer sind.

Die Mission der Nordamerikaner.

Der „American Board" — wie man die große nordamerikanische Mission kurzweg zu nennen pflegt —, der, ähnlich wie die Londoner Gesellschaft, seinen Missionaren kein besonderes kirchliches Bekenntniß mitgiebt, sondern dieselben aus den congregat. und presbyterianischen Kirchen ohne Unterschied auswählt, begann seine Thätigkeit unter den Tamulen bereits im Jahre 1816, und zwar in Jaffna, dem nördlichen Theile Ceylons, der, obgleich als Insel von dem tamulischen Festlande geschieden, nach Sprache, Religion und Gesittung doch zu dem Tamulenlande zu rechnen ist. Von dort aus senkte sich im Jahre 1834 eine Zweig-Mission nach dem gegenüberliegenden Madura, und im Jahre 1836 eine andere nach Madras ab.

Wir folgen dem geschichtlichen Gange und besichtigen demgemäß

zuerſt die Miſſion in Nord-Ceylon, die einen ſo eigenthümlichen und dabei ſo entſchiedenen Charakter zeigt, daß eine verhältnißmäßig ausführlichere Beſprechung ohne Zweifel am Platze ſein wird.

Nord-Ceylon. Das Miſſions-Regiſter von 1855 bringt folgende Statiſtik: 8 Hauptpoſten (Tillipally, Batticotta, Uduville, Panditeripo, Manepy, Varany, Chavagacherry, Udupitty), 9 Miſſionare und eben ſo viele Miſſionsgehülfinnen, 1 Arzt mit 5 Gehülfen, 1 Drucker, 2 eingeborne Prediger, 30 eingeborne Helfer, 66 chriſtliche Schullehrer. — 395 Communicanten, 83 tamuliſche und engliſche Freiſchulen mit 2825 Knaben und 1203 Mädchen, 279 in Koſt- und Seminarſchulen. Die Preſſe lieferte nicht minder als 1,595,400 Seiten, und die Zahl der Krankheitsfälle, die der Miſſionsarzt mit einem ſeiner Gehülfen und drei Studioſen der Arzneikunde in einem halben Jahre behandelte, belief ſich auf 1173. — Schon aus dieſen bloßen Zahlenangaben erhellt der allgemeine Charakter faſt aller Miſſionen der nordamerikaniſchen Geſellſchaft mit den drei weſentlichen Zügen: Schule, Preſſe und Hospital.

Der Zweck der gewöhnlichen Tamulſchulen iſt, der Jugend nicht blos nützliche Kenntniſſe, insbeſondere bibliſche, mitzutheilen, ſondern auch den Erwachſenen die chriſtlichen Wahrheiten näher zu bringen. Nur Wenigen iſt die Schule bisher zum Mittel der Bekehrung geworden; das Ergebniß derſelben beſteht faſt ausſchließlich in Hinwegräumung heidniſcher Vorurtheile und in einem allgemeinen Verſtändniß bibliſcher Thatſachen und Gedanken.

Mit den engliſchen Schulen, zu deren Unterhaltung die Regierung jährlich 200 Pf. bewilligt hat, will man denjenigen, die Engliſch zu lernen wünſchen, entgegenkommen und daneben eine Anzahl Knaben zur Aufnahme in das Seminar vorbereiten. Ueber die hohe Bedeutung, welche die Miſſionare dem Engliſchen beilegen, läßt ſich ein Bericht vom Jahre 1847 ſo aus: „Das Studium des Engliſchen iſt das beſte Mittel geiſtiger und ſittlicher Bildung; man darf dieſe Sprache wohl als die eigentliche klaſſiſche (?) Sprache des Hindus betrachten. Das Engliſche eröffnet ihnen außerdem ein wahres Magazin voll unvergleichlichen Materials in geiſtiger, ſittlicher, bürgerlicher und religiöſer Beziehung. Ferner iſt die engliſche Bibel, wenn ſie wohl gelehrt wird, ein vortrefflicher Commentar für die tamuliſche Bibel. Die Sprache der engliſchen Bibel tritt dem

Hindu in vollkommener Reinheit entgegen, sie läßt keine heidnischen Ideen-Verbindungen aufkommen. Endlich aber ist das Studium des Englischen ein unschätzbarer Sporn für jeden Zweig des Wissens."

Das Seminar zu Batticotta nahm erst im Jahre 1823 seinen Anfang und zwar auf Grund der Wahrnehmung, daß einige Zöglinge der damaligen Kostschulen in den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen solche Fortschritte gemacht hatten, daß eine höhere Bildungsanstalt am Platze schien. „Das Seminar", so sagt der vorher erwähnte Bericht, (obschon meist aus heidnischen Zöglingen zusammengesetzt) „war von Anfang an eine christliche Schule. Die Zöglinge derselben sind stets regelmäßig in der heiligen Schrift unterrichtet worden und haben je und je den Morgen- und Abendandachten, sowie den sonntäglichen und andern Gottesdiensten beiwohnen müssen. Die Ausübung abgöttischer Ceremonien ist verboten, auch dürfen weder Lehrer noch Schüler irgend ein abgöttisches Zeichen tragen, oder sich zur Verrichtung heidnischer Gebräuche entfernen. Dieses Verfahren dürfte vielleicht Dieser oder Jener als unangemessene Einmischung in die religiöse Freiheit derer, die das Seminar besuchen, zu mißbilligen geneigt sein. Allein die Aeltern wissen ja im Voraus, was für Beschränkungen ihren Kindern beim Eintritt in das Seminar auferlegt werden, so wie auch, daß es sich nicht mit dem Gewissen der Missionare verträgt, Abgötterei und Teufelsdienst in einem christlichen (?) Seminare zu dulden."

Läßt man dieses Seminar als ein in der That christliches im vollen Sinne des Wortes gelten, so haben die Missionare ohne allen Zweifel recht. Wenn man aber bedenkt, daß noch im Jahre 1850 unter den 105 Zöglingen nur 19 Glieder der Gemeinde waren, so drängt sich jedenfalls die Frage auf, ob die christliche Weisheit zu einer Praxis Ja und Amen sagen kann, die, ohne daß sie vorher die christliche Wahrheit innerlich einpflanzt, auf eine thatsächliche Verleugnung des Heidenthums im Aeußern dringt, das doch auch in seiner vollkommensten Gestalt immerhin eine entstellte Offenbarung ist und mithin Elemente der Wahrheit in sich birgt. Daß die Missionare juristischer Weise vollkommen befugt sind, eine solche Verleugnung als Bedingung für die Aufnahme ins Seminar zu stellen, wird kein vernünftiger Mensch in Frage ziehen.

Einer im Jahre 1845 getroffenen Einrichtung zu Folge umfaßt nun

das Seminar eine Art Akademie und eine Normal-Schule, jede mit 2 Klaſſen und mit einem Lehrgange von 4 Jahren. Die Zöglinge ſind faſt ſämmtlich Koſtgänger, und die Zahl derer, die, nachdem ſie die Normal-Schule durchgemacht haben, die Anſtalt verlaſſen, verhält ſich zu denen, die den auf 8 Jahre berechneten Geſammt-Lehrgang ganz vollenden, etwa wie 1 zu 4. Unterricht und Leitung des Seminars liegt — oder lag wenigſtens noch vor einigen Jahren — in der Hand zweier, von ſieben eingebornen Lehrern unterſtützter Miſſionare. In dem Studienplan, der in mancher Beziehung den Eindruck der Ueberfülle zu machen geeignet iſt, nehmen die Naturwiſſenſchaften eine hervorragende Stelle ein. Ein Bericht der Miſſionare von 1849 ſucht ihn in folgender Weiſe zu rechtfertigen: „Da das letzte Ziel der Anſtalt die Fortpflanzung des Chriſtenthums iſt, ſo wird die Bibel als das eigentliche Textbuch in Moral und Religion betrachtet. Die Wiſſenſchaft gilt lediglich als Gehülfin dazu. Aber eben deshalb iſt ein umfaſſenderer wiſſenſchaftlicher Lehrgang nöthig; denn wie könnte man ſonſt den Syſtemen des Landes und dem Geiſte des Volkes genügend begegnen? Das Heidenthum rühmt ſich ſeiner Mathematik, ſeiner gemeinen, ſeiner myſtiſchen und ſeiner magiſchen Zahlen; es rühmt ſich ſeines gottgeoffenbarten Syſtems der Aſtronomie, womit eine alle Faſern des häuslichen und öffentlichen Lebens durchdringende Aſtrologie verbunden iſt; es rühmt ſich ſeiner, hie und da auf übel angewandte Geſetze der natürlichen Magie gebauten, Hoffnung und Furcht beherrſchenden Zaubereien; es rühmt ſich ſeiner Phyſik und Alchymie mit ihren thörichten Anſprüchen, ſo wie einer myſtiſchen Philoſophie, die in das innerſte Weſen und Werden der Dinge einzuführen vorgiebt."

Bis zum Jahre 1849 hatten nicht weniger als 400 Zöglinge das Seminar zu Batticotta regelrecht durchgemacht. 70 etwa davon ſtanden im Jahre 1851 im Dienſte der nordamerikaniſchen Miſſion, 20—30 im Dienſte anderer Miſſionen in Ceylon und auf dem Feſtlande, und ziemlich 50 im Dienſte der Regierung. 50—60 etwa mochten geſtorben ſein. Was die Uebrigen anlangt, ſo hatten ſich Einige als Pächter in ihrer Heimath niedergelaſſen, Andere waren ihrem Glücke in die Fremde nachgegangen. Mehr als 200 hatten ſich zum Chriſtenthum bekannt, und die Miſſionare glaubten, „daß die bei weitem größere Mehrzahl derer, welche die Anſtalt verlaſſen hatten, eine entſchiedene Ueberzeugung zu Gunſten des Chri-

ſtenthums mit hinweggenommen." — Die Koſten des Seminars haben ſich in den letzten Jahren bedeutend vermindert, und zwar theilweiſe dadurch, daß man die Anzahl der Zöglinge und der eingebornen Gehülfen verringerte, zum Theil aber auch dadurch, daß ſich die Zahl derer, die Koſtgeld geben, vermehrte. „Die Miſſion," ſo drückt ſich der Jahresbericht der Geſellſchaft vom Jahre 1851 aus, „wird die Geſammtausgaben für das Seminar ſowohl, als für die engliſchen Schulen ſobald als möglich auf die Leute ſelbſt werfen." Wie bald das aber wird möglich werden??

Die Koſtſchule für Mädchen zu Uduville iſt auch inſofern von Bedeutung, als ſie den jungen Leuten, die in den Anſtalten der Miſſion erzogen werden, wohlunterrichtete und zu Fleiß und Reinlichkeit erzogene Ehefrauen liefert. Im Jahre 1849 hatten ſich bereits mehr als 120 Mädchen aus der Koſtſchule an chriſtliche Männer verheirathet. So waren denn über 100 „achtbare" Familien, die ihre Erziehung der Miſſionsanſtalt verdankten, in den heidniſchen Dörfern umher verſtreut, und „konnten durch gutes Beiſpiel einen gewiſſen Einfluß auf ihre heidniſchen Umgebungen üben."

Die Geſammtzahl der Eingebornen, die auf ihr Bekenntniß hin in die kirchliche Gemeinſchaft der Nordamerikaner aufgenommen worden, belief ſich im Jahre 1849 auf 680, und darunter gehörten 200 dem weiblichen und 480 dem männlichen Geſchlechte zu. Mehr als 300 der letztern waren im Batticotta-Seminar erzogen worden, und etwa 180 der erſtern in der weiblichen Koſtſchule zu Uduville. Ungefähr 100 wurden wegen Ausübung heidniſcher Bräuche und ſonſtigen unſittlichen Betragens ſpäterhin ausgeſchloſſen; mehr als 100 ſtarben, und Viele zerſtreuten ſich hier- und dorthin.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich zur Genüge die Thatſache, daß der nordamerikaniſchen Miſſion in Jaffna faſt alle ihre Bekehrten durch das Seminar und die Koſtſchule aus den Hindu zugeführt wurden; und damit in engſter Verbindung ſteht die andere Thatſache, daß, mit nur ein paar Ausnahmen, ſämmtliche Glieder der Kirche von der Miſſionskaſſe irgendwie abhängen (vergl. S. 66): ſie ſind nämlich entweder Zöglinge des Seminars und der weiblichen Koſtſchule, oder Katecheten mit ihren Familien, oder endlich Arbeiter in der Druckerei u. ſ. w. Wenn daher „die eingeborne Miſſionsgeſellſchaft" im Jahre 1849 ziemlich 75 Pfd. zur Unterhaltung

eines Katecheten und Schullehrers zuſammenlegte, und die Glieder der Kirche auf einer einzigen Station eine außerordentliche Sammlung von 10 Pfd. für die Kaſſe des nordamerikaniſchen Board zuwege brachten, ſo iſt das allerdings recht ſchön, daß „der Eine ein Zwanzigſtel, der Andere ein Funfzigſtel, der Dritte ein Zwölftel und der Vierte ein Zehntel" von dem, was ihm als Gehalt aus der Miſſionskaſſe zufließt, zurückfließen läßt; aber als ein weſentlicher Schritt zur Anbahnung des Selbſtunterhalts der Gemeinden kann es kaum betrachtet werden.

Madura. Das Miſſionsregiſter von 1855 giebt folgende Statiſtik. 10 Miſſionspoſten: Madura-Oſt, Madura-Weſt, Dindigal-Oſt, Dindigal-Weſt, Periakulam (S. 59), Sivaganga (S. 59), Teropuvanam, Tirumangalam (S. 58), Paſumalei (S. 61), Mandahaſalie; 10 Miſſionare, 1 Arzt, 1 eingeborner Prediger, 75 eingeborne Helfer. 443 Communicanten, 33 Seminarſchulen, 50 gewöhnliche Tagesſchulen mit 1064 Kindern, 128 engliſche Schüler. — Dieſe Miſſion iſt vor allen andern im Tamulenlande bisher mit Krankheit und Sterblichkeit heimgeſucht worden. Von 14 Perſonen, die im Herbſt 1836 von Amerika nach Madura gingen, war im Jahre 1850 nur noch Einer auf dem Platze. Die erſten Miſſionare gingen, wie bereits oben erwähnt (S. 59), in dem Gedanken, das ganze Land umher als ihr Miſſionsfeld alsbald mit einem Netze von Miſſionspoſten der Länge und Breite nach überſpannen zu müſſen, damit allzu raſch zu Werke und ließen ſich bei der Vertheilung der Stationen über das Land hin allzu ſehr von Meilenzahl und Bevölkerungsmaſſe beſtimmen. So liegen nun wohl die einzelnen Poſten in wohlgemeſſenen Entfernungen von einander, und zwar in der Regel an ziemlich volkreichen Orten; allein der Geiſt, der da wehet, wo er will, hat ſich an dieſen menſchlich verſtändigen Plan der erſten Miſſionare nicht gebunden, ſondern meiſt mehr oder minder abſeits von den vorweg errichteten Stationen kleine Gemeindlein entſtehen laſſen, ſo daß nun die mit großen Koſten errichteten Miſſionsgebäude, die man doch nicht gern unbenutzt möchte verfallen laſſen, hie und da faſt zu einem Hinderniß für eine angemeſſene Thätigkeit werden.

Die nordamerikaniſche Miſſion zu Madura hat keine eigene Preſſe, und bedarf ihrer auch um ſo weniger, als ſie in dieſer Beziehung von Jaffna und Madras her verſorgt wird. Sonſt aber halten die Miſſionare

zu Madura von dieſem Zweige der Miſſionsthätigkeit kaum minder viel, als die nordamerikaniſchen Miſſionare im Allgemeinen. Sie ſagen in ihrem Berichte vom Jahre 1850: „Wir haben auch die Hülfe der Preſſe möglichſt in Anſpruch genommen, da wir der Meinung ſind, daß dieſe Art der Miſſionsthätigkeit ihren Vortheil hat. 45 Exemplare der ganzen Bibel, 226 Exemplare des Neuen Teſtaments und mehr denn 6000 kleinere Theile der Schrift, ſowie faſt 40000 Tractate (!) ſind im vergangenen Jahre vertheilt worden."

Der Bericht für 1850 redet von 2471 Seelen, die ihre frühere Religion verlaſſen haben (d. i. den äußern Götzendienſt vorläufig aufgebend, den „Sabbath feiern", zum Gottesdienſt ſich einſtellen u. ſ. w.) und nun in der chriſtlichen Religion unterrichtet werden; und daneben nur von 235 wirklichen Gliedern der Gemeinde „in gutem Stande", d. i. ſolchen, die nicht der Kirchenzucht irgendwie anheimgefallen ſind.

Das Seminar zu Paſumalei (S. 61) iſt noch in den erſten Anfängen begriffen. Es zählte im Jahre 1850 28, im Jahre 1852 aber 37 Zöglinge, wovon nur 20 der Gemeinde gliedlich angehörten. Früher entſtammten faſt alle Zöglinge in Seminar und Koſtſchule Einer Kaſte; das iſt im Laufe der Zeit anders geworden. Die Miſſionare haben die Zahl der Heidenſchulen je länger je mehr beſchränkt, denn obſchon ſie geſtehen, daß auch dort immerhin etwas geſchehen könne, ſo glauben ſie doch mit Recht ihre geringen Kräfte vor allen Dingen den Kindern zuwenden zu müſſen, deren Aeltern entweder bereits Chriſten ſind, oder doch irgendwie unter chriſtlichem Einfluß ſtehen. Der Bericht von 1852 klagt, daß man von 1588 Kindern der Art nur erſt 647 in den Freiſchulen unterzubringen im Stande ſei, und daß die amerikaniſche Miſſion zu Madura für wirkliche Erziehung weniger thue, als irgend eine andere Miſſion in Südindien.

Mehr als 3500 Heiden ſtanden dem Miſſions-Regiſter von 1854 zufolge in Unterricht. „Hätte man nun genügende Arbeitskräfte, ſo könnte man von dieſem Arbeitszweig die glücklichſten Erfolge erwarten." Bisher freilich hat es ſich trotz aller Rührigkeit noch nicht recht dazu angelaſſen. — Der alles in Zahl und Maß faſſende Bericht von 1850 ſagt uns, daß auf ſämmtlichen Stationen im Jahre 1850 wöchentlich 44 Gottesdienſte gehalten wurden und daß ſämmtliche Miſſionare während des genannten Jahres zuſammengenommen 6458 engl. Meilen umhergereiſt ſind.

Sehr charakteristisch ist auch die geschichtliche Skizze, die jenem Berichte angehängt ist. Ich habe sie ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits oben (S. 62—63) mitgetheilt.

Madras und Arcot. Das Missions-Register von 1855 bringt folgende Statistik für Madras. 3 Missionsposten: Nayapuram (siehe hinten Anmerk. 90), Chinatripettah, Schwarze Stadt; 4 Missionare, 2 eingeborne Gehülfen. 45 Communicanten, 200 Zöglinge in der „englischen Hochschule", 12 Freischulen mit 320 Knaben und 145 Mädchen. Die Presse lieferte 27,813,246 Seiten. — Wir sehen also auch hier eine verhältnißmäßig bedeutende Thätigkeit in der Schule und auf der Presse. Einer der Missionare jedoch, der seitdem gestorben ist, widmete sich zu meiner Zeit vorzugsweise der Heidenpredigt und zwar innerhalb seines eigenen Gehöftes in einer der großen Verkehrsstraßen. Das Missions-Register von 1855 spricht von „vier Predigtplätzen". Der erwähnte Missionar besuchte im Jahre 1851 auch Conjeveram, wo zur Ehre Vischnu's ein jährliches Fest gehalten wird (S. 188), und wo daher Tausende aus allen Ecken und Enden zusammenkommen und dem Missionar, der auf Vertheilung christlicher Schriftchen und auf vorübergehende Ansprachen ein Gewicht legt, eine gute Gelegenheit darbieten, seine Waare an den Mann zu bringen. Eigenthümlich ist die Art, wie sie dabei zu Werke gingen.

„Ein eingeborner Christ mit Billets wurde auf der Straße gerade vor dem Bungalow, mitten unter den Leuten, die zur Entgegennahme von Schriften einzutreten wünschten, aufgestellt. Er hatte ein aufgeschlagenes Tamulbuch in der Hand und es Jedem, der um Einlaß bat, vor die Augen haltend, veranlaßte er ihn, versuchsweise ein wenig daraus vorzulesen. Wenn eine kleine Anzahl die Prüfung bestanden hatte, so bekamen sie Billets und damit Zutritt in den Bungalow. Sie mußten auf Matten niedersitzen und wir hielten dann eine Ansprache an sie." — „In dieser Weise", so fährt der allgemeine Bericht der Gesellschaft vom Jahre 1851 fort, arbeiteten sie 8 Tage, mehr als 150 solcher Häuflein (im Ganzen 2,037 Seelen) beansprachend und 4756 Schrifttheile und Tractate austheilend."

Wohl die meisten der eingebornen Christen, die mit der amerikanischen Mission in Verbindung stehen, finden in derselben irgendwie Beschäftigung. Bei so bewandten Umständen freilich lassen sich die strengen Maßregeln in

Bezug auf das Abthun aller Kastenunterschiede (S. 102 fgg.) allenfalls durchführen. Auch die Heiden unter den Arbeitern in der Druckerei ꝛc. hatten zu meiner Zeit dem sonntäglichen Gottesdienste pflichtmäßig beizuwohnen.

Die amerikanische Mission zu Madras hat in der neueren Zeit auch einen Zweig nach Arcot (Arni und Chittur) (70 engl. Meilen von Madras; S. 89) abgesenkt. Dort arbeiten drei in Indien geborne Söhne des Missionars Scudder in Madras; bisher noch ohne namhaften Erfolg. Sie haben beschlossen, sich mit Heidenschulen in keiner Weise zu befassen.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die nordamerikanischen Missionare, obgleich von Hause aus bekenntnißlos, sich mit Rücksicht auf das Gemeindebedürfniß am Ende dennoch veranlaßt fühlten, ein Bekenntniß für ihre Missionsgemeinden aufzusetzen — eine matte, farblose Umschreibung des in seiner Orginalgestalt als katholische Tradition mit großer Scheu ferngehaltenen apostolischen Glaubensbekenntnisses, verbunden mit einer zum Theil sehr freien Paraphrase der 10 Gebote. Das zweite Gebot z. B. beginnt eben so frei als eigenthümlich: „Ihr sollt keinen Kastenunterschied halten, sondern als Glieder Einer Familie leben!!“ Die Rechtfertigungslehre ist in jener Umschreibung des apostolischen Glaubensbekenntnisses nur im Vorbeigehen angedeutet, die calvinistische Prädestinationslehre in ihrer mildesten Form vorgetragen, und von den Sacramenten wenigstens so viel gelehrt, daß es die Pflicht aller Gläubigen sei, sich selbst und ihre Kinder taufen zu lassen und an dem Nachtmahl des Herrn Theil zu nehmen.

Die heimathliche Gesellschaft hat ihre Missionare, namentlich in Jaffna, je länger je dringlicher von dem Weg der Schule abgemahnt und ihnen den Weg der eigentlichen Predigt als zweckdienlicher anempfohlen. Sie gab ihren ersten Sendboten nach Ostindien die wahrhaft evangelische Weisung mit: „Bei dem Unterricht der Heiden wird es Ihre Pflicht sein, gegen den Aberglauben derselben nicht heftig loszustürmen, sondern sie in der Milde und Sanftmuth Christi der

Wahrheit allmählich näher zu führen. Die Wahrheit, die in Chriſto Jeſu iſt, iſt mächtig zu verſtören die Anſchläge und alle Höhe, die ſich erhebt wider das Erkenntniß Gottes, und gefangen zu nehmen alle Vernunft unter den Gehorſam Chriſti.“ — Bei dieſem ſchriftmäßigen, von innen nach außen gehenden Standpunkte ſind nicht alle Miſſionare des American Board in Oſtindien unverrückt verblieben; die Geſellſchaft aber ſchien es zu meiner Zeit noch immer mit der mildern Parthei derſelben zu halten; ich weiß wenigſtens ſo viel, daß der Secretär derſelben das allzu äußerliche Verfahren der ſtrengern Parthei in Bezug auf die Kaſtenſache als ein „ſonderbares“ bezeichnen zu müſſen glaubte.

Man darf von vornherein erwarten, daß die nordamerikaniſchen Miſſionare auch im Tamulenlande neben ihrer evangeliſchen Thätigkeit die „Enthaltſamkeitsſache“ als eine beſondere Angelegenheit ſtark betonen und eifrig betreiben werden.

Ihre Stellung dazu ſpricht ſich in folgenden Worten ſattſam aus, die ich einer, in einer hieſigen Zeitung auszugsweiſe abgedruckten Rede entnehme, welche der Miſſionar Scudder bei der halbjährlichen Verſammlung der Madras Teetotal Temperance Society (1850) gehalten hat. Dr. Scudder ſagte dabei, dem Berichterſtatter zufolge, unter anderm: „Der Trunkenbold ſei zu bemitleiden, der mäßige Trinker aber zu verachten u. ſ. w.; für den mäßigen Trinker ſei hier ſowohl, als ſonſt wo gar wenig Hoffnung; er rathe Allen, die gelegentlich ein Glas trinken, über ihre vergangenen Sünden Buße zu thun, und ſich der Teetotal Temperance Society flugs anzuſchließen; das ſei der einzige Weg, ſehr ſchrecklichen Folgen zu entrinnen.“

Die von methodiſtiſchem Weſen mehr oder minder gefärbte amerikaniſche Anſchauungsweiſe giebt ſich auch in den Berichten der betreffenden Miſſionare im Tamulenlande hier und da zu erkennen. Von ſogenannten „Revivals“, die ſich unter den ſtillen, nur in geringem

Grade erregbaren Tamulen allerdings viel anders, als unter den regen und erregungsſeligen Nordamerikanern geſtalten werden, wird auch hier zu viel geredet. So berichtet Miſſionar Meigs in Tillipally: „Während der letzten ſechs Monate habe ich Vieles erfahren, was mich ermuthigt. Die erſte Anzeige von der Gegenwart des Geiſtes geſchah an dem Feſt- und Bettage im December vor unſrer Verſammlung zu Manepi. Von jener Zeit an ſchien es, daß das Werk (des heiligen Geiſtes) in den Gemüthern von mehreren Gemeindegliedern, beſonders unter meinen eingebornen Gehülfen, ſich vertiefte. Sie zeigten eine größere Anfaſſung in ihrer Gebets- und Predigtweiſe.“

Miſſionar Winslow in Madras, der damals bereits 34 Jahre auf indiſchem Boden ſtand, deutete vor einiger Zeit in ziemlich bündiger Weiſe die Gründe an, warum er und ſeine Collegen ſich in Indien fein ruhig zu verhalten für gut befänden. Das indiſche Klima will jene „fieberhafte Aufregung, die das Gehirn wüſte und junge Leute vor der Zeit alt macht“ durchaus nicht geſtatten; denn in Indien „lernt man bald, daß die Nerven ruhen müſſen.“

Ein ſchöner Zug in faſt allen nordamerikaniſchen Miſſionen iſt die verhältnißmäßige Theilnahme der Miſſionsfrau an dem Miſſionswerke, daher denn auch die Frauen als Miſſionsgehülfinnen ſtets mitgezählt werden. Es hat den Anſchein, daß in dieſem Sinne die Verheirathung der Miſſionare von der Geſellſchaft ſelbſt gewünſcht und gefördert wird; wenigſtens finden wir auf den ſo eben beleuchteten Stationen zu Jaffna, Madura und Madras wohl kaum Einen Miſſionar, der nicht verheirathet wäre, oder geweſen. Die weibliche Mithülfe iſt aber bei der nordamerikaniſchen Miſſion in Jaffna deshalb von beſonderer Bedeutung, als hier das Syſtem der Koſtſchule eine wichtige Stellung einnimmt. Ohne die weiblichen Koſtſchulen nämlich würde man dort für die jungen Chriſten, die auf dem Wege des

Seminars meiſt einzeln zum Chriſtenthum herüberkommen, in der Regel keine chriſtlichen Frauen finden und ſo keine Familien bilden können. Aber auch auf dem indiſchen Feſtlande iſt die Koſtſchule im Syſteme der amerikaniſchen Miſſion von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. — Einzelne Frauen der nordamerikaniſchen Miſſionare ſuchen ſich wohl auch noch unmittelbarer an der Miſſion zu betheiligen. So geht Frau Scudder in Arcot mit ihrem Manne, der ſich zugleich mit der Heilkunſt befaßt, zu dem Orte, wo die Arzneien verabreicht werden und läßt ſich mit den dahin kommenden Frauen in eine Unterredung ein.

Der American Board, der jährlich 600,000 Rupis einnimmt, bewilligte im Jahre 1847 die ungeheuere Summe von 125,000 Rupien für ihre drei tamuliſchen Miſſionen (in Jaffna, Madura und Madras), ſah ſich aber im folgenden Jahre genöthigt, die Unterhaltungsſumme auf 103,000 Rupis herabzuſetzen.

Die Miſſion der Weslejaner.

Die Weslejaner landeten ſchon im Jahre 1814 auf Ceylon, gründeten aber erſt ſeit dem Jahre 1821 Stationen in dem tamuliſch redenden Theile der Inſel. Im Jahre 1820 kamen ſie von Ceylon herüber nach Nagapatnam, nachdem ſie 1817 Madras beſetzt hatten.

Nord-Ceylon. Die Statiſtik lautet nach dem Miſſions-Regiſter von 1855 ſo: 4 Hauptſtationen: Batticaloa, Trincomalli, Point Pedro und Catarvelli, Jaffna (Wannarponne und Puttur), 4 europäiſche und 3 eingeborne Miſſionare; 205 Communicanten, 27 Schulen mit 1173 Kna-

ben und 244 Mädchen. — Es ist nicht klar wie viele der eingebornen Communicanten aus den Heiden gesammelt wurden, da die weslej. Missionare einen Haupttheil, oft den Haupttheil ihrer Thätigkeit allenthalben der englisch redenden Bevölkerung widmen. Der Bericht der Gesellschaft vom Jahre 1850 meldet, daß eine Anzahl unterrichteter heidnischer Tamulen den englischen Abendgottesdienst in der Hauptkapelle zu Jaffna regelmäßig besucht — ein Umstand, der vielleicht „die Fortschritte der Erziehung, die zunehmende Kenntniß der englischen Sprache und den allmählichen Verfall heidnischen Aberglaubens bekundet," —oder aber das große Interesse der Hindus an der englischen Sprache, als dem goldnen Thor zu einträglichen Aemtern, bezeugt.

Die Missionare unterhalten außer mehrern englischen und tamulischen Freischulen für beide Geschlechter eine englische Centralschule, wo, außer Religion, Natur- und andere Wissenschaften gelehrt werden, und eine Art Seminar, wo im Jahre 1849 25 Jünglinge in Kost und Unterricht waren. „In Batticaloa sind, dem Bericht von 1850 zufolge, die Schulen zum großen Theile durch freiwillige Beiträge erhalten worden, und man hat sich allenthalben bemüht, für die allgemeinen Zwecke der Mission örtliche Beihülfe zu erlangen, um so die Anstalten möglichst unabhängig von der Unterstützung der heimathlichen Gesellschaft zu machen." Da die wesleyanischen Missionare, wie oben bemerkt, einen großen Theil ihrer Zeit der europäischen und halbeuropäischen Bevölkerung widmen, so werden ihnen derlei Bemühungen natürlich viel leichter, als den Missionaren anderer Gesellschaften, gelingen. — Missionar Walton in Trincomali bekennt: „Seitdem ich mit dem Volke in engern Verkehr gekommen bin, hat mich die geringe Summe biblischer Kenntnisse unter demselben in Erstaunen gesetzt. Selbst die Knaben, die in unserer Schule erzogen wurden, scheinen sehr bald alles je Gelesene zu vergessen. So muß ich denn in meinen öffentlichen Ansprachen Alle als Kinder behandeln." (Missions-Register für 1854.)

Sämmtliche weslejanische Missionen in Nordceylon stehen unter der Oberleitung des Missionars Griffith zu Jaffna. Diese Stellung nahm vor einigen Jahren der seitdem zur anglikanischen Propaganda übergegangene Percival ein, der auf Ansuchen der Hülfsbibelgesellschaft von Nordceylon sich eine Reihe von Jahren mit der Revision der tamulischen

Bibel beſchäftigte. Die „britiſche und auswärtige Bibelgeſellſchaft" trat dem Vorſchlag ihrer Hülfsgeſellſchaft in Jaffna bei und bewilligte eine jährliche Summe von 200 Pfd. zum Unterhalt eines Miſſionars, der ihn, bis zur Vollendung der Reviſion, vertreten ſollte. Schon zu meiner Zeit verließ die Arbeit Percival's, die aus einer Reviſion eine neue Ueberſetzung geworden war, die amerikaniſche Preſſe zu Madras. „Sie war," ſo ſagt der weslejaniſche Bericht, „drei Jahre unter den Händen Percival's geweſen, und zwei Jahre lang hatten die Miſſionare Percival und Spaulding von Jaffna, der engliſche Miſſionar Brotherton, und der weslejaniſche Miſſionar Winslow in Madras ihre vereinten Kräfte täglich (Sonntags ausgenommen) der Durchſicht derſelben gewidmet. An Genauigkeit, Kürze, Eleganz und ächt tamuliſchem Styl übertrifft ſie, wie man glaubt, alle früheren Verſuche bei weitem." Die beiden letztern nach einer Seite hin freilich etwas bedenklichen Prädicate kann man der neuen Ueberſetzung theilweiſe zugeſtehen; das erſtere aber, — und das iſt doch das allernächſte Erforderniß, — fehlt ihr in ſo hohem Grade, daß nicht blos die lutheriſchen, ſondern auch die bedeutendſten unter den anglikaniſchen Miſſionaren ſich dagegen erklären zu müſſen glaubten. (Vgl. S. 129.)

Madras. Die Statiſtik lautet nach dem Miſſions-Regiſter von 1855 ſo: 3 Miſſionare, 1 Hülfsmiſſionar, 12 unbezahlte Helfer; 166 Communicanten, 200 Schüler, 99 Schülerinnen. — Auch die weslejaniſchen Miſſionare in Madras, deren einer, Hodſon, die Oberaufſicht über alle weslejaniſchen Miſſionen in der Madras-Präſidentſchaft führt, widmen der engliſch-redenden Bevölkerung einen Theil ihrer Thätigkeit, und ſuchen beſonders auf dem Wege der Schule ihre Gemeindlein aus den Heiden zu ſammeln.

An der gewöhnlichen Tagesſchule für Heidenkinder, deren ſittliche Wirkung meiſt in der immer wieder verpeſtenden Atmoſphäre des heidniſchen Hauſes untergeht, iſt man ſchon vor vier bis fünf Jahren irre geworden, und glaubte dagegen ſeine Aufmerkſamkeit der Koſtſchule zuwenden zu müſſen; ſpäter drängte ſich den Miſſionaren der Gedanke auf, ob man nicht, ſtatt auf „Elementarſchulen für Kinder", ſeine Hauptkraft lieber auf die Bildung von höhern Schulanſtalten für ein höheres Alter richten ſolle.

Ueber den Stand der eingebornen Gemeinde zu Nayapettah (S. 191) ſprach ſich ein früherer Bericht zwar mit einer gewiſſen Offenheit, aber

doch immer noch in zu allgemeinen Ausdrücken aus. „An Verstand und geistlicher Auffassung der Wahrheit in ihrer praktischen Anwendung auf das tägliche Leben sind unsere eingebornen Mitglieder nur Kinder, und in religiösem Genuß (!) stehen sie tief unter dem, was wir für den schriftmäßigen Standpunkt ansehen. In einzelnen Fällen ist das schöne Gold dunkel geworden; das christliche Bekenntniß ist durch den Mangel einer sorgfältigen Inachtnahme der gesunden Grundsätze christlicher Moral verderbt worden." Ich überlasse es meinen Lesern, sich aus diesem, allenfalls auf die allerbesten Gemeinden in der Welt anwendbaren Bericht sich den eigentlichen Bestand aus und zwischen den Zeilen herauszulesen, will jedoch hierbei bemerken, daß die in der Regel verstellungsgeübten Eingebornen, die sehr bald herausfinden, wie sie sich unter gegebenen Verhältnissen zu geberden und wie zu reden haben, diese ihre leidige Kunst zwar gegen alle Missionare ohne Ausnahme auszuüben versuchen, für diese ihre Versuche aber das verhältnißmäßig leichteste Spiel bei den Weslejanern finden, in deren eigenthümlichem Klassensystem ꝛc. Geberde und Wort mehr zu gelten pflegen, als sie wirklich werth sind. (Vergl. Bd. IV. S. 63.)

Nagapatam und Trivalur. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 1 Missionar, 1 Gehülfe; 18 Communicanten, 118 Schüler, 12 Schülerinnen. — Während die weslejanischen Missionare in Madras die Heidenpredigt auf das Missionsgehöft, auf die Schulzimmer und auf die benachbarten Häuser beschränken, machten es sich die weslej. Missionare in Nagapatam schon seit längerer Zeit zur Pflicht, von Straße zu Straße und von Haus zu Haus zu gehen, indem sie „das größte Gewicht auf die Verkündigung des Evangeliums unter den erwachsenen Heiden legten, ohne jedoch das heranwachsende Geschlecht zu vernachlässigen." Bei alle dem scheint es mit der Bekehrung nicht recht vorwärts zu gehen.

Einer der dortigen Missionare bemerkte vor einigen Jahren: „Wenn junge Leute in Madras sich zum Christenthum entschließen, so gewähren ihnen die Missionare Schutz und sorgen für ihre Bedürfnisse. Ich will der Kirche die Unterhaltung aller ihrer Glieder nicht empfehlen, aber bei der gegenwärtigen Lage des Christenthums in diesem Theile Indiens möchte es wohl gut sein, wenn wir für diejenigen, die (mit der Kaste) für Christum Alles aufzugeben bereit sind, etwas thun könnten." Derselbe Missionar

hatte, wenn ich nicht irre, mitgestimmt, als auf einer Conferenz seiner Collegen zu Madras im Januar 1851 der Antrag gestellt wurde: „daß das Maaß des Erfolgs, welches die neulichen Bemühungen der südindischen Missionare, die Kaste aus der Kirche auszurotten (S. 101—105), von dieser Versammlung dankbar anerkannt und als einer der Triumphe betrachtet werde, die vereintes Arbeiten und Beten für die christlichen Missionen noch vollenden soll."

Manargudi und Tritschinopoli. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 1 Missionar, 5 bezahlte und 2 unbezahlte Gehülfen; 27 Communicanten, 60 Schüler und 80 Schülerinnen. — In Tritschinopoli bieten auch die englischen Regimenter den weslejanischen Missionaren fort und fort ein willkommenes Arbeitsfeld. Das Missions-Register von 1853 meldet von dorther 60, das von 1854 105, und das von 1855 nur 27 Communicanten. Das ist in der That ein Ebben und Fluthen! — Schon der Bericht für 1850 sprach von einer Katechumenenklasse in Manargudi, etwa mittewegs zwischen Nagapatam und Tritschinopoli. Aber noch im Jahre 1854 war der Ort „eine Wüste;" eine englische Schule mit 20 Knaben schleppte sich mühsam fort.

Bangalore. Die Statistik lautet nach dem Missions-Register von 1855 so: 2 Missionare, 1 bezahlter und 18 unbezahlte Gehülfen; 100 Communicanten, 96 Schüler und 30 Schülerinnen. — Auch in Bangalore, wo sich den Missionaren ein ähnliches Arbeitsfeld unter den englischen Soldaten öffnet, wie zu Tritschinopoli, ein starkes Ebben und Fluthen! Nach dem Missions-Register von 1853 128, nach dem von 1854 86, und nach dem von 1855 wieder 100 Communicanten.

Die Weslejaner lieben es sich in der Nähe der anglikanischen Kirche niederzulassen, wie sie sich denn gern als einen ergänzenden „Anhang" dazu betrachtet wissen wollen und in diesem Sinne auch zuweilen die englische Liturgie verkürzt gebrauchen. Interessant mit Rücksicht auf diesen Punkt ist die Notiz, die Taylor in seinem „Memorial of the first Century of the Earliest Prot. Missions at Madras" (Madras 1847) in Bezug auf Nagapatam beiläufig mittheilt. „Missionar Kämmerer in Trankebar hatte im Jahre 1820 an

die Conferenz (in Vepery) geſchrieben, daß ein weslej. Miſſionar damit umginge, ſich in Nagapatam niederzulaſſen, und da ſo das Recht an die dortige Kirche auf dem Spiele ſtand, ſo ſchrieb Herr Clarke (damals Secretär des Madras-Diſtrictcomité der Geſellſchaft für Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß) ſogleich an den Collector, der ihn an einen gewiſſen Herrn Lynch in Madras verwies. Jener Miſſionar kam von Jaffna herüber, verweilte einige Tage in dem Hauſe des Collectors, las die Gebete und predigte ex tempore. Der Collector ließ ſich ſagen, daß die weslej. Geſellſchaft ſehr ausgedehnt ſei und von der anglikaniſchen Kirche nur wenig abweiche — was ja ſtets die exoteriſche Sprache der Weslejaner den andern Geſellſchaften gegenüber iſt. Es ſind Leute, die ſchnell durchſchauen und die Oeffnungen, welche die Kirche Englands bietet, eben ſo ſchnell zu benutzen bereit ſtehen."

Das Ebben und Fluthen in der Zahl der weslejaniſchen Gemeinden, das in Tritſchinopoli und Bangalore beſonders hervortritt, erklärt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß ſie zum Theil aus europäiſchen Soldaten und ähnlichen Leuten, deren Aufenthalt häufigem Wechſel unterliegt, zuſammengeſetzt ſind: wurden doch im Jahre 1850 nicht weniger als 45 Mitglieder von Bangalore auf ferne Militärpoſten verſetzt, und erſt neuerlich hat der birmaniſche Krieg den europäiſchen Theil der Gemeinde in Tritſchinopoli hinweggeführt. Zu dieſem äußern Umſtand kommt aber noch als zweiter Erklärungsgrund die innere Thatſache, daß die Bande der Geſellſchaft nicht ſo feſt als die Bande der Kirche halten: bei den Weslejanern geht ja bekanntlich die Kirche völlig in die Geſellſchaft auf. Befinden ſich doch auf dem Miſſionsgebiete unter ihren Mitgliedern häufig auch Ungetaufte, die man ſo gut wie jedes andere Mitglied der weslejaniſchen Geſellſchaft als „wirkliche Chriſten" bezeichnet.

In keiner Miſſion wechſeln die Miſſionare ſo häufig die Statio-

nen, als bei der weslejaniſchen. Es ſcheint Grundſatz der Geſellſchaft zu ſein, die Miſſionare von Zeit zu Zeit zu verſetzen, und ſo den Reiz der Neuheit zu erhalten, der für ihr auf menſchlicher Perſönlichkeit und auf ſubjectiver Erregung allzu ſehr begründetes Syſtem von ſo großer Bedeutung iſt und bei der einſeitigen Richtung deſſelben ſich doch ſo bald abnutzt. Man führt in der Regel ein ſogenanntes Klaſſenbuch, worin der Seelenzuſtand aller Mitglieder verzeichnet wird. Siehe darüber, ſowie über manche andere Eigenthümlichkeit, Band IV. S. 63—64.

Ein ſehr löblicher Zug der weslejaniſchen Miſſionare iſt ihr ziemlich allgemeiner Eifer, ſich der Sprache des Volkes möglichſt zu bemeiſtern. Ihr ganzes Syſtem, dem zufolge ſie fort und fort in das innerſte Innere des Einzelnen einzudringen ſuchen, und das daher eine Miſſionsthätigkeit mittelſt Dollmetſchung nicht wohl leidet, treibt dazu.

Die ſchottiſchen Miſſionen.

Die ſchottiſchen Presbyterianer haben erſt ſeit dem Jahre 1836 einen Miſſionspoſten im Tamulenlande errichtet, und zwar in Madras ſelbſt. Die heimathliche Kirchenſpaltung theilte auch hier die vorher einige Miſſion in zwei geſonderte, in die der ſchottiſchen Staats- und in die der ſogenannten Freikirche.

Keine Miſſion widmet ſich ſo ausſchließlich dem Schulſyſtem als die Miſſion der ſchottiſchen Presbyterianer. Die Staatskirche, die gegenwärtig nur vier Arbeiter beſoldet, unterhält eine engliſche Schule,

die dem Miſſions-Regiſter von 1855 zufolge, von 317 Knaben und 392 Mädchen beſucht wird. Die Freikirche, deren Arbeit in Madras durch häufiges Erkranken und Sterben ihrer Miſſionare in der letzten Zeit vielfach behindert wurde, erſtreckt ihre Schulthätigkeit auch über die „ſchwarze Stadt“ von Madras hinaus nach Triplicane (S. 191), Conjeveram (S. 184 fgg.) und Chingleput. Das Miſſions-Regiſter von 1855 meldet 2135 Kinder „auf der Liſte“ und 1870 „in wirklichem Schulbeſuch“. Dabei iſt aber die Schule zu Nellore (S. 173), wo bereits Telugu geſprochen wird, mit berückſichtigt.

Die Miſſionare ſprechen ſich in ihrem Blatte, dem „Madras Native Herald“, dem man faſt allgemein ein ſtarkes Selbſtgefühl zum Vorwurf macht, unter dem 20. März 1852 folgendermaßen über die Schulen aus: „Obgleich in allen unſern Schulen der Brahmine und der Pariah (in Folge unſeres glücklichen Kampfes mit der Kaſte im Jahre 1838) auf derſelben Bank nebeneinander ſitzen, ſo darf man doch, um die Fortſchritte bibliſcher Erziehung und die erfolgreiche Wirkſamkeit dieſer Schulen überhaupt recht zu würdigen, ja nicht vergeſſen, daß die große Mehrheit der Zöglinge aus den ſogenannten ehrenhaften Klaſſen der Eingebornen ſtammt. Es iſt von Wichtigkeit zu bemerken, daß wir in Einem weg auf den eigentlichen Stapel der eingebornen Bevölkerung in den mittleren und höheren Klaſſen eingewirkt und uns nicht bloß ihre perſönliche Achtung geſichert, ſondern auch das Chriſtenthum in ſolche Kreiſe eingeführt haben, zu welchen es bisher keinen (?) Zutritt hatte. Man erinnere ſich auch, daß alle unſere Schulen an einflußreichen Orten errichtet ſind.“

„Unſere Mutter-Anſtalt nimmt eine Stellung ein, die ihr zu dem Herzen der eingebornen Bevölkerung in der Schwarzen Stadt mit ihren 3 bis 4000 Einwohnern Zutritt verſchafft, und während der letzten 15 Jahre hat das Wort Gottes, gelehrt und gepredigt in ihren Schulräumen und in ihrer Halle, viele Tauſende des heranwachſenden

männlichen Geschlechts wie einen Teig durchsäuert, und seit 1843 auch Tausende junger und hoffnungsvoller Hindumädchen von Kaste. So hat sie sich denn in Familien sonst unzugänglicher Klassen einen Weg gebahnt."

„Unsere Zweigschule zu Triplicane hat seit 1841 eine gebieterische Stellung in Bezug auf die muselmännische Bevölkerung (die in T. ihren Mittelpunkt hat) angenommen, und sie ist in der That das einzige wirksame Mittel, das zur Erreichung derselben bisher von irgend einem Missionar in Madras in Anwendung gebracht wurde. Trotz ihrer bigotten Abneigung gegen eine auf das Wort Gottes gegründete englische Erziehung sind viele Hunderte der muhamedanischen Jugend während der letzten 11 Jahre daselbst in dem wahren Heilswege unterrichtet worden, und Tausenden von Hindujünglingen und zuletzt auch einer guten Anzahl von Hindumädchen ist das Evangelium eingeprägt worden.

Unsere Zweigschule zu Conjeveram, so recht im Mittelpunkte einer der ältesten Vesten des brahmanischen Götzenthums, mit ihren vielen Tausend Einwohnern, die zum großen Theil Brahminen sind, hat Hunderte von Knaben, Mädchen und Jünglingen daselbst fühlbar beeinflußt und sie mit den Grundsätzen und Lehren des Evangeliums vertraut gemacht, das an dem Tage Seiner Macht Frucht zu Seiner Ehre bringen wird.

Unsere Schule zu Chingleput nimmt ebenfalls eine einflußreiche Stellung auf dem Lande ein und ist ein vortrefflicher Mittelpunkt für evangelische Bestrebungen. Viel Licht ist von dort ausgegangen, und mancher Hinduknabe und manches Hindumädchen hat nicht bloß den Vortheil einer Erziehung daselbst genossen, sondern auch tief getrunken aus der Quelle des heiligen Gotteswortes, welches, wie wir hoffen, in nicht Wenigen derselben ein Brunnen lebendigen Wassers werden mag."

So weit der Bericht, auf dessen etwas vollen Ton ich den

Leſer wohl kaum aufmerkſam zu machen brauche. Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß ſolche und ähnliche Beſtrebungen der Miſſionare unter den Eingebornen vielen Anklang finden. Die Kenntniß des Engliſchen iſt der Schlüſſel zu den hochgeprieſenen Bureauſtellen mit dem ſchönen feſten Gehalt, und ſelbſt der Krämer, der auf die Taſchen der Europäer zu ſpeculiren im Sinne hat, kann ſein nicht ganz entbehren, ebenſo wenig der Hauptdiener, der in einem europäiſchen Hauſe durch oft mehr als hundertprocentigen Gewinn bei den zu machenden Einkäufen und durch gewaltſame Erpreſſung von dem Gehalte der Unterbedienten, die ganz von ihm abhängen, ſchnell und leicht zu einem hübſchen Vermögen zu gelangen wünſcht. Man darf daher nach dem Andrange zu derlei Schulen nicht einmal die Lernbegierde im Allgemeinen, noch viel weniger aber die Luſt am Worte Gottes ſchlechthin abſchätzen wollen. Das Chriſtenthum, das meiſt nur hiſtoriſcher Weiſe vorgetragen wird, nimmt man (mit ſehr ſeltenen Ausnahmen) nur ſo mit in den Kauf — weil es nun einmal nicht anders ſein kann und ſoll. Wer die dortigen Verhältniſſe wirklich kennt und in gewiſſen Vorurtheilen nicht ganz erblindet iſt, kann daher in den vollen Ton des eben mitgetheilten Berichtes unmöglich ganz einſtimmen. Daß aber dieſe Schulen immerhin auch ihre Bedeutung für die Miſſion haben können, wer wollte das leugnen? Die Frage iſt nur die, ob die ſchottiſchen Miſſionare darin Recht haben, daß die Art und Weiſe, wie ſie die Miſſion betreiben, die ergiebigſte ſei oder nicht, oder ob die perſönlichen Kräfte und Geldmittel, die für dieſe Art der Miſſionsthätigkeit in Anſpruch genommen werden, nicht verhältnißmäßig vortheilhafter anderswie in Bewegung geſetzt werden. —

Die Miſſionare der Freikirche hatten zu meiner Zeit nicht minder als 105 eingeborne Arbeiter für die obengenannten Schulen im Dienſte, und die Beſoldung derſelben belief ſich, wenn ich nicht irre, alljährlich auf etwa 15,000 Rupis. Es muß jedoch bemerkt werden,

daß die heimathliche Geſellſchaft bloß die Beſoldung der europäiſchen Arbeiter übernimmt und daß mithin die Ausgaben für die Schulen durch beſondere Beiträge, hauptſächlich hier im Lande ſelbſt, beſchafft werden.

Die lediglich auf dem Wege der Schule geſammelte Gemeinde zählte damals erſt einige wenige Glieder (wie viel, habe ich nicht erfahren) und dieſe hingen wohl faſt ſämmtlich von der Miſſionskaſſe ab. Den männlichen Theil derſelben ſuchte man für das Predigtamt auszubilden. Drei hatten bereits die Ordination empfangen, und eine noch größere Anzahl war in der Vorbereitung dazu begriffen. Die Mädchen-Koſtſchule liefert den jungen Leuten, die, wie alle Hindus, heirathsluſtig ſind, einigermaßen gebildete Frauen, und der außerordentlich gute Gehalt, der ihnen zu Theil wird, befähigt ſie, ein europäiſch anſtändiges Hausweſen einzurichten — mindeſtens. Es muß ſich nun zeigen, wie weit die vorwiegend europäiſche Bildung, die ſie empfangen haben, ſie in den Stand ſetzen wird, ſich ordentliche Gemeinden aus den Heiden zu ſammeln. Bisher gab es in der freikirchlichen Miſſion zu Madras wohl mehrere einheimiſche Paſtoren, aber nur eine ganz kleine einheimiſche Gemeinde. (Vergl. das folg. Kap.)

Mit den Brahminen hatten die ſchottiſchen Miſſionare bis zum Jahre 1852 entſchiedenes Unglück. Die drei, die ſie gehabt, waren alle wieder gegangen, und der, den man zu noch höherer Ausbildung nach Schottland geſchickt hatte, war heirathshalber gar Katholik geworden.

Die dermaligen Miſſionare der ſchottiſchen Freikirche enthielten ſich grundſätzlich der Erlernung der Landesſprache. Sie gingen darauf aus, mittelſt des Engliſchen einen eingebornen Lehrſtand hervorzurufen, der dann an ihrer Statt die Miſſion unter den Eingebornen führen ſollte. „Die engliſche Bibel," ſo heißt es im Native Herald (Nr. 29, 1851) „muß ihnen das ſein, was das hebräiſche und griechiſche Original

und die Vulgata für die Gelehrten zur Zeit der deutſchen Reformation waren. Es iſt vergebens nach einer vollkommenen Ueberſetzung auszuſchauen, bis die Eingebornen ſelbſt ..... fähig ſind, das h. Original in die Landesſprache treu zu überſetzen* ..... Hauptſächlich die engliſche Bibel iſt es, welche die Flamme, die jetzt in manchem jugendlichen Hindubuſen aufſchlägt, angezündet und genährt hat. In Verbindung mit dieſer Sprache haben Bekehrungen ſtattgefunden, die ganze Gemeinſchaften erſchüttert und Städte umgekehrt haben. (?)"

Die Miſſionare der Freikirche, denen die General-Assembly das Recht der Ordination übertragen hat, verpflichten ihre eingebornen Prediger ſtreng auf Lehre und Praxis, Verfaſſung und Zucht der presbyterianiſchen Kirche, ſowie auch auf den Grundſatz, demzufolge die Lostrennung der Freikirche von der ſchottiſchen Staatskirche ſtatt hatte. Sie zählten zu meiner Zeit in Madras nur wenige europäiſche Glieder. — Ein gewiſſes engliſches Zeitungsblatt ſchien es ſich jedoch zur Pflicht gemacht zu haben, die freikirchlichen Miſſionare, wo immer ſich eine Gelegenheit dazu fand, zu loben oder vielmehr zu lobhudeln. Als Probe ſtehe hier eine faſt an Gotteslästerung ſtreifende Stelle, die zugleich als Beleg dienen kann, wie gewiſſe Leute am Orte ſelbſt, wo enthuſiaſtiſche Miſſions-Anſchauungen durch die vorliegende Wirklichkeit ſich verhältnißmäßig leicht auf das rechte Maß herabſtimmen laſſen, durch mehr als übertriebene Lobeserhebungen dem Miſſionar die große Tugend des „von ſich ſelber mäßiglich Haltens" weſentlich erſchweren. Sie lautet: „Ihre Thaten werden einſt einen Anhang zur Apoſtelgeſchichte bilden, und mögen dann die nicht inſpirirte Apoſtelgeſchichte der freikirchlichen Miſſionare in Madras genannt werden."

---

* Wenn dieſe Miſſionare ordentlich tamuliſch verſtänden, ſo würden ſie vielleicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die tamuliſche Bibelüberſetzung des Fabricius kaum minder treu als die engliſche iſt.

So viel ist übrigens sicher: was die schottischen Missionare einmal als das Richtige erkannt zu haben glauben, das suchen sie mit großer Liebe und mit eiserner Beharrlichkeit durchzuführen. Dieses Lob, das selbstverständlich auch seine Kehrseite hat, kann ihnen selbst der entschiedenste Gegner, dafern er gerecht sein will, nicht vorenthalten.

Die lutherische Mission zu Leipzig.

In demselben Jahre, in welchem Rottler, der letzte dänisch-hallesche Missionar in Madras vom alten Stamme, aber nicht mehr vom alten Kern, mit Tode abging, 1836 nämlich, thaten sich in Dresden mehrere bisher mit Basel verbundene Missionsvereine des In- und Auslandes zu einer selbständig aussendenden Gesellschaft im Sinne der evangelisch-lutherischen Kirche zusammen, die im Jahre 1848, hauptsächlich im Hinblick auf die dortige Universität, ihren Schwerpunkt nach Leipzig verlegte. Sie richtete schon im Jahre 1840 ihr Hauptaugenmerk auf das Missionsfeld der lutherischen Kirche im Tamulenlande, indem sie, mit Billigung des Missionscollegiums in Kopenhagen, dem letzten dänischen Pastor Kundsen (S. 214) in Trankebar einen Missionar zur Seite stellte. Zwei andere folgten demselben in kurzen Zwischenräumen nach.

Leider waren die dänischen Verhältnisse in Trankebar, weil allzu hemmend und beengend, keineswegs sehr geeignet, der alten Mission, die, von Kopenhagen und Halle, fast ganz verlassen, für eine lange Reihe von Jahren so gut wie brach gelegen, zu neuer Blüthe zu ver-

helfen; einige der Miſſionare ſahen ſich daher ſchon nach einem günſtigern Arbeitsfelde um, als im Jahre 1845 die däniſche Beſitzung Trankebar an die Engländer verkauft wurde und ſomit ein neuer Hoffnungsſtern für die dortige Miſſion aufging. Die Gemeinden, Kirchen und Schulen waren nach dem Abgange des letzten däniſchen Caplans daſelbſt proviſoriſch bereits an Miſſionar Cordes übergeben worden; das übrige däniſche Miſſions-Eigenthum folgte im October 1849, auf Grund eines von der heimathlichen Geſellſchaft mit dem däniſchen Miſſionscollegium abgeſchloſſenen Vertrags.

Um dieſelbe Zeit, als die Dänen ihr Beſitzthum zu Trankebar an die Engländer verkauften, erweiterte ſich das trankebariſche Miſſionsfeld durch Uebernahme des von der engliſchen Kirche verlaſſenen Mayaveram (Bd. IV, S. 86 fg.). Engliſche Miſſionsfreunde nämlich, denen der Zuſtand des ſo gut wie aufgegebenen Mayaveram-Gemeindleins zu Herzen ging, erſtanden die dortigen Miſſionsgrundſtücke und ſchenkten ſie der lutheriſchen Miſſionsgeſellſchaft mit dem Beding, daß dieſelbe einen Miſſionar in Mayaveram unterhalte. Eine fernere Erweiterung trat bald darauf ein, als die Amerikaner, weil es ihnen an Arbeitskräften gebrach, der lutheriſchen Miſſionsgeſellſchaft eines ihrer bisherigen Arbeitsfelder im Gebiete des Tondiman von Puducottah (Bd. IV, S. 235 fg.) übertrugen. (1848.) In demſelbem Jahre ſuchte der Theil der Vepery-Gemeinde zu Madras, der in Folge des Kaſtenſtreites eine unabhängige Gemeinde für ſich gebildet hatte, um Wiederanſchluß an die lutheriſche Mutter-Kirche nach und wurde nach längeren Verhandlungen im October deſſelben Jahres aufgenommen. (S. 102.) Im Jahre 1850 vereinigten ſich auch mehrere früher lutheriſche, ſpäter aber an die engliſche Kirche überlieferte Chriſten zu Tritſchinopoli mit der alten Mutter-Kirche, und im folgenden Jahre folgte dem Beiſpiel derſelben eine Anzahl von Chriſten in der Umgegend von Tritſchinopoli, in und um Tanjore. Um die Mitte

von 1852 endlich verbanden ſich an hundert Pariah-Chriſten zu Manikkramam bei Trankebar, denen ihr anglikaniſcher Miſſionar die Verheirathung mit lutheriſchen Chriſten auf alle Weiſe zu erſchweren geſucht hatte, aufs Neue mit der lutheriſchen Miſſion. Ein Gleiches thaten ſchon kurz vorher etwa 70 Sudrachriſten zu Ammenpöttei und Tiruwiſelur an der Nordſeite des Cavery, die durch Aufgabe von Combaconum ſeitens der Londoner Miſſion (S. 244 bis 245) hirtenlos geworden waren.

Ich gebe nun vor allen Dingen die allgemeine Statiſtik für das Jahr 1854: 8 Miſſionare, 2 einheimiſche Candidaten des Predigtamts, 21 Katecheten, 3 Diaconen, 16 Leſer, 39 Schullehrer, 11 andere Kirchendiener, 3895 Gemeindeglieder an 129 Orten, 34 Schulen mit 915 Kindern, unter welchen nicht mehr als 401 lutheriſche ſich befanden.

Trankebar. (Bd. IV, S. 14 fgg.) 2 Miſſionare, 3 Katechumenen, 10 Schullehrer, 600 Gemeindeglieder an 130 Orten, 7 Schulen mit 186 Kindern. Die Hauptplätze der über 13 Ortſchaften ziemlich dünn verſtreuten Gemeinde ſind Velipaleiam (Bd. IV, S. 31), wo etwa die Hälfte hauſt, Sandirapadi (Bd. IV, S. 26) und Peria Manikapangu (Bd. IV, S. 30.) Den Hauptſtock der Gemeinden bilden die Pariahs; die Sudras ſitzen hauptſächlich an den als Hauptplätze ſo eben genannten Orten. Zu meiner Zeit beſaßen nur Einige derſelben ein kleines Eigenthum an Land, und darunter bloß Einer ein etwas anſehnliches und ſchuldenfreies. Einer der Sudrachriſten war däniſcher Archivar, Einer Handlungsdiener, Einer Schlächter und Einer Maurer. Etwa 16 unter den im Ganzen 42 Sudrafamilien gehörten zu den Padeiatſchi's (Bd. IV, S. 30), — meiſt arme und verſchuldete Ackerbauer. Die Pariahs, in mehr als 100 Familien, deren Hauptmaſſe in Velipaleiam wohnt, nährten ſich, wie auch mehrere der Sudras, als Diener, Knechte, Tagelöhner — oder Bettler. Einer jedoch hatte ſich zu einer Art Handlungsagent emporgeſchwungen.

Das Seminar, das, 1842 geſtiftet, gegen Ende 1849 von Poreiar

nach Trankebar verlegt und mit der „engliſchen Schule" daſelbſt vereinigt wurde, verfolgt etwa den Zweck einer deutſchen Bürgerſchule und giebt zugleich eine Pflanzſchule für Schullehrer, Leſer, Katecheten — und Paſtoren ab: es iſt nämlich eine theologiſche Klaſſe damit verbunden. Ein Candidat des Predigtamts iſt neben mehrern Schullehrern, Katecheten und Leſern aus dieſem Seminar bis jetzt hervorgegangen. Die Geſellſchaft beabſichtigt die Anſtellung eines dazu beſonders vorgebildeten Mannes, der ſeine Kraft ausſchließlich dieſer Anſtalt widmen ſoll, indem die Hebung derſelben eine beſſere Zukunft der lutheriſchen Miſſion unter den Tamulen ſo weſentlich bedingt. Sie ſteht gegenwärtig unter der Leitung des Miſſ. Cordes. (Bd. IV, S. 22—23.)

Tirumenjanam. (Bd. IV, S. 32.) 1 Miſſionar, 1 einheimiſcher Candidat des Predigtamts, 2 Katecheten, 3 Leſer, 2 Schullehrer; 400 Glieder der tamuliſchen und 50 Glieder der portugieſiſchen Gemeinde an 26 Orten, 2 Schulen mit 59 Kindern. — Die Gemeinde von Tirumenjanam iſt noch dünner geſäet, als die von Trankebar, denn an und für ſich ſchwächer, breitet ſie ſich über noch mehr und noch fernere Ortſchaften — nordwärts bis Caverypatnam — (Bd. IV, S. 36) aus. Dieſe örtliche Zerſplitterung nimmt natürlich ein größeres Maaß von Arbeitskräften in Anſpruch, als bei größerer Verdichtung derſelben nöthig ſein würde. Dazu kommt der Uebelſtand, daß der betreffende Miſſionar ſeinen ſtändigen Aufenthalt nicht in Tirumenjanam, ſondern in Trankebar hat. So ſind denn jene Chriſten allzu ſehr an die ſeelſorgerliche Pflege der Katecheten und Leſer gewieſen, die fort und fort die Runde machen. Da die Gemeinde erſt ſeit 1848 von Poreiar aus, und zwar aus den allerärmſten und verkommenſten, meiſt leibeigenen Pariahs geſammelt wurde (Bd. IV, S. 106), ſo wird es um ſo weniger befremden, daß die Zahl derſelben, hauptſächlich in Folge von allerlei Plackereien ſeitens der heidniſchen Herrſchaften, bisher ſehr geſchwankt hat.

Zu meiner Zeit gab es auf dieſem ganzen Gebiete nur eine einzige ſtehende Elementarſchule, und zwar in Tirumenjanam ſelbſt. Sie wurde vorwiegend von Heidenkindern benutzt. Zwei Lehrer aber wanderten in den Chriſtendörfern umher und unterwieſen die Chriſtenkinder ganz einfach auf dem Wege des Vorſagens und Nachſprechens im Allerwichtigſten — in Katechismus und in bibliſcher Geſchichte. Leider konnten ſie

der lieben Jugend oft gar nicht habhaft werden, weil dieſe von den ſehr armen Aeltern auf Arbeit geſchickt wird.

Unter Miſſionar Apelt, der die Leitung von Tirumenjanam hat, ſteht zugleich ein portugieſiſches Gemeindlein zu Trankebar: meiſt arme penſionirte Wittwen aus der däniſchen Zeit.

Poreiar (Bd. IV, S. 27—28) mit Puthenur: 1 Miſſionar, 3 Katecheten, 2 Leſer, 12 Schullehrer; 1038 Gemeindeglieder, 10 Schulen mit 287 Kindern. — Die Gemeinde Poreiar iſt die ſtärkſte in dem ehemaligen Gebiet der Dänen. Die Sudras, zu meiner Zeit über ein Drittel, hauſten hauptſächlich in dem ebengenannten Orte und in dem benachbarten Mettupaleiam (IV, 28); die Pariahs dagegen in dem Pareitſcheri (=Pariahdorf) zu Itſchiladi (IV, 28—29), Mottu=Pareitſcheri und Kumilentidel Die Chriſten in Kottupaleiam waren meiſt Kuraver (IV, 185—187). 22 der Sudras ſtanden im Dienſte der Miſſion, 3—4 im Dienſte der Europäer, 3 Familien lebten von Penſionen, 12 bauten den Acker, einige davon als Grundeigenthümer. 2 Familien trieben das Färber=, 2 das Weberhandwerk; einige lebten als Knechte und Tagelöhner bei Bauern. Etwa 16 Familien aber waren ohne alle Beſchäftigung. Die Zahl der meiſt leibeigenen Pariah=Familien, denen der Miſſionar eine kleine Beihülfe an Geld gewährte, war ungefähr 40, die Zahl derer aber, die gelegentlich ein Stück Zeug erhielten, noch größer. 31 Knaben empfingen für den Zweck des Schulbeſuchs eine regelmäßige, wenn auch ſehr kleine Unterſtützung; dennoch kamen 60 ſchulfähige Kinder nie zur Schule, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, mit Viehhüten etwas verdienen mußten.

Die Gemeinde zu Puthenur (IV, 35), die etwa um dieſelbe Zeit, wie die zu Tirumenjanam, von Poreiar aus geſammelt wurde, (IV, 106) beſteht faſt aus lauter leibeignen Pariahs von großer Armuth. Im Jahre 1854 kamen in Poreiar nicht minder als 269, in Puthenur aber 160 Seelen aus den Heiden dazu.

Mayaveram. (IV, 86 fgg.) 2 Miſſionare, 1 Katechet, 5 Leſer, 1 Schullehrer; 395 Gemeindeglieder an 28 Orten, 2 Schulen mit 30 Kindern. — Als Miſſionar Ochs im Februar 1845 die Miſſion zu Mayaveram übernahm, zählte die Gemeinde nur 38, im Jahre 1851 aber bereits 180 Seelen. Davon waren 110 Pariahs in 38 Familien, darunter

24 Hausbesitzer. 6 Familienväter standen im Dienste der Mission, 2 hatten ein Amt beim Magistrate, 4 waren englische Privat-Schullehrer, 3 Diener in Familien, die Uebrigen Taglöhner und Feldarbeiter. — Seitdem hat sich die Gemeinde bedeutend gemehrt. Die Christen in Ammenpöttei und Tiruwiselur (S. 280), durchgängig Sudra's, sind eine Art Unterpächter, die viel Zwiebeln bauen und verkaufen.

Die zu Mayaveram gehörigen Christen verbreiten sich gleichfalls über viele, zum Theil sehr ferne Ortschaften. Die weiteste ist Vettelur, 20 englische Meilen von Mayaveram.

Missionar Ochs unterhält auch eine Anstalt für verwaiste, verlassene und verwahrloste Heidenkinder. Darunter sind auch gekaufte. Es werden dort nämlich öfters „Säuglinge" und sonst ganz junge Kinder zum Verkauf angeboten. Dieser Menschenhandel hat mehrere Ursachen; sie lassen sich aber nicht öffentlich besprechen. Aberglaube, Furcht vor Schande und — Noth: das sind jedenfalls die allgemeinen Triebfedern, die zum Verkauf der armen Geschöpfe spornen. Die Tempeldirnen machen gewöhnlich die Käuferinnen. Diese nehmen am liebsten Mädchen, weil sie die zu ihrem schändlichen Gewerbe erziehen können. Der Preis für ein solches Geschöpf ist zwei, höchstens vier Rup. Man bietet und handelt dabei wie um ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird." Das so eben vollendete Haus für diesen Zweck faßt hundert.

Tritschinopoli (S. 72; Bd. IV, 8. 76) mit Tanjore (Bd. IV, S. 11. 226) und Puducottah (Bd. IV, S. 235). 1 Missionar, 1 einheimischer Candidat des Predigtamts, 6 Katecheten, 6 Leser, 10 Schullehrer, 590 Gemeindeglieder an 32 Orten, 10 Schulen mit 288 Kindern. — Der betreffende Missionar, Schwarz, hat seinen ständigen Aufenthalt in Tritschinopoli, das mit den beiden andern Hauptorten dieser Mission (Tanjore und Puducottah) ein ziemlich gleichseitiges Dreieck bildet, indem von Tanjore nach Tritschinopoli, über Vellam (Bd. IV, S. 229) 37 englische Meilen, ebenso viele von Tritschinopoli nach Puducottah, und von da nach Tanjore 38 sind. Die beiden äußersten Punkte dieses Arbeitskreises waren zu meiner Zeit Nedunkudi im Süden und Mottupatti im Norden, zwei Orte, die in ziemlich gerader Richtung 70 engl. Meilen von einander liegen. Die Christen in und um Puducottah gehörten damals, mit Ausnahme einer Pariah-Familie, sämmtlich

den Sudras zu, und zwar den Kallern (Bd. IV, S. 178); sie nährten sich von Arbeit um Tagelohn. Auch die zu Tanjore und Tritschinopoli rühmten sich, und zwar ohne Ausnahme, der Sudra-Abkunft. — Unter den zu Tanjore gehörigen Christen, die alle des Grundbesitzes entbehrten, hatte Einer eine Anstellung am königlichen Hofe, ein Anderer war Gerichtsschreiber, Drei Gerichtsdiener. Die mit Tritschinopoli verbundenen Christen hatten 4 Grundbesitzer, einen Goldschmid und einen Buchdrucker unter sich; viele derselben nährten sich als Unterbauern und Tagelöhner.

Madras (S. 101 fgg.) und Sadras (S. 194 fgg.). 2 Missionare, 6 Katecheten, 4 Schullehrer; 780 Gemeindeglieder an 11 Orten, 3 Schulen mit 65 Kindern. — Diese Mission hat von allen die weiteste Ausdehnung: sie erstreckt sich von Madras über Sadras und Pondichery an der Küste bis Cudelur hinab. Missionar Kremmer, unter dessen Leitung sie steht, hat daher von Madras aus, wo sich der Hauptstock der dazu gehörigen Christen befindet, viel zu reisen. Die Gemeinde zu Vepery (richtiger Pursevaukum), die weitaus zahlreichste in der ganzen dortigen Mission, hatte zu meiner Zeit 9—11 Buchbinder, 7 in Druckereien Angestellte und 12 Schreiber in Privat- und öffentlichen Büreaus aufzuweisen. Die Meisten waren, von andern Orten der Nahrung halber eingewandert, irgendwie von europäischem Solde abhängig. Mit Ausnahme mehrerer Wittwen, die sich meist mit dem Backen von Reiskuchen durchbrachten, gab es fast gar keine Einzelstehende unter ihnen. Die ganze Gemeinde war wesentlich eine Sudra-Gemeinde, doch hatten sich in der neuern Zeit etwa 25 Pariahs dazu gefunden. — Die Christen zu Chintatripettei, einer andern Vorstadt von Madras, freie Pariahs, nährten sich kümmerlich mit Lasttragen; drei Ostindier, die sich mit Pariah-Frauen verheirathet hatten, lebten unter ihnen, der eine als Pferdearzt, der andere als Schullehrer, der dritte als Schuhmacher. — Das Gemeindlein zu Tukkanampakkam (eine Tagereise westlich von Pondichery) bestand — und besteht wohl noch — aus solchen Pariahs, die bei Sudra-Grundbesitzern tagelöhnern und daneben ein Stücklein eignen Grundes und Bodens bebauen, was ihnen bei dem herrschenden System der Regierung, die Abgaben zur Zeit der Ernte in baarem Geld und zwar ohne Rücksicht auf die Art der Ernte zu erheben, gar viel Noth macht und sie auf dem Wege der Verschuldung immer mehr in die Botmäßigkeit ihrer Herrn bringt, die für

sie nöthigenfalls eintreten. — Die Christen zu Sadras, wo seit einiger Zeit Missionar Baierlein sich auf seine Wirksamkeit unter den Tamulen vorbereitet, waren damals — bis auf Einen Leibeigenen im Dienste eines Sudra — lauter arme Flußfischer (S. 196). Später ist auch ein „Bogenschütze", Mitglied eines in den Wäldern hausenden und von Wild und Wurzeln lebenden Stammes, dazugekommen, und mit ihm ein Sudra, der erste in dieser Pariah-Gemeinde. — Das Gemeindlein in Pondichery besteht aus Pariahs und Portugiesen, die der Lebensunterhalt von Trankebar dahin gezogen hat.

In Sadras sowohl als in Madras ist neuerlichst auch eine Armenschule entstanden.

Der Zuwachs aus den Heiden hat sich je länger je mehr gesteigert, im letzten Jahresabschnitte bis auf 723, wozu freilich Hunger und Seuche im Sinne von Jes. 26, 16 mitwirkten. Er kommt jetzt meist noch aus den untersten Volksschichten; in der ältern lutherischen Mission waren die Mittelklassen verhältnißmäßig stärker vertreten.

Der Schulbesuch, den kein Polizeizwang fördert, ist noch lange nicht was er sein sollte; waren doch unter den 915 Schülern im Jahre 1854 nur 401 Gemeindekinder, bei einer Gesammtzahl von 3895 Seelen. Das weibliche Element aber steht zu dem männlichen auch in gar keinem Verhältniß. Nur die tiefe Armuth des größeren Theils der Gemeinden, die, wenn auch noch so kleine Nebenverdienste durch die Kinder nöthig oder wünschenswerth macht, kann den geringen Schulbesuch seitens der Knaben in etwas entschuldigen. Man sinnt ernstlich auf Abhülfe, zumal die Haupthoffnung der Mission auf dem heranwachsenden Geschlechte ruht. Die Heranbildung besserer Schullehrer ist ein dringendes Bedürfniß; zur Gründung eines einheimischen Pastorats sind nur eben die ersten vorbereitenden Schritte geschehen. Man ist auch in dieser Beziehung noch nicht wieder da angekommen, wo die kirchliche Entwickelung durch den zwischeneinkommenden Matt- und Unglauben abgebrochen wurde. Kleine Anfänge zum kirchlichen

Selbſtunterhalt der Gemeinden liegen vor, beſonders in Madras, wo die Gemeinde im vorigen Jahre an 400 Rupis, und in Mayaveram, wo ſie über 150 Rupis herſteuerte. Eben geht man damit um, eine allgemeine Gemeindebeiſteuer und in Verbindung damit allenthalben eine Art Diaconat einzuführen, wie es in Madras bereits beſteht.

In den letzten Jahren gingen von einigen Orten Geſuche um Einführung einer beſſern Ordnung in Bezug auf Ehe und Gemeindezucht an die Conferenz in Trankebar ein. Schon 1853 kam eine Wittwenſtiftung für die einheimiſchen Miſſions- und Kirchendiener aus deren eignen Mitteln zu Stande, und eine Kirchen- und Viſitationsordnung war im Werke. Das „Collegium der evangeliſch-lutheriſchen Miſſion in Leipzig" ſucht mit Ernſt einen tüchtigen Theologen, dem ſie das Amt eines Miſſionspropſtes in Trankebar anvertrauen könnte. Einſtweilen hat die Geſammt-Conferenz der Miſſionare, an deren Spitze ſeit kurzem ein ſtändiger Präſes als primus inter pares ſteht, die unmittelbare Leitung der dortigen Miſſion in Händen.

Eine literariſche Thätigkeit der lutheriſchen Miſſion für Oſtindien hat begonnen; ſo wurde erſt unlängſt die Ueberſetzung der Augsburgiſchen Confeſſion ins Tamuliſche von Miſſionar Cordes zu Trankebar in Angriff genommen. Die unter meiner Leitung zu Leipzig neuerdings errichtete tamuliſche Preſſe iſt eben mit dem Wiederabdruck der Ziegenbalgſchen „Theologie", einer Art populärer Glaubenslehre, beſchäftigt, nachdem ſie den zweiten Band meiner „Bibliotheca Tamulica" (Bd. IV, S. 330, Anm. 86) vollendet hat. Der Zweck der letztern iſt, das Studium der tamuliſchen Literatur dem chriſtlichen Sendboten auf dem Wege der Ueberſetzung und Erläuterung zu erleichtern. Die Beſtimmungsgründe für die Setzung dieſes Zweckes habe ich anderswo in den folgenden Worten angegeben: „Das Studium der Literatur eines Volkes iſt die eigentliche Ringſchule für eine geſchickte

Handhabung des Redeſchwertes; dort lernt man die treffendſten Ausdrücke, Wendungen, Redensarten, Vergleiche und Bilder kennen. Wie arm und hölzern würde ſelbſt die Sprache des heimathlichen Paſtoren auf der Kanzel ſein, wenn er nie etwas Deutſches außer Bibel, Geſangbuch und Katechismus geleſen hätte! Und doch — in welcher heidniſchen Sprache giebt es eine ſo klaſſiſche Bibel, Geſangbuch und Katechismus, als in der deutſchen? Das aber iſt nur die formelle Seite der Sache. Der Miſſionar hat an der Kenntniß der Literatur des Volkes, unter welchem er arbeitet, auch ein materielles Intereſſe. Dort findet ſich der Geiſt des Volkes kryſtalliſirt; dort laſſen ſich die herrſchenden Gedanken und Neigungen belauſchen; dort liegen die Volksirrthümer klar geſponnen an der Sonnen, — und dort zeigen ſich auch am deutlichſten die „rothen Fäden" der Wahrheit, die ſelbſt das lügenhafteſte Heidenthum durchziehen und dem Boten des Evangeliums willkommene Anknüpfungspunkte gewähren. Wie könnte ſich ein Miſſionar alle dieſe Vortheile entgehen laſſen, die das Studium des betreffenden Schriftenthums bietet, zumal wenn ihm etwa die beſondere Aufgabe geworden iſt, für die Zwecke der Miſſion in irgend einer Weiſe auch literariſch zu wirken. Und nun noch ein Punkt, der von der größten Bedeutung iſt. Der Miſſionar, der ſich mit der Literatur des Volkes, welchem er ſeine Kräfte widmet, vertraut macht, iſt nicht bloß in den geiſtigen Bollwerken deſſelben zu Hauſe, kennt nicht bloß deren ſchwächſte Punkte und weiß, wohin und wie er das Geſchütz des göttlichen Wortes zu richten hat; — man iſt auch im Ganzen viel williger, ſich von ihm aufs Korn nehmen und treffen zu laſſen, als von Jemandem, der mit den geiſtigen Erzeugniſſen des Volks unbekannt iſt. Unter den eigentlich Gebildeten vollends wird ein irgendwie bedeutendes Wirken anders kaum möglich ſein. Nicht als ob es dabei auf ein eigentliches Disputiren abgeſehen wäre. Der Miſſionar wird das eher zu meiden, als herbeizuführen haben, indem

ſehr ſelten etwas Rechts dabei herauskommt. Das aber wird allemal von Vortheil ſein, wenn der Bote des Evangeliums ſich mit den Volks-Irrthümern und mit deren Scheingründen vollkommen vertraut zeigt. Einem ſo Gewappneten wird man eben das Disputiren am allerliebſten erſparen, und Niemand kann ihm zurufen: Studire erſt unſre heiligen Bücher und komm dann wieder! Man wird ihm das Recht, ſich zu einem Lehrer der Unwiſſenden aufzuwerfen, nicht leicht beſtreiten."

Die Vortheile, welche die lutheriſche Miſſion vor allen übrigen proteſtantiſchen Miſſionen im Tamulenlande voraus hat, ſind, wenn ich ſie kurz andeuten ſoll: das Alter, das dem Hindu weit mehr gilt, als irgend einem andern Volke; das hohe Anſehen der alten lutheriſchen Miſſionare, deren einige faſt als „Heilige" gelten; die auf das reine Wort der Schrift und auf geſunde Geſchichtsanſchauung gegründete Miſſionspraxis; die treuinnige Bibelüberſetzung von den Vätern her; der kindliche Katechismus, die „herzſchmelzenden" Lieder und die herzinnigen Andachtsbücher der lutheriſchen Kirche.

Allgemeine Würdigung der proteſtantiſchen Miſſionen im Tamulenlande.

Bei einer mit der Jubelfeier der Propagation-Society verbundenen Verſammlung von Miſſionaren und Miſſionsfreunden in der Banquethalle zu Madras ſprach Reverend A. B. Symonds, Secretär des Diöceſan-Comités, Vorſteher eines theologiſchen Seminars der vorerwähnten Geſellſchaft in Madras und Herausgeber des Madras Quarterly Missionary Journal für die P. S., folgende beachtenswerthe

Worte: „Ich halte auf Seiten der Miſſionsfreunde nichts für wichtiger, als ein nüchternes Urtheil. Gefärbte und übertriebene Berichte haben der Miſſionsſache ohne Zweifel viel Schaden gethan. Wir alle ſind muthmaßlicher Weiſe bisher zu langſam geweſen, unſere fehlgeſchlagenen Verſuche eben ſo offen darzulegen, als unſere gelungenen. Was mich ſelbſt anlangt, ſo begehre ich nichts weiter als einen heiligen Muth zu berichten, worin wir gefehlt haben und worin es uns fehlgegangen iſt. Die Miſſionsſache bedarf der Romanze und der Aufregung nicht, und wer dazu dennoch ſeine Zuflucht nimmt, der kann ſicher darauf rechnen, der Miſſion zu ſchaden.“

Merkwürdig in der That, daß dieſe offene Ausſprache ein öffentliches Zeichen des Beifalls in jener Verſammlung von Miſſionaren und Miſſionsfreunden nicht geerntet zu haben ſcheint, und zwar um ſo merkwürdiger, als eben dieſelbe Verſammlung, der engliſchen Sitte treu, ihren Beifall bei minder gediegenen Schlagſtellen anderer Redner recht wohl zu äußern wußte. Nun was auch immer der Grund des Stillſchweigens, womit dieſes ehrliche Bekenntniß hingenommen wurde, geweſen ſein mag, die ausgeſprochene Wahrheit iſt darum nicht minder wahr und es kann daher nur zum wohlverſtandenen Beſten der Miſſionsſache dienen, wenn wir die Frage „Was iſt nun im Laufe der 150 Jahre von ſämmtlichen proteſtantiſchen Miſſionen im Tamulenlande mit Gottes Hülfe erreicht worden?“ mit nüchternem Ernſt zu beantworten ſuchen.

Es iſt außerordentlich ſchwer, die Zahl der mit den einzelnen proteſtantiſchen Miſſionen verbundenen eingebornen Chriſten mit einiger Genauigkeit anzugeben, und zwar großen Theils in Folge der abweichenden Kunſtſprache, wie ſie in den verſchiedenen Miſſionen gänge und gebe iſt. Einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung zufolge dürfte jedoch die Zahl der Getauften ſich auf 40,000 belaufen. Nehmen wir die runde Summe von 50,000, und veranſchlagen wir die Bevölkerung

des Tamulenlandes (die Tamulen in Süd-Travancore und Nord-Ceylon mit eingerechnet) auf 11 Millionen, so steht die Zahl der protestantischen Christen zu dieser Volksmasse wie 1 zu 220.

Natürlich ist diese christliche Bevölkerung nicht gleichmäßig über das Land vertheilt. Da wo die alten lutherischen Missionare den ersten Grund gelegt haben, finden wir eine stetiger zusammenhangende christliche Bevölkerung, während die christlichen Elemente anderwärts mehr oder minder sporadisch vorkommen. Dazu tritt eine innere Zerklüftung der einzelnen Gruppen durch ihre verschiedentliche kirchliche und missionsgesellschaftliche Zugehörigkeit. Die geographisch und kirchlich zusammenhängendsten Massen christlicher Bevölkerung finden wir in den (gegenwärtig anglikanischen) Missionen in Tinnevelly und in den (lutherisch gebliebenen) Missionen zu Trankebar, und zwar stehen die beiden anglikanischen Missionen in Tinnevelly, die nur gesellschaftlich, aber nicht kirchlich von einander geschieden sind, in dieser Beziehung oben an. An sie ist, wenn nicht das beste, so doch eines der besten Stücke unseres altväterlichen Erbtheils übergegangen, und sie erfreuen sich als vollkirchliche Missionen des festesten Organismus.

Die bürgerliche Stellung der protestantischen Bevölkerung des Tamulenlandes anlangend, so haben wir schon früher gesehen, daß die Hauptmasse derselben den Kasten entstammt, die ein wenig über oder unter den letzten Sprossen der bürgerlichen Stufenleiter stehen. Fügt man noch dazu, daß — mit Ausnahme etwa der Schanars in Tinnevelly und eines Theils der Christen an den übrigen Arbeitsstätten der alten lutherischen Mission — sich nur eine geringe Anzahl von Grundbesitzern unter ihnen findet, und daß der Grundbesitz der Schanars selbst in der Regel ein sehr dürftiger, zersplitterter und verkümmerter ist, so begreift sich leicht, daß die bürgerliche Stellung der protestantischen Christen im Tamulenlande sich im Allgemeinen ziemlich niedrig hält.

Die alten lutheriſchen Miſſionare ließen es ſich ganz beſonders angelegen ſein, ihre Bekehrten auch im bürgerlichen Leben zu heben. Man ſchulte nicht bloß die Jugend nach Kräften, ſondern bildete auch eine gemeinſchaftlich zu verwaltende Vorſchußkaſſe für diejenigen Erwachſenen, die Luſt und Trieb hatten etwas Ordentliches anzufangen und die doch die Mittel dazu nicht beſaßen. So ſind viele urſprünglich arme und verwahrloſte Chriſten mit der Zeit heraufgekommen. Die anglikaniſchen Miſſionare in Tinnevelly treten in dieſer Beziehung mehr oder weniger in die Fußtapfen ihrer lutheriſchen Vorgänger, und das muß ihnen natürlich um ſo leichter werden, als es ihnen an den dazu gehörigen äußeren Mitteln nicht fehlt. Dazu kommt ihnen der Umſtand trefflich zu ſtatten, daß die Schanars als Palmenbauer, wenn auch im Allgemeinen arm, doch an den Grund und Boden gebunden ſind und nicht in ungewohnte und ungewiſſe Sphären der Beſchäftigung mit Gewalt eingeſchoben und darin eingeübt zu werden brauchen. Die mißlichere Art, den Bekehrten im äußern Leben fortzuhelfen, iſt offenbar die, ſie bei den mit der Miſſion verbundenen Anſtalten in Dienſt und Sold zu nehmen; denn abgeſehen davon, daß dieſes Mittel des Zwecks zum Theil verfehlt, indem ſo die Neubekehrten doch immer keine rechte Stellung unter ihrem Volke erlangen, ſo iſt es in ſich ſelbſt ſo beſchränkt, daß es nur in ſehr geringem Umfang angewendet werden kann, und dazu oft von ungewiſſer Dauer. Die allermißlichſte Weiſe aber, armen Neubekehrten fortzuhelfen, iſt die ſyſtematiſche Almoſenvertheilung. „Nichts," ſagt der obenerwähnte Herausgeber des M. Q. M. J. mit Recht, „nichts erfordert mehr Vorſicht und Urtheil, als das Beſtreben wohl zu thun. Der Mangel dieſer Eigenſchaft hat das Wohlwollen mancher wohlmeinender Chriſten in dieſem Lande mehr zu einem Fluche, als zu einem Segen gemacht." Trotzdem kann Niemand läugnen, daß (allgemein geredet) das Chriſtenthum die eingebornen Chriſten des Tamulenlandes auch in ihrer bürgerlichen Stel-

lung allmählig gehoben hat, und mehr oder minder noch fortwährend hebt.

Ueber den religiös-ſittlichen Stand der chriſtlichen Gemeinden ſpricht ſich derſelbe Theolog, der als Herausgeber eines öffentlichen Blattes in Madras die nüchternſte Anſchauungsweiſe vertritt, folgendermaßen aus: „Ich erkühne mich zu ſagen, daß die hieſigen eingebornen Gemeinden eine eben ſo ſcharfe Prüfung, als irgend eine europäiſche Gemeinde auszuhalten im Stande ſind. Ich bitte, irgend eine europäiſche Gemeinde herzunehmen und zu ſagen, ob nur ein Drittel derſelben wahre Chriſten ſind. Und warum ſollte denn an Hindugemeinden ein ſtrengerer Maßſtab gelegt werden, als an unſre eignen? Ich erkläre feierlich meine Ueberzeugung dahin, daß das Werk, das jetzt in unſern Hindugemeinden vor ſich geht, ein ebenſo wirkliches und ächtes Werk iſt, als irgend eines in irgend einer Gemeinde Englands. Mir fehlte es, die Wahrheit in dieſer Beziehung kennen zu lernen, nicht an Gelegenheit; ich ſpreche deshalb ohne Bedenken. Hatte ich doch die Pflicht und Freude, faſt alle Miſſionspoſten im ſüdlichen Indien zu beſuchen. Ich habe die Gemeinden verſammelt geſehen; ich habe ihre Regelmäßigkeit wahrgenommen und erkläre nun, daß europäiſche Gemeinden durch die Ordnung, die in den eingebornen Gemeinden herrſcht, wohl beſchämt werden könnten.“

Dieſes Urtheil iſt theilweiſe wohl nüchtern, ſtellt aber den wahren Beſtand doch immer nicht treu genug vor Augen. Viele Miſſionsfreunde in der Heimath, auf Grund ihrer eignen Unnüchternheit ſowohl als gewiſſer ungeſunder Miſſionsberichte, ſehen die Miſſionserfolge dieſer „geringen Tage“ in mehr als apoſtoliſchem Glanze; ſie meinen, „pfingſtliche Ausgießungen des heiligen Geiſtes“ ſeien in der Heidenwelt nur eben an der Tagesordnung, und alle diejenigen, die in den Miſſionsberichten als Bekehrte aufgeführt werden, flöſſen von Glauben und Liebe über. Nun denen gegenüber, die von den

jungen Miſſionsgemeinden mehr als von den alten heimathlichen Gemeinden erwarten und verlangen, hat der Herausgeber im Ganzen wohl geredet. Allein ich behaupte ebenſo kühn, daß die eingebornen Gemeinden ſchlechthin „eine ſo ſcharfe Prüfung“ als irgend eine europäiſche Gemeinde auszuhalten nicht im Stande ſind. In den heimathlichen Gemeinden (dafern ſie nicht etwa ſchon ſeit langer Zeit von treuloſen Seelſorgern allzuſehr vernachläſſigt wurden) findet ſich im Allgemeinen erſtens eine verhältnißmäßig größere Anzahl lebendiger Chriſten; zweitens der chriſtliche Stand derſelben übertrifft durchſchnittlich den chriſtlichen Stand der lebendigen Glieder der eingebornen Gemeinden um ſehr Vieles; und drittens, auch derjenige Theil der heimathlichen Gemeinden, die vom Chriſtenthume nicht lebendig durchdrungen ſind, zeigen in Folge des allgemeinen chriſtlichen Einfluſſes, dem ſie ſich ſchwerlich ganz entziehen können, im Ganzen einen ſittlichen Charakter, wie man ihn in dem todten Theile der eingebornen Gemeinden nicht ſo leicht findet. Kann es denn aber auch anders erwartet werden? Die Chriſten der Miſſionsgemeinden kommen ja meiſt aus den verkommenſten Volksſchichten, aus den finſterſten Labyrinthen des Wahns und aus den ſchmutzigſten Pfuhlen der Sünde her, und ihr auch nach der Bekehrung noch fortdauernder unvermeidlicher Zuſammenhang mit den heidniſchen Umgebungen lockt und zerrt von allen Seiten in das altväterliche Weſen zurück, während die Anziehungskraft der neuen ach ſo kleinen und unbedeutenden Gemeinſchaft ſo gar gering iſt.

Ich komme nun zu der Frage, wie weit ſich bereits das chriſtliche Gemeindeweſen ausgebildet habe, und beſpreche, von unten anhebend, zuerſt den Punkt des Selbſtunterhalts.

Als ich während meines Aufenthaltes in Mayaveram mit unſerm dortigen Miſſionare Tiruvalangkadu (3—4 Stunden von Mayaveram auf der Straße nach Combaconum) beſuchte, ließen wir uns

mit einem der Miſſionsſchullehrer in ein Geſpräch über die Lebensverhältniſſe der höhern, mittlern und niedern Volksklaſſen ein. Dabei machte er uns unter Anderm folgende Mittheilungen: Das (heidniſche) Kloſter in Tiruvalangkadu erfreut ſich eines beträchtlichen Grundbeſitzes. Einer der Verwandten jenes Schullehrers hat 6 Weli Acker von demſelben zu Lehen. Dieſe geben etwa 200 Kalam Reis. Das Kalam koſtete damals nur 6 gute Groſchen, kann jedoch bis auf 8 ſteigen. Drei Viertel des Ertrags kommen aber dem Kloſter zu; ſo bleiben nur 50 Kalam übrig, die, im günſtigern Falle, zu 8 Groſchen berechnet, 25 Gulden zu 16 guten Groſchen abwerfen, von denen auch noch die Auslagen für Tagelohn und Handwerkszeug in Abzug zu bringen ſind.

Nun dies iſt ein Beiſpiel von der pecuniären Stellung der ſogenannten Kudi oder Unterthanen, und zwar ein nicht ganz ungünſtiges, da das Kloſter ſelbſt keine Abgabe an die Regierung zu entrichten hat.

Steigen wir nun eine Stufe höher, um zu ſehen wie es in dieſer Beziehung unter den Miraſtars oder Grundbeſitzern ſteht. Von 200 Kalam Ertrag geht für den Schmidt, Wäſcher, Zimmermann, Barbier und Nachtwächter des Dorfs $2^1/_2$ Kalam ab; die Regierung aber nimmt wohl eine ganze Hälfte des Ertrags in Anſpruch und zwar in baarem Gelde, jedes Kalam zu 8 Groſchen berechnet. Da dieſe Abgabe alsbald nach der Aernte bis zu einem gewiſſen Termine eingeliefert werden muß, ſo ſucht jeder Grundbeſitzer den dazu erforderlichen Theil des Ertrags möglichſt ſchnell in Geld umzuſetzen; dies zieht natürlich ſchlechte Preiſe nach ſich und ſo ſind die armen Leute gezwungen, ihren Reis meiſt unter dem von der Regierung angeſetzten Preiſe zu verkaufen. Wie viel wird da dem kleinen Gutsbeſitzer nach Abzug der Ausgaben für Tagelohn u. ſ. w. übrig bleiben?

Was bekommt denn nun aber der arme Pariah-Tagelöhner? Er ſelbſt empfängt täglich 2 Maß Hülſen-Reis (= 1 Maß ausgehülſten

Reiſes), an Werth 4 Pfennige; eben ſo viel bekommt die Frau, wenn ſie zu arbeiten im Stande iſt. Nimmt man dazu noch die Kleinigkeit, die etwa die Kinder mit dem Hüten des Viehs verdienen, ein paar periodiſche Geſchenke, und drei Prozente von dem Aernte-Ertrag, ſo hat man den ganzen Verdienſt einer tagelöhnernden Pariahfamilie. — Etwas beſſer ſtehen ſich diejenigen Pariahs, die bei Europäern als Köche, Gärtner oder dergleichen angeſtellt ſind. Sie verdienen monatlich 3 — 6 Gulden, und wenn ſie gerade die Stelle eines Kochs verſehen, ſo muß man außer dem, was der Landesſitte gemäß bei den Einkäufen an ſie abfällt, auch die Ueberbleibſel von dem Tiſche des Herrn in Rechnung ſtellen.

Die Zahl derjenigen Tamulen aber, die in europäiſchen Privat- oder Regierungsbureaus angeſtellt ſind und einen verhältnißmäßig bedeutenden Gehalt ziehen, iſt ſo gering, daß ſie im Ganzen und Großen kaum in Anſchlag zu bringen iſt.

Sieht man nun von dieſer Unterlage aus die Frage des Gemeinde-Selbſtunterhaltes an, ſo liegt zu Tage, daß man im Allgemeinen vor der Hand nicht viel erwarten darf. Doch läßt ſich immerhin etwas thun, beſonders wenn die Gemeindeabgaben nicht blos auf baares Geld, ſondern nach Umſtänden auf Naturalien geſtellt werden, wie das in den lutheriſchen Miſſionen zu Madras und Mayaveram der Fall iſt. Da die Hindus von Hauſe aus gewöhnt ſind, für die Verrichtung ihrer religiöſen Ceremonien gewiſſe Gebühren zu entrichten, ſo iſt die Einführung von Stolgebühren ſchon durch den heidniſchen Brauch vorbereitet, und es iſt in der That Schade, daß die proteſtantiſchen Miſſionen im Tamulenlande im Großen und Ganzen noch allzu wenig Bedacht darauf genommen haben. Ein Correſpondent in dem M. Q. M. J. macht unter anderm auch auf die ſittliche Bedeutung derſelben aufmerkſam, indem er ſagt: „Die Vorausſetzung liegt gewiß nahe, daß der Mangel aller Abgaben in religiöſen Ange-

legenheiten nicht ohne Einfluß auf die Gemüthsſtellung der Eingebornen iſt. Ich denke, es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß eben aus dieſer Urſache die Miſſionsgemeinde gar manches unwürdige Glied zählt. Iſt das wohl ein geſunder Zuſtand der Dinge? Soll ihnen denn ihre Religion gar nichts koſten und ſo gar kein Raum für Selbſtverleugnung gelaſſen werden?"

Ich finde, daß auch unter denjenigen Miſſionaren des Tamulenlandes, die ſich nicht durch falſche Meinung, falſche Scham und andere Rückſichten abhalten laſſen, ihre Gemeinden an Abgaben zu gewöhnen, manche Fehlgriffe in dieſer Beziehung vorkommen. Es iſt gewiß unnatürlich, ſie entweder zu Beiträgen für die heimathliche Miſſionsgeſellſchaft, oder gar zur Bildung eigner mildthätiger Geſellſchaften aufzufordern, ſo lange ſie nicht für ihre eignen Armen ſorgen und den eingebornen Lehrſtand auf ihre Kaſſe nehmen. Nicht minder zweckwidrig dürfte es ſein, die Gemeinden zur Sammlung von Kirchenfonds für die Zukunft anzuhalten, bevor ſie die kirchlichen Bedürfniſſe der Gegenwart zu beſtreiten ſuchen.

Wenn aber die heimathlichen Miſſionsfreunde erwarten, daß die einzelnen Gemeinden ſammt und ſonders ſich ſelbſt ihre Kirchen u. ſ. w. bauen ſollen, ſo heißt das die allgemeinen finanziellen Verhältniſſe der tamuliſchen Chriſtengemeinden ganz verkennen, obſchon eine verhältnißmäßige Betheiligung derſelben dabei immerhin nicht unter allen Umſtänden unmöglich iſt. Eine Dotirung vollends der Kirchen- und Schulanſtalten ſeitens der eingebornen Gemeinde, ſo wünſchenswerth ſie wäre, liegt zur Zeit ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Ich kenne übrigens keine andere Miſſionsgemeinde im Tamulenlande, die es in Bezug auf Selbſtunterhalt der lutheriſchen Miſſionsgemeinde zu Madras zuvorthäte.

Da im Großen und Ganzen der Grundſatz des Selbſtunterhalts noch gar zu wenig in Ausführung gebracht wird, ſo iſt ſchon des-

wegen nicht zu erwarten, daß das Gemeindebewußtſein im Allgemeinen ſich beſonders entwickelt haben ſollte. Der Miſſionar und der Katechet repräſentiren gewöhnlich allzuſehr die Gemeinden, und dieſes autokratiſche Verhältniß wird um ſo mißlicher, wenn etwa der betreffende Miſſionar der Landesſprache nicht hinlänglich mächtig ſein ſollte, um zu den einzelnen Gemeindegliedern in ein recht perſönlich-lebendiges Verhältniß treten zu können. In ſolchen Fällen liegt die Gemeinde ganz zu den Füßen und in den Händen der Katecheten, deren kirchenregimentliche Ideen in der Regel darauf hinauslaufen, daß der Miſſionar der König, und der Katechet der Miniſter ſei.

Und hier kommen wir nun auf den eingebornen Lehrſtand zu ſprechen, deſſen höchſte Spitze zur Zeit mit wenigen Ausnahmen eben der Katechet iſt. Wie gering im Allgemeinen das Vertrauen ſei, das die Gemeinden dem Katechetenſtande ſchenken, zeigt vielleicht das Sprüchwort*: „Und wenn der Katechet auf einer Nadelſpitze Buße thäte, — er kommt doch nicht in den Himmel.“ Niemand iſt wohl grauſamer von ſeinen Katecheten betrogen worden, als der eifrige, aber nur mit geringer Menſchenkenntniß begabte Rhenius. Der Privatkatechet deſſelben, Rhenius rechte Hand, nahm ſelbſt von den Heiden Beſtechungen an, um den Bau chriſtlicher Kirchen in den betreffenden Ortſchaften zu hindern und erwarb ſich auf dieſe Weiſe ein bedeutendes Vermögen. Es ſei aber fern von mir, über den ganzen Katechetenſtand hiermit den Stab brechen zu wollen. Ich kenne ſelbſt ganz achtbare Ausnahmen und hoffe überdies, daß ein ſo ausgemachter Schurke, wie jener, nur eine Ausnahme war. So viel aber bleibt immerhin gewiß, die Katecheten, wie ſie zur Zeit in verſchiedenen Miſſionen verbraucht werden, ſind ein ſehr ungenügender Erſatz für einen eingebornen Paſtorenſtand; es fehlt ihnen gemeiniglich nicht

* Ob der Urſprung dieſes Sprüchworts römiſch oder proteſtantiſch ſei, iſt unklar; die Anwendung aber trifft die proteſtantiſchen Katecheten jedenfalls mit.

bloß an Charakter, ſondern auch an der nöthigen Bildung, und oft genug auch an den erſten Gaben dazu, ganz beſonders denen aus den unterſten Klaſſen. Dazu kommt, daß ihr herkömmlicher Gehalt zuweilen den Gehalt eines Pferdeknechtes nicht um Vieles überſteigt, und daß ſie von nicht wenigen Miſſionaren — ich möchte faſt ſagen — als eine Art Diener höhern Ranges betrachtet, angeredet und behandelt werden. Solche Umſtände und Verhältniſſe ſind allerdings nicht geeignet, den Charakter eines Standes zu heben. Es iſt aber in der That auch hier ſchwer, die rechte Mitte zu treffen. Ich kenne Miſſionare, die ihre Katecheten ſo hoch beſolden, daß ziemlich hochgeſtellte eingeborne Beamte ſich kaum mit ihnen meſſen können, und ihnen außerdem dadurch ſchaden, daß ſie dieſelben im falſchen Sinne chriſtlicher Brüderlichkeit allzuſehr mit ſich ſelber gleichſtellen. Beide Abwege führen zu keinem erwünſchten Ziele.

Was iſt denn aber die Urſache, ſo fragt man vielleicht, daß es in den 150 Jahren mit dem chriſtlichen Lehrſtand noch nicht weiter gediehen iſt? Manche unter den eingebornen Chriſten werden etwa antworten: Die Eiferſucht unſerer Miſſionare, welche die Ehre der Ordination und die Regierung der Gemeinde nicht gern theilen möchten. Das iſt in der That ein hartes und zum Theil von eigner Ehrſucht eingegebenes Wort, und ich wünſchte nur, mit gutem Gewiſſen und nach beſter Ueberzeugung behaupten zu können, es hange auch nicht ein Stäubchen Wahrheit daran.

Die Hauptgründe, warum es mit dem eingebornen Lehrſtande noch nicht weiter vorangeſchritten iſt, ſcheinen mir in folgenden Umſtänden zu liegen. Erſtens: Es fehlt den Tamulen, wie allen Hindus, zwar ganz und gar nicht an Talent, wohl aber ſehr an Charakter. Zweitens: Die paſtorale Stationsthätigkeit an den geſammelten Gemeinden hat für den natürlichen Menſchen mehr Reiz, als das eigentliche Evangeliſtengeſchäft draußen unter den Heiden. Daher bei man-

chem der Miſſionare nicht der zu wünſchende Ernſt in der Erzielung eingeborner Paſtoren. Drittens: Viele Miſſionare, beſonders unter den Diſſentern, wiſſen die Bedeutung eines eingebornen Lehrſtandes für den Aufbau einer Kirche nicht gehörig zu würdigen. Viertens: Oft auch haben ſie ſelbſt nicht die Durchbildung, die zur Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes erforderlich iſt.

Glücklicherweiſe hat man den Uebelſtand immer allgemeiner einzuſehen und auf Mittel der Abhülfe zu ſinnen angefangen. Die beiden anglikaniſchen Geſellſchaften, die von einem ſtarken kirchlichen Bewußtſein getragen werden, und denen es außerdem an den dazu nöthigen Kräften und Mitteln minder mangelt, thun es faſt allen andern darin zuvor. Es iſt nur zu wünſchen, daß man die jungen Leute nicht allzu ſehr engliſire und die Anſprüche an ihre Kenntniſſe und Leiſtungen nicht überſpanne! Es giebt nicht leicht etwas Zarteres und Schwierigeres, als die Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes der tamuliſchen Kirche, wie überhaupt jeder jungen Kirche.

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Bezug auf die Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes nimmt die Miſſion der ſchottiſchen Freikirche ein. Worin es bei andern mangelt, da fließt es bei ihnen über, und worin es anderwärts überfließt, da mangelt es hier. Während nämlich andere Miſſionen meiſt eingeborne Gemeinden ohne eingeborne Paſtoren haben, hat dieſe Miſſion eher eingeborne Paſtoren ohne eingeborne Gemeinden. Das Schulſyſtem, das ſie befolgt, hat von ſelbſt zu dieſem ſonderbaren Ergebniß geführt. Es iſt wohl kaum eine Frage, daß die jungen Hindu-Paſtoren der ſchottiſchen Freikirche ſich verhältnißmäßig der umfaſſendſten europäiſchen Bildung erfreuen. Einen derſelben hörte ich in der That faſt ſo fließend engliſch predigen, wie ein Engländer; leider nur hielt ſein tamuliſcher Vortrag mit dem engliſchen ſo wenig Schritt, daß, wer ihn ſonſt nicht kannte, ihn für einen Katecheten etwas beſſerer Art zu halten geneigt ſein

konnte. Die jungen Leute ſchienen ihre eigne Literatur noch weniger zu ſtudiren, als das bei der großen Maſſe der europäiſchen Miſſionare der Fall iſt, und da ſie außerdem bei faſt europäiſchem Gehalte (die Kleidung ausgenommen) ſich ganz europäiſirten, ſo errichteten ſie zwiſchen ſich und ihren Landsleuten, die — brauchſelig wie ſie ſind — das am allerwenigſten vertragen können, eine Schranke, wie ſie für den europäiſchen Miſſionar trotz nationaler Verſchiedenheit, eben weil er bei ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit naturgemäß verharrt, alſo nach Hindu-Anſchauung ſeine „Kaſte hält", kaum vorhanden ſein dürfte.

Welche Fortſchritte nun auch die Heranbildung eines eingebornen Lehrſtandes in Zukunft machen wird, — das iſt gewiß, er wird noch lange, ſehr lange der europäiſchen Mitwirkung bedürfen. Ein Anglikaner hat ſich in ſeiner ächt engliſchen Weiſe irgendwo ſo darüber geäußert: „Der Grundſatz einheimiſcher Agentſchaft und europäiſcher Oberaufſicht iſt eben ſo richtig in Bezug auf das chriſtliche Miſſionsheer als in Bezug auf das weltliche Militär in Oſtindien."

Natürlich liegt die Zeit, wo die tamuliſche Kirche auch in kirchenregimentlicher Beziehung auf eignen Füßen zu ſtehen verſpricht, noch viel ferner, ſo fern daß ſich noch gar nicht darüber ſprechen läßt; man müßte denn, wie das wohl hier und da geſchehen iſt, die Miſſionare für die Paſtoren und die Paſtoren für die Gemeinden ſelbſt anſehen. Die Zeit kann überhaupt nicht eher eintreten, als bis die tamuliſchen Kirchen innerlich und äußerlich ausgebaut ſind und weder der perſönlichen noch der finanziellen Kräfte der Heimath weſentlich mehr bedürfen. Bis dahin wird die Mutterkirche in Kraft ihres Patronats auch das Oberregiment führen müſſen; ja und die anglikaniſche Kirche, deren Organismus durch geographiſche Klüfte nicht unterbrochen wird, nimmt die Miſſionskirchen allmählig in ihren Organismus auf: ein für die ſchwankenden, ungeordneten Verhältniſſe junger Kirchen von Einer Seite her äußerſt günſtiger Umſtand.

Die nächste Frage, die uns beſchäftigt, iſt die: Wie weit hat ſich bereits eine chriſtliche Literatur gebildet? Die Grundlage aller chriſtlichen Literatur iſt natürlich die heilige Schrift. Wie ernſt es unſern alten Miſſionaren war, den neugeſammelten Gemeinden eine tüchtige Bibelüberſetzung in die Hand zu geben, läßt ſich aus Ziegenbalgs Vorrede zu ſeiner tamuliſchen Grammatik erſehen. Ich gebe hier einen Theil derſelben aus dem Lateiniſchen frei überſetzt wieder: „Ich habe mir für Geld und gute Worte ſo viel tamuliſche Werke angeſchafft, als ich nur immer konnte. Die tamuliſche Nation gehört in ihrer Weiſe zu den wiſſenſchaftlich gebildetſten. Sie entwickelt, wenn man die Hitze des Landes und des Temperaments in Anſchlag bringt, eine gewiſſe Betriebſamkeit, zeigt Geiſt und Leben und iſt den Büchern ſehr ergeben. Dieſe ihre Bücher nun habe ich Tag und Nacht gehandhabt, geleſen, noch einmal geleſen, und in ſachlicher und ſprachlicher Beziehung ausgezogen. Zur Erleichterung dieſes Geſchäfts habe ich mir mehrere Jahre hindurch Sprachlehrer gehalten, die, wo ich ſtecken blieb, nachhalfen: denn die tamuliſche Literatur iſt ſchwer zugänglich, ſie hat faſt unentwirrbare Labyrinthe.“

Es iſt bekannt, mit welcher gewiſſenhaften Sorgfalt Fabricius ſpäter bei der Reviſion der Ziegenbalgſchen Ueberſetzung zu Werke ging, indem er Vers für Vers einer aus allen möglichen Bildungsſtufen zuſammengeſetzten Zuhörerſchaft vorlas, um die Volksmäßigkeit derſelben zu prüfen, und wo ſich ein nicht allgemein verſtändlicher Ausdruck eingeſchlichen hatte, denſelben durch einen angemeßnern zu erſetzen. Den vereinten treuen Bemühungen unſrer alten lutheriſchen Miſſionare mit ihrer vielſeitigen Bildung haben wir's daher zu verdanken, daß wir eine verhältnißmäßig gelungene tamuliſche Bibelüberſetzung beſitzen.

Was ich von der Bibelüberſetzung geſagt habe, gilt auch von der Uebertragung der lutheriſchen Kirchenlieder. Auch hier trafen die alten Miſſionare im Ganzen das Richtige. Ich habe zwar hie und

da das Urtheil gehört, als ſei die Weiſe, wie die Lieder überſetzt wurden, nicht die angemeſſene; man hätte, ſo meint man, die tamuliſche Kunſtverſification mit ihren ſchwierigen Versmaßen und ihren zu Anfang der Zeilen ſich einſtellenden Reim-Klängen nachahmen ſollen. Ich gebe zu, daß man auf dieſe Weiſe ſolche Leute, die, dem tamuliſchen Geſchmack zufolge, ſtatt der proſaiſchen eine poetiſche Bibelüberſetzung verlangen möchten, zufrieden geſtellt haben würde. Allein volksmäßig in unſerm Sinne wäre es darum nicht geworden, ja ſelbſt nicht im tamuliſchen Sinne; denn das dramatiſche Tamul, das die edlere Volksſprache repräſentirt, hat eine ganz ungezwungene Verſification und zwar auch mit einer Art von Endreimen, wie die in's Tamuliſche übertragenen lutheriſchen Lieder.

Das Lob, das ich der tamuliſchen Bibel- und Liederüberſetzung geſpendet habe, iſt natürlich nicht ſo zu verſtehen, als könne auch von gar keinem Makel die Rede ſein. Das aber behaupte ich in Bezug auf die Bibel, daß die neueren Ueberſetzungen von Rhenius und Percival von gewiſſen Leſern, welche die Klarheit logiſcher Verflachung der geheimnißvollen Tiefe, oder rhetoriſche Eleganz ungeſchminkter Urkraft vorziehen, immerhin vorgezogen werden mögen, daß ſie aber die alte lutheriſche Ueberſetzung aus den Herzen und Händen der geſammten tamuliſchen Chriſten nicht für immer zu verdrängen im Stande ſein werden, — beſonders wenn ſich zu ſeiner Zeit wieder ein Mann finden ſollte, der im Geiſte und mit den Gaben eines Fabricius eine leiſe nachbeſſernde Hand anzulegen ſich innerlich berufen fühlte. Was aber die Lieder anlangt, ſo ſind alle neueren Verſuche, dieſelben zu verbeſſern oder durch neue zu vermehren, bis auf ein paar nicht üble Lieder und Liedchen (die aber mehr den Charakter des chriſtlichen Gedichts als des kirchlichen Liedes an ſich tragen) von Rhenius, Petitt u. ſ. w. gar fehlgeſchlagen. Man traut oft ſeinen Augen und Ohren kaum, wenn man z. B. die derartigen Verſuche deſſelben Percival,

der die neue Bibelüberſetzung geliefert hat, in die Hände nimmt und zu leſen anfängt. Der Rhythmus iſt zuweilen nicht viel beſſer, als wenn man trochäiſche Verſe jambiſch oder umgekehrt leſen wollte, und ob Reime beabſichtigt ſind oder nicht, darüber kann man häufig geradezu nicht in's Reine kommen. Das Ganze läuft auf eine ſchlecht gereimte antirhythmiſche Proſa hinaus, in welcher Inhalt und Form nur zu wohl ſtimmen. Schade, daß noch keine ſchlicht erklärte Bibel und noch keine Poſtille im Tamuliſchen exiſtirt! Die erſtere würde namentlich in den Händen der Schullehrer und Katecheten von großem Segen ſein, und die letztere könnte nicht bloß angehenden Predigern als Muſter dienen, ſondern in entlegenen Dorfgemeindlein, die des Sonntags keine Predigt hören, vortrefflich aushelfen. Auch die reiche ascetiſche Literatur unſrer Kirche iſt noch lange nicht genug für die tamuliſche Kirche ausgebeutet, obſchon die alten Miſſionare ihrer ganzen Richtung gemäß ſchon frühzeitig daran gingen. Hier iſt noch immer ein großes Feld nützlicher Beſchäftigung für den Miſſionar, der zu ſolcher Arbeit Gabe und Beruf hat.

Das einzige tamuliſche Werk von einiger Bedeutung im Fache der ſyſtematiſchen Theologie iſt noch immer die von Rhenius verfaßte Glaubenslehre, in welcher theologiſche Flachheit mit einem klaren tamuliſchen Stil Hand in Hand geht. Eine Art Ethik, wenn man Kleines mit großem Namen benennen darf, hat Miſſionar Bower in Vediarpuram, dem die chriſtlich-tamuliſche Literatur manchen nicht übeln Verſuch verdankt, unlängſt geſchrieben.

Im Fache der praktiſchen Theologie giebt es noch immer nichts Anderes als das von dem katholiſchen Miſſionar Beschi geſchriebene Handbuch für Katecheten, das, obſchon frei von noch gröbern katholiſchen Irrthümern, doch pelagianiſch gefärbt iſt.

In apologetiſch-polemiſcher Beziehung hat die Neuzeit nichts Beſſeres, wohl aber viel Schlechteres hervorgebracht, als die erſten der-

artigen Verſuche unſrer alten Miſſionare, namentlich des Schwarz und Fabricius. Eine Doppel-Apologie des Chriſtenthums, die eine für das Volk, die andere für die Gebildeten, iſt ein großes desideratum, das noch tauſend Tractate und Tractätchen mehr nicht zu gewähren im Stande ſind.

Es muß auch eine Aufgabe der Miſſion ſein, eine geſunde Volksliteratur außerhalb des religiöſen Bereichs allmählig zu ſchaffen. Die heidniſche Literatur der Tamulen iſt überreich an ſolchen Volksſchriften, wie Fabeln, Mährchen, Anecdoten, Räthſeln, romantiſchen und moraliſchen Erzählungen u. ſ. w. Leider aber ſind nur wenige dieſer Volksſchriften, die in neueſter Zeit auch gedruckt zu haben ſind, von heidniſchem Bodenſatz und von unſittlichen Elementen frei. Es iſt daher gewiß nicht ohne Wichtigkeit für die zunehmende chriſtliche Bevölkerung des Tamulenlandes, daß dieſer heidniſchen Volksliteratur mit der Zeit eine chriſtliche entgegengeſtellt werde; wo nicht, ſo liegt für den leſenden Theil der chriſtlichen Bevölkerung, deſſen Geſchmack für Lectüre in demſelben Maaße zunimmt, als die Schulen ihre Wirkung erweitern, die Gefahr nahe, in Ermangelung einer vom chriſtlichen Geiſte getragenen Volksliteratur zu dem heidniſchen Surrogat zu greifen. Das thut's freilich nicht, daß man europäiſche Volksſchriften hernimmt und ſie einfach in's Tamuliſche überträgt; dazu möchten ſich nur wenige eignen. Das tamuliſche Volk iſt auf einem andern Boden gewachſen, als das deutſche oder engliſche, und Schriften, die auf dieſes Volk berechnet ſind, ſollten auch den Charakter dieſes Landes an ſich tragen. Die heidniſchen Volksſchriften müßten in formeller Beziehung jedenfalls zum Muſter dienen; ja ſie enthalten ſelbſt Stoffe, die nur durch einen chriſtlichen Läuterungsprozeß zu gehen brauchten. Einer der Miſſionare im Tamulenlande, der das Bedürfniß einer nicht religiöſen Volksliteratur neben der religiöſen lebhafter zu fühlen ſcheint, hat bei Ermangelung derſelben den Plan gefaßt, ein periodiſches

Volksblättchen zu eröffnen, das, obſchon nicht übel geſchrieben, doch weſentlich einen europäiſchen Charakter trägt.

Uebrigens hat das Tamulenvolk bereits einen chriſtlichen Schriftſteller in dem greiſen Vedanaichen zu Tanjore, einem Schüler von „Vater" Schwarz. Seine ſämmtlichen Werke bilden faſt eine Bibliothek; am meiſten geſchätzt aber werden ſeine chriſtlichen Lieder, worunter ein paar recht nette Sachen ſind. Er hat wenigſtens das Verdienſt, einen beachtenswerthen Anfang gemacht zu haben, und es wäre nur zu wünſchen, daß Andere in ſeine Fußtapfen treten möchten, und daß ſo mitten aus dem Volke heraus eine Volksliteratur erwüchſe, was am Ende auch der allein richtige Gang der Dinge iſt.

Schade, daß ein anderer tamuliſcher Chriſt in Madras ſein unleugbares Schriftſtellertalent zu meiner Zeit auf die Redaction einer engliſchen Zeitſchrift verwandte und darin eine Ehre zu ſuchen ſchien, daß man ſeine Erzeugniſſe von ſonſtigen engliſchen Erzeugniſſen der Art nicht zu unterſcheiden im Stande wäre. Man muß ihm in der That das Zeugniß geben, daß ihm das zuweilen gelang; aber was iſt damit gewonnen? Seine Arbeit können tauſend andere Engländer thun — und am Ende doch beſſer; ſollte er die edle Gabe nicht lieber der Literatur ſeines Volkes laſſen zu gute kommen? Aber das iſt eben der Fluch jener unverſtändigen Richtung, wie man ſie unter den Engländern nur allzu häufig findet, das Heil des tamuliſchen Volkes auf möglichſte Engliſirung zu ſtellen und ſo zwiſchen den beſten Kräften des Volkes und der übrigen Maſſe eine unausfüllbare Kluft zu reißen.

Wir haben jetzt, freilich nur in aller Kürze, geſehen, wie weit bis hieher die chriſtliche Literatur gediehen iſt. Wir beantworten nun die damit in Verbindung ſtehende Frage: Wie weit iſt die heidniſche Literatur bemeiſtert? zuerſt aber die Vorfrage: Wie weit ſind die Zu-

gänge dazu gebahnt? — Schon Ziegenbalg, den wir oben über die verſchloſſenen Irrgänge der tamuliſchen Literatur ſeufzen hörten, ſuchte von Anfang eifrig nach Schlüſſel und Faden. Nicht als ob es der tamuliſchen Sprache an Grammatik und Lexicon gefehlt hätte, — es beſitzt wohl nicht leicht eine Sprache ſo viel in ſeiner Weiſe Claſſiſches dieſer Art — allein für denjenigen, der ſo ſtracks aus dem Kreiſe europäiſcher Anſchauungen, Gedanken und Ausdrucksweiſen daherkommt, ſind die einheimiſchen Schlüſſel fürs erſte kaum brauchbar, und ein Solcher dürfte, wenn er ſie ja in die Hand nimmt, dieſelben gar bald wieder weglegen, ſeufzend: „Zwar euer Bart iſt kraus; doch hebt ihr nicht die Riegel!“ Ziegenbalg ſuchte daher möglichſt bald eine in europäiſcher Weiſe abgetheilte Grammatik und ein in europäiſcher Weiſe eingerichtetes Lexicon zu liefern. Beſchi aber leiſtete in grammatiſcher und lexicaliſcher Beziehung in der That Vorzügliches; ſeine für den europäiſchen Gebrauch in lateiniſcher Sprache verfaßte Grammatik des Hochtamuliſchen hat ſeitdem noch nicht einmal eine Nebenbuhlerin, wohl aber einen engliſchen Ueberſetzer gefunden. In der neuern Zeit ſuchte Rhenius auf Grund dieſer Arbeiten das grammatiſche Studium des gemeinen Dialects für Europäer praktiſch zu erleichtern, und das Rottler'ſche Lexicon, das ſein Haupt-Material der Arbeit des Beſchi verdankt, iſt, obſchon ziemlich unphilologiſch geordnet, nicht ganz unbrauchbar. Seitdem iſt in Verbindung mit der amerikaniſchen Miſſion in Jaffna ein noch vollſtändigeres Lexicon ganz in tamuliſcher Sprache erſchienen; es enthält 58,500 Wörter und rühmt ſich demnach, viermal mehr Vocabeln zu bieten als das Werk von Beſchi, nach deſſen Plan es übrigens zum Theil gearbeitet iſt. Es gibt nicht bloß die verſchiedenen Bedeutungen des einzelnen Wortes, ſondern in einem zweiten Abſchnitte die verſchiedenen Benennungen des einzelnen Dinges und in einem dritten eine Art Real-Lexicon.

Dennoch hat eine wahrhaft philologiſche Lexicographie und Grammatologie für das Tamuliſche kaum die erſten Schritte gethan. Schon zu meiner Zeit erſchien zwar das grammatiſche Hauptwerk der Tamulen mit engliſcher Ueberſetzung und reichhaltigen Erläuterungen; es wurde von einem Oſtindier und einem jungen Manne aus unſerer tamuliſchen Gemeinde zu Madras, der während meines Aufenthaltes daſelbſt mein Sprachlehrer war, herausgegeben. Dieſe Arbeit hat ihren großen Werth, allein die tamuliſche Grammatologie nach wahrhaft philologiſchen Grundſätzen unmittelbar zu fördern, iſt ſie nur wenig geeignet. Wer je in dem Fall geweſen iſt, ſich mit Ernſt in das Dickicht der tamuliſchen Literatur hineinzuwagen und nicht blos ſo an den Seiten hinzuſtreifen, der wird den Mangel einer ebenſo umfaſſenden als gründlichen Grammatik und noch viel mehr den Mangel eines nach richtigen Grundſätzen etymologiſch-genetiſch geordneten Lexicons, das die erſte Bedeutung eines Wortes nicht etwa gar ans Ende ſtellt, ſchmerzlich genug empfunden haben. Auch in dieſem Fache iſt noch viel zu thun übrig und muß endlich doch gethan werden, wenn ſich nicht Jeder immer wieder ſeinen eignen Weg mit großem Zeit- und Kraftverluſt durch die Irrgänge der tamuliſchen Literatur bahnen ſoll, und Viele, denen es an Zeit und Kraft fehlt, über der Schwierigkeit des Weges gar Luſt und Muth zur Sache ſelbſt verlieren ſollen. Natürlich nur derjenige, der, in der claſſiſchen Philologie wohl bewandert, mit dem Geiſt der neueren philologiſchen Forſchungen vertraut und überdieß im Sanscrit zu Hauſe iſt, würde eine ſolche allgemein nützliche Arbeit zu übernehmen der Mann ſein.

Es läßt ſich nun nach dem Geſagten ſchon erwarten, daß die Frage, wie weit die tamuliſche Literatur europäiſcher Seits bemeiſtert ſei, ſich nicht ohne ein Achſelzucken werde beantworten laſſen.

Die alten lutheriſchen Miſſionare ſahen es von Anfang als eine unerläßliche Pflicht an, in die Länge, Breite und Tiefe der tamuliſchen

Literatur möglichſt einzudringen, einmal um ſich ſo mit Ideenkreis und Anſchauungsweiſe der Tamulen genauer bekannt zu machen, einmal, um auf dieſe Weiſe ſprachlich zu gewinnen — zwei Zwecke, zu deren beſſerer Erreichung Ziegenbalg ſelbſt einen ausgedehnten Briefwechſel mit wiſſenſchaftlich gebildeten Tamulen unterhielt. Hätten die alten Miſſionare die Sache nicht alſo angegriffen, ſo hätten wir — um nur Eines zu erwähnen — ſicherlich keine ſo treffliche Bibel- und Lieder-Ueberſetzung, denn obgleich beide mit Recht nicht im verfeinerten Buch-, ſondern im allgemein verſtändlichen Volks-Tamul abgefaßt ſind, ſo ſind ſie doch unter dem unmittelbaren Einfluſſe ſolcher Studien das geworden, was ſie ſind, und einzelne Formen und Ausdrücke zeigen ſelbſt einen unmittelbar wohlthätigen Einfluß jener Studien. Dennoch ſcheinen die alten Miſſionare, die für ihr nächſtes Bedürfniß zu ſorgen hatten, wenig daran gedacht zu haben, die Hauptwerke der tamuliſchen Literatur durch Ueberſetzung und Erläuterung für immer zugänglich zu machen; es würde auch damals, wo europäiſche Sanscrit-Studien und darauf gegründete indologiſche Forſchungen den Weg noch nicht gebahnt hatten, ſehr große Schwierigkeiten gehabt haben.

Leider iſt auch in der neuern Zeit, wo dieſe Hauptſchwierigkeiten zum Theil hinweggeräumt ſind, noch gar wenig in dieſer Beziehung geſchehen. Da liegen die Hauptwerke der Saiva's und Vaiſchnava's nicht bloß, ſondern auch der Vedantiſten* faſt noch unberührt, obſchon die Tamulen ſelbſt das Studium derſelben ſehr erleichtert haben dadurch daß ſie mehrere derſelben der Preſſe übergaben, und man ſich nun nicht mehr blos mit ſchwer zu leſenden Palmblättern abzumühen hat.

Der Londoner Miſſionar Drew hat bis jetzt ein ganz kleines Stück

* Ich habe in den zwei erſten Bänden meiner Bibliotheca Tamulica einige derſelben überſetzt und erläutert. (Siehe IV, 330, Anm. 86.)

des Kural, jenes großen nationalen Lehrgedichts, mit engliſcher Ueberſetzung herausgegeben; aber auch dieſes in der That löbliche Unternehmen erſcheint nur von Einer Seite her als ein Fortſchritt, wenn man bedenkt, daß ſchon Beſchi den größten Theil des Kural ins Lateiniſche überſetzt hatte.* Miſſionar Bower in Vediarpuram beabſichtigte zu meiner Zeit, die tamuliſche Bhagavadgita ins Engliſche überſetzt herauszugeben. Das iſt aber auch beinahe Alles.

Es kommt mir nicht bei, den einzelnen Miſſionaren die Schuld beizumeſſen, daß in dieſer Beziehung bisher ſo wenig gethan wurde. Die meiſten haben mit ihrem unmittelbaren Berufe alle Hände voll zu thun, abgeſehen davon daß es zu ſolchen Arbeiten einer beſondern Vorbildung bedarf. Das aber muß ich bedauern, daß die betreffenden Miſſionsgeſellſchaften ſelbſt noch allzu wenig Bedacht darauf genommen haben, ja hier und da, von einem falſch-geiſtlichen Standpunkt aus, wohl gar hindernd dazwiſchen getreten ſind. Wenn doch unter den Arbeitern jeder Geſellſchaft wenigſtens Ein dazu beſonders gerüſteter und darauf beſonders angewieſener Mann gefunden würde! Von den Engländern freilich, die, auch wenn ſie ſich derartigen Arbeiten widmen, nur ſelten auf der Höhe der philologiſchen und indologiſchen Forſchungen ſtehen, die bekanntlich in Deutſchland gipfeln, wird man in dieſer Beziehung fürs erſte weniger erwarten können, obſchon man ſagen muß, daß gerade engliſcher und namentlich anglikaniſcher Seits die Bedeutung der Sache im Allgemeinen gegenwärtig am meiſten gefühlt zu werden ſcheint.

Fragen wir endlich, wie weit ſich denn die allgemeine Wirkung

* Die zu Nürnberg erſchienene Uebertragung der beiden erſten Bücher vom Miſſionar Kämmerer iſt eine ſo ungenaue und geiſtloſe Paraphraſe deſſelben, daß ſie hier kaum in Betracht kommen kann; und die allerdings genauere und geiſtvollere Bearbeitung des Kural von dem Engländer Ellis beſchränkt ſich auf einzelne herausgegriffene Verſe. Ich bin eben damit beſchäftigt, den Kural vollſtändig zu überſetzen und zu erklären. Herr Clarke, Secretär der Königl. Aſiatiſchen Geſellſchaft in London, hat mir die lateiniſche Ueberſetzung von Beſchi, die bisher noch ungedruckt war, freundlichſt zur Verfügung geſtellt. Ich gedenke ſie mit abdrucken zu laſſen.

der christlichen Missionen erstrecke, so sollte man gewissen Berichten zufolge, die, weil sie von besonderen Wirkungen wenig zu sagen wissen, gern in's Allgemeine hineinmalen, fast auf den Gedanken kommen, die Zeit sei schon nahe vor der Thür, wo die Pagoden in den Staub fallen und die Götzenbilder in „die Löcher der Maulwürfe" geworfen werden, und bloß die Anhänglichkeit an dem Althergebrachten und die Scheu, den Anfang zu machen, halte die Massen ab sich dem Evangelio zu ergeben. Dem ist leider nicht so und kann auch um so weniger in Bälde so werden, als eine zu große Anzahl von Missionaren ohne Sinn für geschichtliche Entwickelung und nationale Eigenthümlichkeit, überhaupt ohne Sinn für ein mittleres natürliches Gebiet zwischen dem Dämonischen und dem Göttlichen, sich mehr oder minder in einer schiefen Stellung zum indischen Volksthum befinden, und in Folge davon nicht blos von Außen her gegen tamulische Volks-Sitte und Brauch unterscheidungslos anstürmen, sondern auch hier und da das Studium der tamulischen Literatur, worin sich der Volksgeist so klar zu erkennen giebt, geradezu verschmähen.

Ich sage nicht, daß es an einer allgemeinen Wirkung ganz fehle. Derjenigen, die mit der christlichen Cultur, sei es in den Missions-, sei es in den Regierungsschulen, in nähere Berührung kommen, bemächtigt sich allerdings immer mehr die Ueberzeugung, daß die indische Volksreligion in ihrer rohen Gestalt sich überlebt habe, und die vergeistigenden Versuche einzelner Solcher werden das sinkende Heidenthum Ostindiens sicherlich eben so wenig zu halten im Stande sein, wie einst die classischen Bestrebungen der Art die stürzenden Volksaltäre der classischen Welt. Die von der englischen Regierung in Aussicht gestellten „Universitäten" u. s. w. werden den allgemeinen Auflösungsproceß jedenfalls mit beschleunigen, und insofern auch der christlichen Kirche in die Hände arbeiten: denn ein heidnisches Culturvolk kann als solches nicht ohne eine durchgreifende Zersetzung sei-

ner Bildungselemente für das Chriſtenthum gewonnen werden, und dazu mag auch die verneinende Kraft abendländiſcher Wiſſenſchaft mit helfen.

Schade, daß unter den Miſſionaren der Gegenwart im Ganzen nicht gar Viele ſind, denen es an der Stirn geſchrieben ſteht, deren Wort es abzumerken iſt, und deren ganzes Thun und Laſſen den Heiden die Ueberzeugung gleichſam aufnöthigt, daß es ſich hier nicht um ein Geſchäft, dafür man beſoldet wird, ſondern um eine innerſte Herzensſache handle. Die Miſſionsſache iſt allzu ſehr Carriere geworden.

Ich bin aber weit entfernt, die Schuld in dem Allen ſchlechthin auf die Schultern der Miſſionare legen zu wollen. Die ganze heimathliche Kirche trägt die Schuld, nach dem Spruche: Kann man auch Trauben leſen von den Dornen und Feigen von den Diſteln? Oder leben wir jetzt nicht in geringen Tagen? und kann man von geringen Tagen Großes fordern? Mit unſern Miſſionaren Geduld haben — das heißt mit uns ſelber Geduld haben.

Dazu kommt eine ganz beſondere Schuld der heimathlichen Miſſions-Freunde, die, weil es doch einmal miſſionirt ſein ſoll, in der Auswahl der Leute eben nicht gar wähleriſch ſind und ſelbſt den wohlgewählten durch übertriebne Aufmerkſamkeiten geiſtlich ſchaden. Es thut mir immer ins innerſte Herz hinein wehe, wenn ich die wackerſten Miſſionsfreunde die wackerſten Werkzeuge wie ſyſtematiſch verderben ſehe.

Nimmt man dann noch dazu, daß manche Geſellſchaft auf die Miſſionare der andern, ich kann kaum anders ſagen, als ſpeculirt, und was etwa die eine fallen zu laſſen für gut findet, die andere unbeſehens wie einen Schatz aufzuheben geneigt iſt, ſo hat man den Schlüſſel zu einem Theil des Jammers, der an dem Miſſionswerke zehrt.

Bei alle dem iſt das Werk der proteſtantiſchen Miſſionen im Tamulenlande nicht ein bloßes Schattenbild an der Wand; es hat ſeine

beſtimmten Früchte getragen, und eine beſſere Zukunft iſt ihm nicht abgeſchnitten; es kann ohne Verſündigung an dem Gebote des Herrn und an der geſchichtlichen Leitung deſſelben nicht im Stiche gelaſſen werden. Möge nur die lutheriſche Kirche den beſten Theil ihres Pfundes für die Bekehrung der Tamulen nicht im Schweißtuche behalten!

V.

Heimreiſe.

Vorbereitungen zur Abreiſe.

Thomas Mount bei Madras 19. Aug. 1852.

Anfangs Auguſt gab ich Ihnen die kurze Nachricht, daß bereits alles gepackt ſei, und daß daſſelbe Poſtſchiff, das den betreffenden Brief mitnahm, uns nach Suez tragen würde. Die letztere Notiz aber ſchrieb ich ſchon mit zweifelndem Herzen. Meine arme Frau nämlich lag krank darnieder. Seit mehreren Monaten hatte ſie ſtets gekränkelt, und ihre Krankheit hatte ſchon um Mitte Juli einmal eine ſolche Geſtalt angenommen, daß, wäre auch ſonſt Alles vorbereitet geweſen, wir doch das damalige Poſtſchiff zu unſrer Abreiſe nach Deutſchland gar nicht hätten benutzen können. Endlich am 3. Auguſt fühlte ſie ſich wieder ſtark genug, um mit mir an's Einpacken zu gehen. Wir beeilten uns damit ganz beſonders, einmal, um uns die Abreiſe mit dem nächſten Poſtſchiffe, deſſen Abfahrt auf den 14. Auguſt feſtgeſetzt war, menſchlicher Weiſe möglichſt zeitig zu ſichern, und ſodann, weil wir Miſſionar Cordes von Trankebar erwarteten, der mich vor der Abreiſe noch einmal zu ſehen und zu ſprechen wünſchte. Der Herr aber hatte es ganz anders beſchloſſen. Der Eifer ſelbſt, womit wir uns auf die Heimreiſe mit dem Auguſtſchiffe vorbereiteten, mußte nach göttlicher Fügung dazu dienen, uns auf dem Boden Indiens feſt zu halten. Meine arme Frau mochte ſich bei dem Einpacken übernommen haben, und eine ſtarke Erkältung ſich der Entkräftung beigeſellt haben. Bald nachdem Herr Cordes (am 7. Auguſt) von Trankebar bei uns angelangt war, kam die Krankheit zum vollen

Ausbruch. Das gegenwärtige Jahr iſt überhaupt über alle Beſchreibung ungeſund. Erſt hatten wir drei volle Monate hindurch die glühendſte Hitze hier in Madras; es war zum Zuſammenſchmelzen und Zuſammenbrechen. Dann folgten drei andre Monate, wo wir Sonne, Mond und Sterne nur ſelten zu ſehen bekamen; immer trübe, immer feucht, und zuweilen tagelang niedergießender Regen. Dieſes Wetter war für uns um ſo gefährlicher, als unſer Haus in Madras mitten unter den Wohnungen der Eingebornen liegt, und die Seite, die wir bewohnten, bei der geringſten Veranlaſſung feuchtet. So hatten wir es denn immer naß, und von außen hauchten die böſen Dünſte herein, die das enge und ſchmuzige Quartier der Eingebornen fort und fort entſendet, und die bei der Schwere der Atmoſphäre keinen Abzug finden konnten. Sobald daher das Uebel meiner armen Frau einen ernſtern Charakter annahm, zögerte ich keinen Augenblick, mich nach einer geſunden Wohnung auf dem Lande umzuſehen, was auch immer der Preis ſein möchte, und das um ſo weniger, als ein ſchleuniger Luftwechſel bei ihrer Krankheit unter allen Umſtänden das Rathſamſte war. Gott Lob! ich war glücklich genuz, auf dem benachbarten Mount (10 engliſche Meilen von Madras) ſogleich ein paſſendes Local zu finden, und ſchon am 12. Auguſt verließen wir unſre bisherige Wohnung und nahmen mit Gefühlen des innigſten Dankes von der ſchnell etwas eingerichteten neuen Wohnung auf dem Mount Beſiz. Die Kinder Iſrael können nicht fröhlicher im Herrn geweſen ſein, als ſie das Rothe Meer im Rücken hatten, und zu Elim mit den zwölf Waſſerbrunnen und den ſiebenzig Palmenbäumen lagern durften, als ich bei dieſer Gelegenheit. Der barmherzige Gott hat denn auch den neuen Aufenthalt alsbald geſegnet. Die eigentliche Gefahr iſt ſeit einigen Tagen vorüber; wollte ſich nur endlich das Wetter ein wenig beſſer geſtalten, ſo möchte auch die große Entkräftung ſich geben. Nun, der ſo

weit geholfen hat, wird auch weiter helfen. Er wirft danieder, Er richtet auf. Ihm sei Lob und Preis für Alles!

Von einer Seite her kann ich mich übrigens nur freuen, daß wir nicht mit dem letzten Postschiffe haben reisen können. Das Schiff bot, wie so eben in einem Zeitungsartikel fast von sämmtlichen Passagieren bitter geklagt wurde, nicht Raum genug für seine Passagiere, und ist überdies für ein tropisches Klima und namentlich für das Rothe Meer in dieser Jahreszeit nicht eingerichtet. Dazu durften wir eine ziemlich bewegte See in Folge des noch nicht beendeten West-Monsums an der Westküste erwarten, und vor dem Rothen Meere gerade in diesem Monate hatte uns selbst der Agent der Gesellschaft bange gemacht.

Der Verdruß mit dem Gesinde liegt jetzt zum ersten Male auf mir allein. Eine schwere Last, namentlich unter den gegenwärtigen Umständen. Wer sich vor dem Ueberlaufen der Galle möglichst bewahren will, der frage nur nie einen hiesigen Diener, den er etwas Dummes machen oder etwas Gescheidtes unterlassen sieht, nach dem Grunde seines Thuns und Lassens. Noch ehe man eine solche Frage heraushat, kommt Einem in der Regel schon die allerverdrießlichste Antwort in die Quere. Ein solcher Mensch ist im Stande auf die Frage „Warum hast du heute kein Wasser gebracht?“ gradeweg zu antworten: „Herr, die Brunnen geben heute kein Wasser.“ — Die bessern Ausnahmen sind selten.

Auch die Thierwelt verursacht mir manch Herzeleid. Am Tage mache ich Jagd auf die Krähen, die, sobald ich den Rücken wende, etwas vom Tische wegholen, in der Nacht führe ich Krieg mit Hunden und Katzen, die sich auf „leisen Füßen des Verraths“ an die eßbaren Vorräthe machen, — oder auch mit Ratten, die sich bis in die Betten herein wagen. Am Morgen finde ich denn doch zuweilen, daß irgend ein Geschöpf mir einen Streich gespielt hat, die Ameisen

etwa, die von einem Paar ganz neuer Schuhe die Sohlen abzufreſſen kein Bedenken trugen.

Sonſt freilich gewährt mir die Thierwelt auch manche angenehme Unterhaltung. Da fällt vom Tiſche ein Reiskörnlein auf die Erde. Alsbald kommt die Ameiſe und lieſt es auf. Der Ameiſe aber jagt es vielleicht das Eichkätzchen ab, das in der Verandah umher ſchnellt, und dem Eichkätzchen wieder die lauernde Krähe. Auf dem Grasflecke, der von Kühen und Büffeln beweidet wird, erhebt ſich zuweilen ein Ichneumon, der Feind der Schlangen, und zwiſchen den Geſträuchen, darauf luſtige Liliputs mit langem gebognen Schnabel und prächtig ſchillernden Farben flattern, wartet das heimtückiſche Chamäleon regungslos auf ſeine Beute. Einmal ſah ich ein ſpieliges Eichkätzchen ſolch ein lauerndes Chamäleon am Schwanze zupfen; dieſes aber ließ ſich durchaus nicht ſtören. Ein andermal hatte der Koch einen niedlichen Liliput gefangen; ſeine mittrauernden Freunde wagten ſich ziemlich nahe heran, und als ich ihn losließ, flogen ſie jubelnd mit ihm davon.

Ueber meine weitern Pläne kann ich ſelbſtverſtändlich für jetzt nichts Beſtimmtes ſagen. Das nur ſteht feſt, daß wir den Boden Indiens, der namentlich mir unter den Füßen brennt, verlaſſen werden, ſobald Geſundheitsumſtände und Schiffsgelegenheit es nur irgend geſtatten. Pferd und Wagen ſind längſt verkauft, meine Tamulſtudien aufgegeben, alle Materialien für meinen künftigen Bericht zuſammengeſtellt; die Sachen ſind und bleiben gepackt, um mit der erſten paſſenden Gelegenheit aufzubrechen. Ob wir um das Cap oder über Egypten reiſen werden, — die Entſcheidung darüber liegt in des Herrn Hand. Geſundheitsrückſichten werden mich hauptſächlich leiten müſſen, wenn es nun zur Entſcheidung kommt. Von Cairo, am Nordende Afrikas, oder aber von der Capſtadt, an der Südſpitze Afrikas, wird, wie ich hoffe, mein nächſter Brief datirt ſein.

Die vielen angſtvollen Tage und Nächte, die ich in der letzten

Zeit durchgemacht habe, haben meine ohnehin nicht besonders feste Gesundheit noch mehr erschüttert; auch das Briefschreiben ist mir saurer als je geworden. Doch hat mich der kurze Aufenthalt hier auf dem Mount mit seiner tiefen Stille und seiner reinen Luft sichtlich gekräftigt, und obgleich, während ich dieses schreibe, der Himmel wieder so voll drohenden Gewölkes hängt, daß ich zum Schreiben kaum Licht genug habe, so ist es doch in meiner Seele voller Tag durch Den, der „mein Licht" ist, und freundliche Heimathsbilder weben sich in alle meine Gedanken. Der Herr wolle uns recht bald die Stunde eines fröhlichen Wiedersehens schlagen lassen.

Thomas Mount, den 6. Octbr. 1852.

Sie werden sich erinnern, daß ich in meinem letzten Schreiben sagte, mein nächster Brief würde entweder von der Capstadt im Süden Afrikas, oder von Cairo im Norden datirt sein. Sechs bis sieben Wochen sind seitdem verstrichen, und noch immer sitzen wir in Indien fest, und zwar bis jetzt so fest, daß ich während der ganzen Zeit nur ein einziges Mal das Gehöft verlassen habe, um mit dem Arzt in Madras Rücksprache zu nehmen. Es waren Tage voll Angst und Nächte voll Zittern, und wenn ich je in meinem Leben thatsächlich erfahren habe, was die Fremde ist, so habe ich es da erfahren. Doch das ist nun, Gott Lob! vorüber, und obschon der Herr unsre Klage noch nicht geradezu in einen Reigen verwandelt hat, so hat doch die Freude über die Angst, die Hoffnung über die Furcht bei weitem die Oberhand gewonnen. Meine Frau ist nun so weit gediehen, daß wirs in des Herrn Namen wagen dürfen, das Dampfschiff, das am 13. oder 14. Oktober von hier nach Suez geht, zu besteigen und so unsern Heimweg langsam anzutreten.

Der Himmel, der in diesem Jahre Monate lang, statt wie sonst ein „glühend Erz" zu sein, einem unerschöpflichen Wasserschlauche

glich, hat ſich ſeit einigen Wochen endlich aufgeklärt. Doch nur kurze Zeit durften wir uns des Wechſels freuen. Jetzt ſcheint die Sonne Alles wieder nachholen zu wollen, und eine gänzliche Windſtille von Sonnenuntergang bis zum nächſten Mittag tritt ihr als nur zu treue Bundesgenoſſin zur Seite. Gegen Mittag aber erhebt ſich eine Art Stoßwind, den man auch nur mit halbem Herzen willkommen heißt. Auf der ganzen Natur liegt's wie eine Bleidecke, und ein tiefes Schmachten und Bangen zieht ſich durch und über Alles hin, und ſehnt ſich nach der angenehmen Zeit, wo der Wind von dem ſchneeigen Himalaya her ſich aufmacht und mit ſeinem ſchwarzen Heere nach und nach den ganzen Himmel überzieht.

Doch ich muß für jetzt ſchließen, da in dieſen Tagen Indien mir noch ein Mal ſeinen bitterſten Kelch voll einſchenkt und außerdem die Vorbereitungen auf die nahe Abreiſe Kopf und Hand in vollen Anſpruch nehmen. An den Geſtaden des Nils, der zur Winterzeit einen ſo erfriſchenden Einfluß auf die in der Gluthitze Indiens hingewelkte europäiſche Natur auszuüben pflegt, werde ich, will's Gott, den Faden wieder aufnehmen.

Wie freue ich mich, daß wir nun bald unſer einſames Lazareth hier auf dem Thomasberge mit der „ſchwimmenden Stadt" vertauſchen dürfen! Der Herr, der auch in Waſſern ſeine Wege hat, wolle uns „nach Wunſch" bald und glücklich zu Lande bringen und uns, wenn auch langſam, doch ſicher unſerer geliebten Heimath entgegenführen. Ihm befohlen!

Seereiſe.

Am Bord des Oriental, halbwegs zwiſchen Madras und Point de Galle.
Den 15. Octbr. 1852.

Da heute das Meer faſt einem ungeheuren See gleicht, und der Rieſenſchwan, der uns auf ſeinem ſichern Rücken trägt, ſanft und ebenmäßig darüber hingleitet, ſo benutze ich die Gelegenheit, den Freunden in der Heimath meine nun wirklich erfolgte Abreiſe von Indien zu melden, mit durch und durch freudigem Herzen, wiewol mit zitternden Buchſtaben, — der Dampfmaſchine wegen, die auch bei völliger Windſtille dem ſtärkſten Schiffe ein leiſes Stöhnen und Dröhnen abnöthigt.

Wenn ich mich recht erinnere, ſo ſagte ich in meinem letzten Briefe, daß ein tiefes Schmachten und Bangen die ganze Natur wie zuſammenpreſſe und ein allgemeines Verlangen nach dem Nordwinde mit ſeinen Monſumgüſſen rege mache. Ich glaube, ich hatte kaum die Feder weggelegt, ſo rüttelte mein alter erſehnter Freund, der Nordwind, bereits an der Hinterthür ſo gewaltig, daß ich mich ſchnell in echt nordiſche Kleider ſteckte, um den guten Nordländer würdig zu empfangen, und kaum war der erſte Gruß vorüber, ſo ſchüttete er ſeine naſſen Gaben ſo reichlich, ja ſo überreichlich aus, daß mir vor ſeiner verſchwenderiſchen Güte ganz bange wurde und ich mit Beſorgniß die Stufen zu zählen anfing, die aus dem gar bald in einen See verwandelten Garten zu unſrer Verandah heraufführten. Vier Tage und vier Nächte ſtürmte und regnete, donnerte und blitzte es mit nur geringen Pauſen; alle Läden wurden geſchloſſen, aber die allgemeine Näſſe der Luft ließ ſich natürlich nicht hinausriegeln; am dritten Tage fing auch das Dach an, hier und da den Dienſt aufzukündigen, und es war in der That kein angenehmes Gefühl, an manchen Stellen den

Regen in eigner Perſon hereinkommen zu hören, und dazu die Fröſche, die ich nie zu meinen Freunden gezählt habe, ſelbſt auf dem Sopha ihren philoſophiſchen Betrachtungen obliegen zu ſehen, beſonders da das allgemeine Dunkel eine allzuvertrauliche Berührung begünſtigte.

Ich hatte erſt große Bange, daß das naſſe Wetter, wenn ich dieſen gelinden Ausdruck brauchen darf, der weitern Geneſung meiner armen Frau ſehr im Wege ſtehen, wenn nicht gar einen Rückfall verurſachen möchte. Meine Beſorgniß löſte ſich jedoch noch zur rechten Zeit in Freude auf, denn eben, als ſie über den übeln Einfluß zu klagen anfing, hellte ſich der Himmel allmählig auf, und vorigen Montag ſtellte ein ſtarker Südwind die indiſche Aetherbläue wieder her, ſo daß wir bei offenen Läden unſre letzten Packereien vornehmen durften.

Bis dahin war es ſogar zweifelhaft, ob wir das Octoberdampfſchiff würden beſteigen können. Madras hat nämlich keinen ordentlichen Hafen; die Schiffe müſſen ziemlich weit im Meere Anker werfen; wer an Bord will, muß es ſich daher gefallen laſſen, in einem Lederboot durch die Brandung hindurch zu ſteuern, die ſelbſt bei ruhigem Wetter ziemlich unruhig iſt. Zur Zeit des Monſums trägt es ſich dann zuweilen zu, daß das von Calcutta herkommende Dampfſchiff vor Madras vergebens liegt und auf Paſſagiere von daher wartet, indem, wenn die mit der Brandung verbundne Gefahr einen hohen Grad erreicht, kein Boot von Obrigkeit wegen die Ueberfahrt wagen darf. Hätte das Dampfſchiff, ſtatt am 13., am 7. und 8. von Madras abzugehen gehabt, ſo hätten wir nicht an Bord hinüber gekonnt, denn ſo arg war da die Brandung, daß Tauſende von Menſchen, und darunter die nächſten Verwandten, händeringend am Ufer mußten ſtehen bleiben, während in nächſter Nähe einige Schiffe, die nach Rangoon gehen ſollten, durch die heftige Bewegung des Meeres losgeriſſen, von der Brandung gefaßt, darin umgetrieben und nach langem, ſchwerzubeſchreibendem Kampfe zu Bau- und Feuerholzſtücken zerſchellt wur-

den, und ſo an 200 Menſchenleben, Angeſichts ihrer beſten Freunde auf Erden, rettungslos verloren gingen.

Wir waren ſo glücklich, die beiden letzten Tage vor unſrer Abreiſe in dem ſchloßähnlichen Bungalow eines unſrer engliſchen Freunde und Gönner zuzubringen, der, hoch in einem großen, luftigen Park gelegen, meiner armen Kranken mit ſeiner geſunden Luft und mit ſeinen Bequemlichkeiten, wie ſie nur in einem hindu-engliſchen Hauſe angetroffen werden, ſehr gelegen kam. Da der liebe Freund eine der bedeutendſten obrigkeitlichen Stellen in Madras bekleidet und in allgemeinem Anſehn ſteht, ſo hat uns ſeine Empfehlung außerdem eine gute Kajüte auf dem Dampfſchiffe zuwege gebracht, und über die auch bei ruhigem Wetter unangenehme Brandung hat uns das ihm ſelbſt officiell zu Dienſten ſtehende Boot ſchnell und leicht hinweggetragen.

Wir gingen am 13. Nachmittags an Bord, und da ich gleich geſtern die Seekrankheit überſtanden habe, ſo ſitze ich nun hier ganz unangefochten in dem großen Salon, dicht am Hintertheil des Schiffes, und denke manchmal zurück an Indien, noch öfters aber vorwärts an die liebe Heimath, der wir uns, wenn auch aus weiter, kaum auszudenkender Ferne, doch ſtetig nahen.

Es war ein wunderlieblicher Nachmittag, als uns unſer wackrer Gaſtfreund in ſeinem bequemen Wagen durch all die Straßen, Plätze und Baumgänge dem benachbarten Strande zufuhr, und ich konnte es kaum recht faſſen, daß ich Indien nach einem faſt dreijährigen Aufenthalt nun wirklich zu verlaſſen im Begriffe ſtand. Ich habe zwar nie ernſtlich gefürchtet, daß der Tag der Auferſtehung mich dereinſt in Indien finden ſollte, obſchon ich faſt ununterbrochen mit dem indiſchen Klima im Kampfe gelegen; aber auch die feſteſte Siegeszuverſicht findet ſich endlich von der Siegeswirklichkeit überraſcht. Wie ein Träumender habe ich vor etwa drei Jahren meinen Fuß zuerſt auf indiſchen Boden geſetzt; wie ein Träumender habe ich es nun wieder ver-

laſſen; und wie lange wird's dauern, ſo erſcheint der dazwiſchenliegende Aufenthalt ſelbſt wie ein langer ſchwerer Traum mit einzeln zwiſcheneingeſtreuten freundlichen Gebilden.

Den Abend vor meiner Abreiſe begab ich mich in das Miſſionshaus, um an die dort verſammelte tamuliſche Gemeinde nochmals eine kurze Anſprache zu halten. Einen Theil derſelben ſetze ich zu Deutſch hierher, weil er zugleich die Bedeutung eines Zeugniſſes hat. Ich ſagte unter Anderm etwa ſo:

„Nachdem ich nun dem Herrn meinen Gott für alle uns erwieſene Barmherzigkeit meine Dankgelübde vor allem ſeinem Volk gezahlt habe, halte ich es für meine Pflicht, euch noch mit einigen wenigen Worten zu ermahnen. Ihr wißt, ich gehe nun nach Hauſe, und wenn ich dort mit Gottes Hülfe angelangt bin, ſo werden natürlich die heimathlichen Miſſionsfreunde verſchiedene Fragen an mich ſtellen. Eine der wichtigſten darunter wird gewiß die ſein: „„Wie wandeln die Chriſten jener Miſſionen, die wir bisher durch Gabe und Gebet unterſtützt haben? Haben wir, menſchlich zu reden, das Geld auf die Straße geworfen und in den Wind gebetet, oder iſt Gabe und Gebet zum Zweck und Ziel gelangt?““ — Nun, was meinet ihr wol, daß ich auf dieſe wichtige Frage antworten werde? — Ich will euch meine Antwort offen ſagen, dafern ihr ſie zu hören wünſcht. Sie wird etwa folgendermaßen lauten:

„Lieben Freunde! Es ſind nun bereits über tauſend Jahre vergangen, ſeitdem unſre heidniſchen Vorfahren ſich dem Lichte des Evangeliums zuwandten. Das iſt gewiß eine lange Zeit, und doch, wie ſteht es trotzdem noch immer mit unſern eignen Gemeinden! Selbſt die beſten derſelben leuchten keineswegs wie die volle Mittagsſonne. Wie einzelne Sterne am Abendhimmel, ſo die einzelnen Frommen innerhalb unſrer beſten Gemeinden; das iſt das Höchſte, was ſich zu ihrem Lobe ſagen läßt. Wenn dem aber ſo iſt, ſo dürfen wir wol zu-

frieden ſein, falls in Südindien, wo das Licht des Evangeliums ſeit etwa hundert und fünfzig Jahren aufgegangen iſt, die chriſtlichen Gemeinden wie die Mondſichel am erſten, zweiten oder dritten Abend nach dem Neumond erſcheinen."

„Darauf dürften die Miſſionsfreunde vielleicht folgendermaßen antworten: „„Wir erkennen den aufgeſtellten Grundſatz vollkommen an. Wenn es ſo, wie du ſagſt, um die ſüdindiſchen Gemeinden wirklich ſteht, ſo ſind auch wir zufrieden. Die Frage iſt nun aber eben die: Schienen denn die ſüdindiſchen Gemeinden, und wäre es auch nur wie die Mondſichel am erſten Abend nach dem Neumond, in die ſie umgebende heidniſche Nacht hinein? — Was haſt du geſehen? Was haſt du gehört? Wie haſt du's befunden?""

„Meine Lieben! Was ſoll ich dann darauf antworten? Schmeicheln kann ich nicht, und wenn ich es auch könnte, was würde das mir und euch nützen? Einige unter euch wandeln in der That dem Evangelio gemäß. Einige unter euch ſuchen in der That das Heil ihrer unſterblichen Seele; einige unter euch legen ihres Herzens Glaube, Liebe und Hoffnung in Wort und Handlung unzweideutig an den Tag. Leider aber ſind derjenigen, die das Evangelium durch einen evangeliſchen Wandel zu zieren ſich befleißigen, nur ſehr, ſehr wenige. Daß die Anzahl derſelben ſo gar gering ſei, das denken die heimathlichen Miſſionsfreunde nicht. Das kann und muß ich euch verſichern."

„Laſſet uns einmal näher zuſehen. Wie ſoll ſich denn dem Worte des Herrn gemäß eine chriſtliche Gemeinde ausnehmen? Wie eine auf dem Berge erbaute Stadt, nicht wahr? Der Berg, darauf ſie gebaut iſt, das iſt die beßre chriſtliche Gerechtigkeit, die die gewöhnliche Gerechtigkeit der Welt weit überſtrahlen ſoll. Mag dieſer Berg der beſſern Gerechtigkeit auch noch ſo niedrig ſein, ganz und gar fehlen darf er nicht. Ich will es euch ohne Gleichniß frei heraus ſagen. Irgend ein ſittlicher Unterſchied zwiſchen der heidniſchen und der chriſt-

lichen Gemeinde muß ſichtbar ſein, und zwar zum Vortheil der letztern. Wenn die chriſtliche Gemeinde auch in gar nichts eine beßre Gerechtigkeit aufzeigen kann, als die umgebende Heidenwelt, werden denn dann die beſſern Heiden, die einer beſſern Gerechtigkeit nachjagen, in die chriſtliche Kirche herüberzukommen geneigt ſein? Mit nichten. „„Dieſe Leute, die ſich Chriſten nennen, ſind ja keineswegs beſſer als wir Heiden.““ So ſprechend werden ſie der chriſtlichen Kirche aus dem Wege gehen. O was iſt das für eine Schande, wenn es dann heißt: Das größte Hinderniß für die Ausbreitung dieſer Religion ſind — ihre Bekenner!“

„Ich will euch nun noch näher rücken und euch die beſtimmte Frage ans Herz legen: Nimmt ſich denn dieſe Gemeinde, zu der ich eben rede, wie eine Stadt auf dem Berge aus? Mag dieſer Berg beßrer Gerechtigkeit von noch ſo geringer Erhebung ſein, — erſcheint denn ihm gegenüber die Gerechtigkeit der umgebenden Heidenwelt als eine Tiefe? — Oder in gleichnißloſer Rede: Iſt ein ſittlicher Unterſchied zwiſchen euch und euren heidniſchen Nachbarn vorhanden, vorhanden zu euren Gunſten? Und fällt derſelbe einem Jeden, der ein Auge dafür hat, ſogleich in's Auge? Wenn die Heiden auf euch zu reden kommen, geben ſie euch ein gutes Zeugniß? „„Dieſe Chriſten ſind vortreffliche Leute; ſie lügen nicht, ſie trügen nicht; in ihren Häuſern hört man kein Wort des Zanks; ſie lieben ſich wie Brüder und helfen Einer dem Andern; eine ſolche Gerechtigkeit findet ſich unter uns Heiden nirgends.““ Werden wohl die Heiden in dieſer und ähnlicher Weiſe von euch reden?“

„Meine Lieben! Wie ſich das auch immer verhalten möge, ſchaden kann es gewiß nicht, wenn ihr darüber nachdenkt. Es prüfe aber ein Jeglicher ſich ſelber! Wenn ihr das mit Ernſt thut und euren Wandel durch Gottes Gnade fort und fort beſſert, ſo werdet ihr ein feines Lob vor Gott und Menſchen erlangen, hienieden glücklich leben

und dereinſt, wenn ihr den guten Kampf ausgeſtritten, eurer Seelen Seligkeit davontragen."

„Nun, das iſt ja eben das Ziel, der Wunſch und das Gebet der heimathlichen Miſſionsfreunde. Euer Gold und Silber haben ſie nun und nimmer begehrt; auch trachten ſie nicht nach Ruhm bei Menſchen; eure Seelen ſuchen ſie. Für eure Seelen beten ſie, geben ſie; um eurer Seelen willen weigern ſie ſich ſelbſt der Schmach euretwegen nicht. O daß doch die gute Abſicht derſelben von Tage zu Tage reichlicher in Erfüllung gehen möchte! Das gebe der dreieinige Gott nach dem unerſchöpflichen Reichthum Seiner Barmherzigkeit."

So weit meine Anſprache, die ich möglichſt treu wieder zu geben verſucht habe.

Ich nahm ſogleich nachher von der Gemeinde Abſchied, und eilte in das Haus unſres lieben Gaſtfreundes zurück, wo unterdeß einige der hoffnungsvollern Mädchen, denen meine Frau alltäglich Unterricht in weiblichen Arbeiten zu ertheilen pflegte, ſich verabſchiedet hatten. Am andern Morgen, d. i. Mittwochs, ſahen wir noch einmal unſern Kremmer bei uns, und heute, als am Freitag, ſtreichen wir ſchon an der felſigen Küſte von Ceylon hinunter, und hoffen morgen bei Zeiten in den ſüdlichſten Hafen dieſes zauberiſchen Eilandes, Point de Galle, einzulaufen. Alle Glieder des Leibes freuen ſich darauf.

Am Bord des Oriental, in der Nähe von Socotara.
Den 23. — 25. Octbr. 1852.

Als ich das letzte Mal ſchrieb, glich das Meer einer ruhigen See; heute gleicht es faſt einem klaren Spiegel, und wenn nicht einige Wolken am Himmel auftauchten und der müßigen Phantaſie bergumgürtete Küſten, Bergterraſſen und Schlöſſer vorgaukelten, ſo würde Himmel und Meer in Eine, nur vom Golde der Sonne durchbrochne Bläue zuſammenfließen. Es kommt uns ganz ungewohnt vor, die Natur, die

wir in den letzten drei Monaten faſt ununterbrochen im Zuſtand der Empörung vor Augen gehabt haben, nun wieder einmal ganz zahm zu unſren Füßen ſpielen zu ſehen. Lobe den Herrn, meine Seele; deß Kleid Licht iſt; der das Erdreich mit der Tiefe decket, wie mit einem Kleide, und den Himmel, wie einen Teppich darüber breitet!

Es ſind heute gerade acht Tage, daß wir in Point de Galle auf einige Stunden das Land beſtiegen. Kaum machte das Dampfſchiff Halt in dem ſchönen tiefeingebüchteten Hafen, Angeſichts der nahen, von Kokuswäldern gleichſam umnachteten Felſenküſte, ſo ſahen wir uns von langen ſchmalen ſinghaleſiſchen Nachen wie blockirt, und bis aufs Verdeck herauf drängten ſich die auf den europäiſchen Beutel ſtark ſpeculirenden Ceyloneſen, denen das Unterrock-ähnliche Gewand, das ziemlich anmuthlos von der Hüfte herabfällt, ſo wie das ſorgfältig nach hinten gekämmte, von einem großen Schildpattkamm auf dem Scheitel zuſammen gehaltene lange rabenſchwarze Haar ein weibiſches Anſehn gibt. Umſonſt ließen ſie uns ihre glänzenden Handelsartikel, ceyloneſiſche Edelſteine und Ringe, in das Auge blitzen; wir beſtiegen ſo raſch als möglich ein Boot und eilten, ans Land geſetzt, durch ein altergraues Thor und einen anmuthigen Gang mit wahrhaft rieſigen Bäumen zu beiden Seiten hinauf in das Gaſthaus. Vor demſelben hatte ſich in aller Eile ein kleiner Markt gebildet; 40 bis 50 Verkäufer umdrängten und umſchrieen jeden neuen Ankömmling, und nur die Anweſenheit eines Polizeiſoldaten hielt die trugbegierige Rotte mit ihrer ſinghaleſiſchen Unverſchämtheit einigermaßen in Schranken. Auf jeden Käufer kamen faſt 5 Verkäufer; dennoch ſind gewiß deren Viele mit einer ganz hübſchen Markternte nach Hauſe gegangen, da die zierlichen Galanteriewaaren in Schildpatt, Elfenbein u. ſ. w. manchem feinen Engländer eine gute Anzahl Schillinge aus der Taſche zu locken ſchienen.

Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich im Schein der un-

tergehenden Sonne Ceylon, dieſes blitzende Juwel in der Krone der engliſchen Beſitzungen, je länger je mehr verbleichen, und ſomit Oſtindien für immer meinen Blicken entſchwinden ſah. Dort in Point de Galle hatten alſo die wohlbekannten Laute der tamuliſchen Sprache zum letzten Mal mein Ohr berührt; dort waren die letzten Geſtalten des Volkes, in welchem alle meine Gedanken und Beſtrebungen je länger je mehr ihren Schwerpunkt gefunden haben, mir vors Auge getreten. Mit herzinniger Freude ward ich mirs zwar bewußt, daß von hier an unſer Kiel ſich entſchieden nach Weſten beflügelte; aber während die heimathliche Sehnſucht mich nach dem Weſten riß, hielt mich die Erinnerung in Oſten feſt; das Land der Geburt kämpfte in meinem Herzen mit dem Lande der Wahl. Da aber der Magnet im Weſten, deſſen heimathliche Gefilde mir doch nur theilweiſe zur Fremde geworden, ſtärker war, als der Magnet im Oſten, deſſen fremde Zonen mir doch nur theilweiſe zur Heimath geworden, ſo eilte mein Herz gar bald der eben in einem Feuermeer niedergehenden Sonne nach, während mein Blick ſich immer und immer wieder dem Oſten zuwandte, über welchen gleich nach Sonnenuntergang der Mond ſein wehmüthiges Silberlicht ergoß.

Möglich, daß hiebei einem oder dem andern der heimathlichen Freunde, die an dem Fort- und Ausgang meiner Reiſe beſondern Antheil nehmen, die Frage auf die Lippe kommt: „Was nimmſt du nun von Indien mit hinweg?“ — Worauf mein Beſtreben gegangen iſt, will ich gern ſagen. Es lag mir an einem genauen Verſtändniß der allgemeinen Verhältniſſe und Bedürfniſſe indiſcher Miſſionen; es lag mir namentlich an einer innigen Bekanntſchaft mit dem Volke, unter welchem die lutheriſche Miſſion in Oſtindien arbeitet; es lag mir insbeſondere an einer ſolchen Kenntniß tamuliſcher Sprache und Literatur, die mich in den Stand ſetzen möchte, mich dereinſt denen, die als Miſſionare in das Tamulenland hinauszugehen geſonnen ſind,

mit gutem Gewiſſen als Führer für die labyrinthiſchen Gänge des tamuliſchen Schriftthums anzubieten. Darauf iſt alſo mein Beſtreben hauptſächlich gerichtet geweſen. Wie weit ich mich dem geſteckten Ziele genähert, darüber kommt es mir nicht zu ein Urtheil auszuſprechen. Der Herr aber iſt mein Zeuge, daß ich jeden Nerv meines Geiſtes für dieſen Zweck angeſpannt habe, und Lob und Preis ſei dem Starken, der auch in dem ſchwachen Leibe mächtig geweſen. Mußte ich doch mein Leben ſtets wie in Händen tragen; der Herr aber hat mich wie auf Adlersflügeln über Alles hinweggehoben.

Es freuet mich ſehr, daß ich in Madras Jemanden zurückgelaſſen habe, der mit mir an der weitern Erforſchung des tamuliſchen Schriftthums für die Zwecke der Miſſion gemeinſchaftlich arbeiten will. Ich denke, ich habe den jungen Mann, Samuel mit Namen, in einem meiner erſten Briefe von Madras erwähnt. Er iſt ein Glied unſrer tamuliſchen Gemeinde in Madras, ein äußerſt begabter Menſch, und von ihm, der ein ausgezeichneter Kenner der hochtamuliſchen Grammatik iſt, unterſtützt, habe ich mich in die verſchiedenen Schachten der Tamuliſchen Literatur hinabgelaſſen. Während er mir das grammatiſche Grubenlicht vorantrug, habe ich ſelbſt ihn auf den Werth und die Bedeutung dieſes oder jenes Metallgeäders aufmerkſam gemacht. Es freut mich, wie geſagt, daß er ſo ganz auf meine Gedanken in dieſer Beziehung eingegangen iſt. Als ich am Vorabend vor meiner Abreiſe von der Gemeinde Abſchied nahm, trat er noch einige Augenblicke zu mir, dankte mir, „daß ich ihn gelehrt, was er zu lernen habe," und verſprach zugleich, auf dem eingeſchlagnen Pfade vorwärts gehen zu wollen.

Ich habe an dem Vorſtehenden an drei verſchiedenen Tagen geſchrieben. Noch immer liegt das Meer ſo ſanft wie ein Lamm zu unſern Füßen, — ſo daß ſelbſt die allerſeekrankeſten Paſſagiere ſich ihres Lebens wieder freuen lernen und aus ihren dumpfen Zellen ans

Tageslicht hervor gekommen ſind. Geſtern glich das Meer gar einem glattgefrornen See; fliegende Fiſche ſchnellten wie Silberpfeile auf der blauen, ſonnigen Fläche hin und wieder, und luſtige Vögel umſchwärmten unſre Maſten. Es bedurfte keiner ſtarken Einbildungskraft, um in dem Indienfahrer für eine Weile ein Rhein-Dampfſchiff zu ſehen; die Wolken ließen ſich leicht genug zu Bergen und Burgen umgeſtalten, und bald enthob uns der Anblick der langgeſtreckten Gebirgsinſel Socotara mit ihren zwei angeſchobnen Felſeneilanden, deren nächſter Nähe wir hinglitten, zum Theil auch dieſer Mühe.

Mit Einbruch der Nacht ließen wir dieſe Vorhalle Indiens (im Sinne der Alten) hinter uns, und heute Morgen gegen 4 Uhr paſſirten wir den öſtlichſten Vorſprung Afrika's, das Kap Guardafui. Erſt jetzt hat ſich der Wind zu unſern Gunſten gewendet, und Wind und Dampf treiben uns nun luſtig dem alten Portus Romanus zu, — Aden auf dem ſüdlichſten Vorſprung der arabiſchen Halbinſel.

Morgen, will's Gott, werden wir den ſchwanken Fuß zum zweiten Male für ein paar Stunden aufs feſte Land ſetzen.

In der Nähe von Djebel Tayer.
Den 28. October.

Schon vorgeſtern in ziemlicher Frühe dämmerte uns das Land des falſchen Propheten, das den ſeemüden Gliedern eine zweite Raſt gewähren ſollte, je länger je deutlicher entgegen, und bald konnte das Auge, das die Küſte Afrikas längſt verloren hatte, wieder ausruhen auf den allgemeinen Umriſſen desjenigen Theiles von Hadramaut, wo der Djebel Hamari ſein Haupt über 5000 Fuß erhebt. Die engliſchen Paſſagiere, die ſich um diejenigen Punkte der Erde, die noch nicht zu Englands Füßen liegen oder zu fallen verſprechen, in der Regel wenig kümmern, ſchaueten von nun an eifrig nach der Halbinſel aus, die, von dem Djebel Schamſcham gebildet, die eng-

liſche Beſitzung trägt, welche an dem Thore des Rothen Meeres Wache hält, — nach Aden nämlich. Man wetteiferte, die engliſche Flagge auf dem dreieckigen Felſen-Eilande, das jenem Militärpoſten als Bollwerk vorliegt, zuerſt zu entdecken.

Je näher wir dem erſehnten Ziele rückten, je mehr ſteigerte ſich die Glut der Sonne, die uns ſeit Madras faſt nie beläſtigt hatte. Um ſo friſcher aber blies auch der liebe Wind darein, und ſchon um 1 Uhr des Nachmittags warfen wir Anker Angeſichts des öden, ſchwarzen, ſteilen, vielgegipfelten Gebirges, an deſſen Fuß das weiße Gaſthaus blinkt, das dem europäiſchen Paſſagiere von oder nach Indien eine kurze, aber koſtſpielige Raſt bietet. Wir eilten in einem Boote an das Land, das wir vor etwa drei Jahren zuerſt begrüßt hatten, uns herzlich freuend, nun endlich auf die eigne Spur zurückzukommen.

Mir ſchien's, als ob die Sumali's, die von der gegenüberliegenden Küſte Afrikas des Broterwerbs wegen nach Aden herüberkommen, ſeitdem einige Fortſchritte im Engliſchen gemacht hätten: „Geld, Herr! Viel Geld, Herr! Mehr Geld, Herr!" ſolche und ähnliche Redensarten wenigſtens floſſen ihnen ziemlich rund und frei von der Lippe. Dagegen fand ich ihre Geſichtszüge dießmal minder anziehend, und während früher ein entſchieden ſemitiſches Element in mir faſt kaum einen Gedanken an hamitiſche Verwandtſchaft aufkommen ließ, konnte ich jetzt eine leiſe Annäherung an den hamitiſchen Charakter doch nicht verkennen. (B. III, S. 12).

In der luftigen Verandah des Gaſthauſes, das am Fuße jener tiefmelancholiſchen, von keinem Strauche begrünten und nur von Geiern und derlei Geſellen beſuchten Gebirge ſich doppelt gaſtlich ausnimmt, fanden wir etwa die Hälfte der Paſſagiere bereits verſammelt, und zwar einige darunter mit ſo erhitzten Geſichtern, daß man kaum zweifeln konnte, ſie hatten einer edleren Flüſſigkeit, als dem kaum trinkbaren Salzwaſſer dieſes „Glücklichen Arabiens" zugeſprochen.

Vor der Verandah aber hatte ſich eine ziemlich bunte Gruppe, meiſt aus Sumali's, verſammelt, alle erpicht aus der Taſche des europäiſchen „Sahib," die von den Schätzen Indiens, wie ſie meinen, überfließt, durch Jammern, Ueberſtürzen, Schlagen auf den Bauch, und ähnliche Kunſtgriffe, oder auch durch kleine Dienſte möglichſt viel herauszulocken, und dabei feſt entſchloſſen, auch mit der allergrößeſten Summe ſich nicht zu begnügen, ſondern den armen Sahib mit einem „Herr, Herr! nicht genug! Gieb Geld, Herr! Gieb mehr Geld, Herr! Gieb viel Geld, Herr!" zu verfolgen und nicht eher Reißaus zu nehmen, als bis derſelbe zum Stocke, als ſeiner letzten Zuflucht, greift. Den eigentlich betriebſamen Theil der Gruppe bildeten außer Bootsleuten, deren Mehrere bereits ihren guten Fang gemacht hatten, die Eſeljungen, die ſo gravitätiſch auf ihren Eſeln ſaßen, als wären es lauter arabiſche Roſſe, und fort und fort durch alle Regiſter ihres Engliſch gingen, indem ſie das Thema variirten: „Gut Eſel, Herr! dieſer Eſel gut, Herr! Herr, ſehr gut der Eſel! Komm, Herr! Verſuch, Herr!" Das Geldwechsler-Geſchäft aber ſchien Allen gemein zu ſein. Da ſtreckte bald hier, bald dort Einer die ſonneverbrannte Hand durch das Gitter und ſchrie, zuweilen mit wahrhaft donnernder Stimme: „Herr, 4 Rupis! Gieb 8 Schillings." Oder: „Herr, 8 Schillings. Gieb 4 Rupis!" — Zwei der Sumali's, die ihr gekräuſeltes Haar mit einer Art Kalk gelb zu färben lieben, hatten ſich eine Perücke, — aus gelben Federn oder Haaren; ich weiß es nicht genau zu ſagen — beigelegt und dadurch ein ungemein lächerliches Anſehn gewonnen. Sie erlaubten es gern, daß der europäiſche Sahib ihnen auf ein paar Minuten die Perücke vom Kopfe zog, und wie im Triumphe emporhielt; im Gegentheil das ganze hochkupferfarbne Geſicht lachte und zeigte dabei das Schönſte, was der ſchmutzige Sumali beſitzt, — die weißen, elfenbeinernen Zähne.

Kaum war die Sonne nieder-, und der Mond aufgegangen, ſo

machten wir einen kleinen Spaziergang am Meere entlang. Der Mond, der, hier von ganz beſonderm Glanze, uns auch ſchon einige Tage vorher wahrhaft wonnige Abende bereitet hatte, goß einen unbeſchreiblichen Zauber über die Landſchaft aus. Auf der einen Seite das bewegte Meer, auf der andern Seite die ewig unbewegten Berge, — beide öde und ſchwarz, — und dazu in der Ferne das von ſo vielen Lichtern erhellte Gaſthaus, daß es ſchien, als habe man den Fuß des dunklen Berges, an dem es liegt, illuminirt. Reiter zu Pferd, zu Eſel und Kameel trabten an uns vorüber, ja ſelbſt die engliſche Kutſche fehlte nicht. Einer der Sumali-Eſel-Jungen ſprang im Vorübereiten von ſeinem Thiere und beſchenkte meine Gefährtin mit einer Hand voll am Strande aufgeraffter Korallen, ohne für ſeine Galanterie etwas anderes als einen freundlichen Blick zu beanſpruchen, — etwas in dieſen Gegenden und unter dieſer Klaſſe von Menſchen faſt nerhörtes.

Von unſerm angenehmen Abendſpaziergang in dem „Glücklichen Arabien“ zurückgekehrt, ſahen wir uns bald nach einem Bootsmann um, der uns an Bord zurückbringen ſollte. Ein ganzer Haufe von Bootsleuten umringte und begleitete uns. Die beiden jungen Stutzer mit den Federperücken hielten uns feſt umſchloſſen; der zur Rechten ſuchte meine Frau für ſich zu gewinnen, indem er alle Minuten an ſeine Perücke griff und mit einem Lächeln unbeſchreiblichen Wohlgefallens ein Mal über das andere ausrief: Gut, ſehr gut, ſehr, ſehr gut! Der zur Linken, an deſſen Perücke Sonne oder Regen die ſchöne gelbe Farbe etwas vergraut und vergelbt hatte, legte ſeine Rechte ganz traulich auf meine Schulter, und ſich mit der Linken das Geſicht ſtreichelnd und die Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe ziehend, ſchrie er mir einmal über das andere ins Ohr: „Ein ſchöner Burſche, Herr; Herr, ein ſehr ſchöner Burſche! Komm in mein Boot! Ein ſehr ſchönes Boot, Herr! Komm, komm!“

Die Nacht, die uns an Bord erwartete, war keine der angenehmſten. Unſer Schiff nahm hier in Aden Kohlen ein, und zwar nicht minder als 500 Tonnen: in Suez nämlich ſind die Kohlen ſehr theuer, die Dampfſchiffe pflegen ſich daher gleich in Aden mit den nöthigen Vorräthen für die Rückfahrt zu verſehen. Das Ab- und Aufladen dieſer Kohlen iſt, ich möchte ſagen, für alle fünf Sinne unangenehm; alles was man anfaßt, iſt mit ſchwarzem Staube überzogen, in die Naſe fliegts wie Schnupftabak, in das Auge wie feiner Sand, die Speiſen und Getränke ſelbſt ſchmecken nach jenem „ſchwarzen Diamanten," und damit das Gehör nicht leer ausgehe, ſo ſingen und klatſchen die kohlſchwarzen Sidi's von der Oſtküſte Afrika's beim Ab- und Einladen der Kohlen ſo gewaltig, daß es den Anſchein hat, als feierte man geräuſchvolle Bacchanalien in der Nähe. Auf dieſe Weiſe erleichtern und verſüßen ſich die armen Burſchen die blutſaure Arbeit, aber dem europäiſchen Paſſagier am Bord wird drum nicht wohl dabei. Er fliehet aus ſeiner engen Kajüte, wo, des eindringenden Kohlenſtaubes wegen, jede Oeffnung feſt verſchloſſen wird, auf das Verdeck, und findet auch dort wenig Erleichterung. Leider dauerte das ſchmutzige und doch ſo nöthige Geſchäft die ganze Nacht hindurch, und es bildeten ſich daher allmählig die intereſſanteſten und maleriſchſten Schlafgruppen auf dem Verdecke ſelbſt, — auf Bänken, Stühlen und Verſchlägen. Ich machte meiner Gefährtin ein patriarchaliſches Lager auf einer Bank mittelſt einer Fußhütſche und eines darüber gelegten Kopfkiſſens zurecht, während ich mich auf dem Boden ſelbſt zu ihren Füßen hinſtreckte. Im Uebrigen war es eine köſtliche Nacht. Der friſcheſte Wind fächelte uns Stirn und Angeſicht, und der ſilbernſte Mondenſchein verklärte die nachtſchwarzen Berge Adens, das mit ſeinem hell erleuchteten Gaſthaus wie eine Scene aus „Tauſend und Eine Nacht" auf uns herüberſah.

Am andern Morgen ſah das ganze Schiff wie eine Feuereſſe, und

alle Paſſagiere wie halbe Eſſenkehrer aus. Dank aber der ſtrengen Schiffsordnung — in einigen Stunden verwandelte ſich die Eſſe wieder in ein freundliches Hôtel, und neues Wohlgefühl verbreitete ſich über den bunten Kreis der Gäſte.

Gegen 6 Uhr des Morgens ſetzte ſich das mit 500 Tonnen Kohlen ſehr beſchwerte Schiff in Bewegung und ſchnellte bei günſtigem Winde dicht an der arabiſchen Küſte hin, die hier immer ein vulkaniſches Vorgebirge nach dem andern wie Bollwerke weit in das Meer hinausſendet, und ſo trotz den eintönigen Kegel- und ſonſtigen vulkaniſchen Formen, die allen dieſen Vorgebirgen eignen, dem Paſſagier an Bord eine angenehme Unterhaltung gewährt, beſonders wenn derſelbe nicht ohne alle Phantaſie iſt.

Wir ſaßen eben zu Tiſche (gegen 5 Uhr), als unſer guter Dampfer, der die ungeheuere Laſt ſeiner eigenen Nahrung kaum zu fühlen ſchien, in die enge Straße einlenkte, die Arabien von Abyſſinien ſcheidet, und das Indiſche Meer mit dem Rothen verbindet. Noch eine Stunde, und die Sonne ging über den Bergen Aethiopiens unter, und der Vollmond über den Bergen Arabiens auf, ſo zwei Welttheile trennend und verknüpfend. Wir paſſirten die Küſte von Mokka, mit der ſich die aromatiſchſten Ideen verbinden, in der Nacht, und heute Morgen zwiſchen 9 und 10 Uhr zog die ziemlich lange Reihe der Zebayer-Inſeln, — alles vereinzelte und vereinſamte Felſen-Eilande, — an uns vorüber. Um Mittag ſchon lag uns der Djebel-Tayer ganz deutlich vor Augen, der noch bis in die jüngſte Zeit herein geſpieen hat.

Ein ſtarker Seewind ſchwellt unſre Segel und wiegt uns ſtärker, als es angenehm iſt, — und ſchon in fünf Tagen, will's Gott, ſetzen wir unſern Fuß auf's Land in Suez. Von dort aus ein Mehreres.

In der Nähe von St. Johns-Insel.
Am 30. October.

Ich halte mehr, als ich versprochen, denn obschon wir von Suez noch an 600 Meil. entfernt sind, ergreife ich doch schon wieder die Feder.

Bereits vorgestern Abend nahm der gute Südwind Abschied, der uns seit unserm Eintritt in das Rothe Meer Segel und Herz geschwellt hatte, — und zwar zum Bedauern Aller. In Folge davon stieg gestern das Thermometer, das an der kühlsten Stelle aufgehängt ist, auf 31° Reaumur, und drohet heute sich noch höher versteigen zu wollen. Alles seufzt und lechzt nun nach dem Nordwinde, der ein wenig höher aufwärts um diese Jahreszeit das Rothe Meer zu beglücken pflegt, und in dessen Bereich wir bald zu gelangen hoffen. Wir steuern jetzt eben zwischen Nubien und Arabien hin, und dieß ist die Strecke, die schon manchem Passagiere in der heißen Zeit (d. i. von Mai bis October) das Leben gekostet hat. Es ist aber nicht sowohl der Grad, als die Art der dann herrschenden Hitze, die dem Europäer ans Leben geht: Sandwirbel von der benachbarten Küste verfinstern die Atmosphäre zuweilen dergestalt, daß das Auge nur in der nächsten Nähe zu sehen im Stande ist, und die Lunge schwer und schwerer arbeitet. Vor nicht langer Zeit starben drei der Passagiere, denen sonst nichts Besonderes gefehlt hatte, auf einmal; ein Vierter aber kam mit einem unbeschreiblichen Kopfweh, dem Vorboten des nahenden Fiebers, endlich noch davon. Gott Lob, daß die beßre Jahreszeit mit Anfang October eingesetzt hat; ich wüßte nicht, wie meine arme Frau, die kaum der Dyssenterie entflohen ist, einen etwaigen Strauß mit den Schrecken nubisch-arabischer Natur hätte bestehen mögen. Ist es doch auch jetzt noch selbst für den gesundesten Mann eben genug.

Wir haben, seitdem ich das letzte Mal schrieb, keine Küste wieder gesehen, auch keine der einsamen Felseninseln, daran das Rothe Meer

ſo reich iſt. Daß aber irgendwie Land in der Nähe ſein muß, bezeugt der niedliche Vogel, der hier vor meinen Augen umherhüpft und ſich Spinnen zum Frühſtück fängt. Eine freundliche Erſcheinung auf dieſem unwirthlichen Elemente, noch viel freundlicher als die unter dem Dache des Hauſes bauende Schwalbe. Der kleine Gaſt hat vielleicht unſern Dampfer für eines ſeiner einſamen Felſen-Eilande genommen, und während er ſich ſorglos auf dem Maſte wiegte, iſt das vermeinte Eiland ſo weit hinweggeſchwommen, daß der kleine Flügel es nicht mehr erreichen kann. In Aden war es einem Sumali-Knaben ähnlich ergangen. Er war auf den Booten, welche die Paſſagiere ans Land holten, mit an Bord gekommen, und hatte ſich dort ſo wohl vergnügt, daß er den Abgang des Dampfers gar nicht bemerkte. Wie erſchrak er, als er plötzlich eine ziemlich breite Waſſerfläche zwiſchen ſich und dem wohlbekannten Strande ſah! Es blieb hier keine Wahl, als entweder nach Suez mitzureiſen oder aber ſich über Bord zu werfen, und ſein Heil im Schwimmen zu verſuchen Der arme Burſche wählte das Letztere. Ob ſein Verſuch gelungen oder nicht? Von dem Verdeck des herzlos dahineilenden Dampfers aus konnten wir darüber nicht zur Gewißheit kommen.

Wir haben unter andern auch zwei Leute an Bord, davon der eine etwas minder, der andere etwas mehr als Miſſionar iſt. — Der Erſtere iſt zu Madras ſtationirt und hat dort ſein „beſcheidnes“ Arbeitsfeld, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, unter den ſogenannten Oſtindiern. Obgleich er keine Univerſitätsbildung empfangen hat, iſt er doch auf dem Wege der Ordination, — ich weiß nicht ob als Deacon oder Prieſt —; der eigentliche Zweck ſeiner Heimreiſe aber iſt die Sicherung einer Erbſchaft, die ihn zu einem Zehntel-Millionär macht. Seine Grundſätze ſind ſtreng „evangelical,“ und kaum hatte der Andre, der etwas mehr als Miſſionar iſt — Kaplan des Sir James Brook, Rajah zu Serawhawkh auf Borneo — am erſten Sonntag unſers Schiffslebens ſeine

Predigt beendigt, ſo kam er, der ſogleich „Puſeyismus“ darin gewittert hatte, mit einem Geſichte zu mir, das zu ſagen ſchien: „Ja, ja, ſo ſind dieſe Univerſitäts-Leute; ich mit meiner einfachen Bildung predige viel evangeliſcher, als dieſer da.“ Er erklärte ſich im Laufe des Geſprächs als Prädeſtinatianer; und als ich ihm darüber etwas zu Leibe ging, ſo bekannte er ſehr naiv, daß er ſich über dieſe und ähnliche geheimnißvolle Punkte, je nach den Bedürfniſſen der Perſonen, mit denen er gerade zu thun habe, bald ſo, bald ſo auszudrücken pflege. Natürlich mußte ich ihn darauf aufmerkſam machen, daß „Ja und Nein keine gute Theologie“ ſei.

Der erwähnte Kaplan des Sir James Brook iſt das ſchnurgerade Gegentheil des Madras „Bruders.“ Bei dem Erſtern eine Gefühligkeit, die an Verwaſchenheit grenzt, bei dem Letztern eine vielleicht zu ſtarre Sachlichkeit. Früher Arzt, ſpäter Theolog, wurde dieſer von dem Erzbiſchof von Canterbury dem Sir James Brook als Kaplan und erſter Miſſionar für deſſen intereſſante Beſitzung auf Borneo empfohlen, und ihm ſind fünf andere Miſſionare im Laufe von 4 bis 5 Jahren gefolgt, die ihre Arbeit hauptſächlich den Dajakken widmen. Dieſe, zwiſchen Jagd und Ackerbau getheilt, und in lang geſtreckten hölzernen Behauſungen unter einem Familienhaupte in faſt patriarchaliſcher Weiſe zuſammenlebend, in Zeiten des Kriegs aber ſich um ihren Stammeshäuptling ſchaarend, ſind, den Ausſagen des Kaplans gemäß, weit und breit geneigt, Miſſionare unter ſich aufzunehmen. Der geiſtliche Herr iſt überzeugt, daß jeder Miſſionar, der unter und mit ihnen zu leben und mit weiſer Liebe an ihnen und für ſie zu wirken ſich entſchließen kann, ſehr bald das Anſehen eines Fürſten unter ihnen gewinnen müſſe, und ſie dann ganz nach ſeinem Willen zu leiten im Stande ſein werde. Er hat den Plan, in England für ſeine Miſſion zu werben, und namentlich auch Männer zu gewinnen, die ſonſt alle nöthigen Erforderniſſe für die Miſſion unter ſei-

nen Dajakken beſitzen, und daneben feſt entſchloſſen ſind, ſich lieber nach 1 Corinth. 7, 26 als nach 9, 5 ebendaſelbſt zu richten. Er ſieht jedoch einem großen Kampfe in England entgegen, wo man wohl an Gewinnung einzelner Seelen für den Himmel, allzuwenig aber an Begründung einer Nationalkirche denke, und dabei ungebührliches Gewicht auf Vertheilung von Bibeln und Tractätchen lege. Auf meine Vertröſtung, daß es doch auch in England Leute geben werde, die auf geſündere Miſſionsideen einzugehen geneigt und fähig ſeien, ſchüttelte er den Kopf mit der Bemerkung, daß er ſelbſt wenigſtens nie einem engliſchen Miſſionar begegnet ſei, der ihm beigeſtimmt habe. — Ob und wie weit übrigens die Miſſion in dem Gebiete des Rajah Brook ſich ſtreng innerhalb ihrer eignen Grenzen hält, darüber bin ich ein beſtimmtes Urtheil zu faſſen außer Stande. Ich kann aber nicht leugnen, daß es mir faſt ſcheint, als ſähe aus dieſem und jenem Winkel eine etwas fremde Geſtalt hervor. Vielleicht Alles Geſpenſter der Einbildungskraft, die hier auf der großen Waſſerwüſte ungeſtörter brütet.

Es iſt, während ich dieſes ſchreibe, Mittag geworden, und die Sonne bietet alle ihre Kraft auf, als wollte ſie mir zu verſtehen geben: „Du haſt ſo oft in Indien über mich geklagt, wo ich doch ein verhältnißmäßig mildes Scepter führte; nun hier zwiſchen Nubien und Arabien iſt mein eigentliches Revier, hier in dieſer Klemme will ich dir's noch einmal recht anheimgeben. Hier kannſt du auch deine Zuflucht nicht zum Bade nehmen und ein kühles Halbſtündchen in der Badewanne verbringen, denn ich weiß wohl, die Badeſtuben auf eurem Dampfer liegen dicht bei der Maſchine und gleichen daher mehr einer Feuereſſe, als einer Bergungsgrotte."

Dennoch habe ich mich entſchloſſen, fortzuſchreiben und in geiſtiger Beſchäftigung die leibliche Plage zu vergeſſen. So eben taucht da zur Linken die gebirgige Küſte Nubiens, in grauen Dunſt geſchleiert, vor unſern Blicken auf. Sie ſieht aber ſo eintönig aus, wie das

Meer unter uns und der Himmel über uns, und ich führe daher meine Leſer von dem heißen Verdeck ſogleich wieder hinunter in den erträglichen Speiſeſaal, — das gemeinſame Gaſtzimmer — in der Abſicht, ſie mit der hier verſammelten Geſellſchaft ein wenig bekannt zu machen.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen!"

Der ſtolze Britte, der luſtige Schotte, der trockene Amerikaner, der feurige Spanier, der elegante Franzoſe, der ſchwerfällige Holländer und der gemüthliche Deutſche — dieſe alle ſitzen hier in einem Gemiſch nebeneinander, das noch weit bunter ſein würde, wenn nicht die Macht der Pariſer Mode, die ſich weder um die Tropen, noch ſelbſt um den Aequator kümmert, die allerauſſerordentlichſten, aber eben darum auch in die Augen fallendſten Nationalunterſchiede ſo gut wie aufgehoben hätte. Der Eine kommt von Calcutta, der Andere von Bombay, der Dritte von Madras, der Vierte von Ceylon, der Fünfte von Mauritius, der Sechſte von Java, der Siebente von Borneo, der Achte von Hongkong, der Neunte von Birmah, der Zehnte von den Manillen. Hier laſſen ſich mündliche Nachrichten über die halbe Welt einziehen, und da Niemand zu rechter Beſchäftigung kommt, ſo hält es auch nicht allzu ſchwer, den Einzelnen aus ſeinem Traumleben zu erwecken und ihn als Zeitung zu gebrauchen. Schade nur, daß man ſelten Jemanden trifft, der ſich über den zu allernächſt liegenden Kreis hinaus ein wenig zu unterrichten geſucht hat.

Neben der Weſtwelt, die hier gaſtlich zuſammengekommen, ſteht auch eine Oſtwelt. Dieſe finden wir nicht in dem glänzenden Saal, ſondern in den dunkeln Tiefen des Schiffes, wo das Herz deſſelben pulſirt — wo die Maſchine arbeitet —, oder aber auf dem mittlern oder hintern Verdeck, wo das Schiff ſeine Schwingen — ſeine Segel — entfaltet, ſo oft der Wind in der rechten Richtung haucht. Da arbeiten an den Segeln u. ſ. w. die bengaliſchen Matroſen, die, weil ſie

das Rothe Meer faſt wie den Tod fürchten, die Reiſe nie zweimal hintereinander machen, ſondern an den Schätzen (20 bis 30 Rup.), die ſie während der zwei Monate erworben, ein gutes halbes Jahr am ſtillen Familienheerd zehren. — Dort im dunſtigen Bauche des Schiffes ſchüren bei unſäglicher Gluth die gluthgewöhnten Söhne Hams von der Oſtküſte Afrikas das Feuer, um deſſetwillen der eilige Reiſende ſelbſt vor der Windſtille nicht zu erbeben braucht, und ſingen und bewegen ſich dabei mit der Leidenſchaftlichkeit, die allen Negerſtämmen eigen iſt. — Den Schmied und den Zimmermann aus China in ihren blauen Kitteln und großen gelblichen Strohhüten, die da eben einen kleinen Schaden am Schiffe beſſern, kannſt du nicht verkennen. Sieh' dir nun noch die hindu-muſelmänniſchen Polizeiſoldaten an, welche die Schiffskanonen beſorgen, und an den Orten, wo Koſtbarkeiten aufbewahrt werden, Wache ſtehen, ſo wie den arabiſchen Piloten mit weißem Turban, rother Jacke und blaugeſtreiftem gelben Mantel — und du haſt alle Elemente des Oſtens, die hier für die weſtlichen Gäſte arbeiten.

Es giebt hier aber auch dienende Elemente des Weſtens. Koch, Fleiſcher, Bäcker, Aufwärter und Aufwärterinnen ſind auf den Dampfern dieſer Geſellſchaft ſämmtlich Europäer. Sie machen das Schiff eigentlich zu einem der großartigſten Londoner Hôtels. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Capitain, die Steuerleute, der Schaffner und der Arzt reine Engländer ſein werden, wenn ſelbſt der rußige Küchenjunge ſein Vaterland mit Stolz Alt-England nennt.

Nun das iſt die Welt, die in dieſer ſchwimmenden Stadt hauſt. Der Militairſtand iſt am ſtärkſten vertreten, der Beamtenſtand am ſchwächſten. Es ſind überhaupt nicht ganz 100 Paſſagiere, während das etwa 160 Schritte lange Schiff nahe an 200 mit Kajüten und Schlafſtätten zu verſorgen im Stande iſt. Glücklicherweiſe iſt die Anzahl der Damen an Bord diesmal ſehr gering, — ich ſage glücklicher-

weiſe, denn indo-engliſche Damen, wenn auch des Vormittags in Wirklichkeit, oder ſeinem Anſtande gemäß, „a little poorly“ oder „very poorly“ (d. i. ein wenig ſchwach oder ſehr ſchwach), entfalten — allerdings mit Ausnahmen — eine ſolche Toilette an der Mittagstafel, daß der Speiſeſaal und nachher das Verdeck faſt das Anſehen und die Steifheit eines Ballſaales gewinnt.

Mannichfaltig wie die Nationalität und der Ort der Herkunft ſind auch die beſondern Umſtände, unter denen die einzelnen Paſſagiere reiſen. Hier ſiehſt du einen etwas gewöhnlichen Mann grade am Ausgange der beſſern Jahre; er hat als Arzt der Compagnie ſeine 25 Jahre gedient, und beſchäftigt ſich nun mit der angenehmen Frage, wo und wie er ſeine „anſtändige“ und nach unſern Begriffen überreiche Penſion in der Heimath genießen will. Dort ſteht ein ehrwürdiger alter Herr, den ſeine Königin nach Hauſe ruft, um ſeine Treue im Colonialdienſt, der faſt für alle Engländer etwas von „Sibirien“ an ſich hat, durch eine höhere Stellung daheim zu belohnen. Hier ſiehſt du einen noch ziemlich jungen Mann, dem ſeine Dienſtzeit in Oſtindien zu lang wird, und der, um ſeine Sehnſucht nach „Alt-England“ wieder einmal zu befriedigen, ſich gern auf halben Gehalt für die Zeit ſeiner Abweſenheit ſetzen läßt. Dort ſteht ein Mann in mittlern Jahren, den die indiſche Sonne geſtochen hat, und den daher der Arzt nach Hauſe ſchickt, er träumt und ſpricht gern von dem vielen Schnee und den ſchönen gefrornen Fenſtern in Alt-England. Hier ſiehſt du einen jungen, kernhaften Pflanzer, der ſeine einträgliche Theepflanzung auf Java verkauft hat, weil er Frau und Kinder darüber verloren, und der nun ohne Aufenthalt nach Hauſe eilt, um ſeinen achtzigjährigen Vater, der vielleicht den nächſten Frühling nicht mehr überdauert, um ſo ſicherer noch am Leben zu treffen. Dort ſteht ein blutjunger engliſcher Officier, der im birmaniſchen Kriege eine Wunde empfangen hat, davon er in den heimathlichen Gefilden leichter zu

geneſen hofft. Hier ſiehſt du einen ſehr liebenswürdigen Spanier von den Manillen, den die böſe Dyſſenterie ſchon drei Jahre plagt, und der nun das Beſte von der treuen mütterlichen Pflege in der lieben Heimath hofft. Dort ſteht ein blutjunges engliſches Bürſchchen, das auf der Jagd mit einem Tiger handgemein wurde, und ſich nun auf die dabei empfangene Wunde mehr einzubilden ſcheint, als der bärtige Birma-Krieger auf die ſeinige. Hier ſiehſt du einen engliſchen Kaufmann mit wohlgenährtem Leib und tiefzufriedenem Geſicht; ſei verſichert, er hat die leeren Kiſten und Kaſten, die er mit nach Indien gebracht, voll, und will nun nicht länger unter der tropiſchen Sonne ſchwitzen. Dort ſteht ein zierlich gekleideter Franzoſe, der zum Vergnügen zu reiſen ſcheint, und ſich unter den ſtolzen Nationalfeinden immer ärgert. Doch es wird Zeit, daß ich das Gemälde, das ſich einmal nicht vollenden läßt, abbreche, indem ich nur noch bemerke, daß wir nicht minder als drei Paſſagiere an Bord haben, welche die Dyſſenterie nach Hauſe treibt, und außerdem eine junge Wittwe, die ihren Mann in Folge dieſer furchtbaren Krankheit juſt verloren hat.

Es iſt ein rechter Jammer, daß an Bord dieſer Dampfer neben zu viel Rückſicht zu viel Rückſichtsloſigkeit herrſcht. Unſere engliſchen Mitreiſenden zeichnen ſich, allerdings mit ehrenvollen Ausnahmen, darin ziemlich unvortheilhaft aus. Wenn dir auf der engen heißen Stiege, die von dem Verdeck in den Saal hinabführt, Jemand begegnet, und dich ohne ein Wort der Entſchuldigung faſt zu Boden rennt, ſei verſichert, es iſt ein Engländer. Wenn du dich irgendwo in einem Winkel hingeſetzt haſt und zu ſchreiben oder zu ſtudiren anfängſt, und Jemand läßt ſich plötzlich neben dir nieder und beginnt mit lauter und überlauter Stimme ſeiner Nachbarin vorzuleſen, ſei verſichert, es iſt ein Engländer. Wenn ein wohlgeübter Freund der Muſik zur allgemeinen Unterhaltung in die Taſten des Piano greift und eine Symphonie von Beethoven zum Beſten giebt, und es hebt auf einmal Einer der

Zuhörer eine geräuſchvolle Unterhaltung an, ſei verſichert, es iſt ein Engländer. Wenn dann aber Einer — und wär's ein elender Stümper — ein „God save the queen“ zu ſingen oder zu ſpielen anfängt, und alsbald die Zuhörer ganz Ohr werden und zuletzt in ſchallenden Beifall ausbrechen, ſei verſichert, das alles ſind Engländer. Glücklicherweiſe jedoch finden ſich derlei Unliebenswürdigkeiten meiſt nur in denjenigen Kreiſen, die zwar Geld und Rang, aber nicht die entſprechende Bildung beſitzen.

Der Kaſtengeiſt, der die engliſchen Kreiſe in Indien durchdringt, verhältnißmäßig bösartiger als der indiſche, da er nicht ſowohl [illegible]rriger Anſicht, als auf falſcher Herzensſtellung beruht und ſomit [illegible]iger das Mitleid, als den Unwillen in Anſpruch nimmt. Der Civilbeamte hat in Allem den Vortritt; ihm ſuchen ſelbſt die Beamten [illegible]s Schiffs ſich gefällig zu bezeigen, die ſich ſonſt als die Herren der [illegible]aſſagiere zu geberden lieben. Wo kein Civilbeamter vorweg tritt, da machen ſich die Herren vom Militair bemerklich. Der Kaufmann gewöhnlichen Schlags aber ſteht nur ſo eben an der Grenze der Klaſſe, die man Gentlemen nennt, und die mit Allen, die auf dieſen Titel keinen Anſpruch haben — öffentlich wenigſtens — faſt nur in der befehlenden Sprechweiſe reden.

Da wir an Bord unſeres Schiffes nur ein paar Civilbeamte haben, ſo ſchwimmen natürlich die Herren vom Militair oben auf, und wir dürfen uns glücklich preiſen, daß dieſelben meiſt zu dem beſſern Schlage ihrer Gattung gehören und daß im Ganzen ein guter Ton herrſcht. Nur zwei an Militairs verheirathete Damen treiben das Werk der Abſonderung ziemlich ſtark, ſo ſtark daß ſie ihren abſonderlichen Platz auf dem Verdecke auch dann nicht aufgeben, wenn der Wind gerade ſo weht daß die garſtige Maſchine ihnen ganze Ladungen ſchwarzen Rußes über die ſchneeweißen Kleider wirft. Sie ſprechen mit Niemand — und Niemand ſpricht mit ihnen.

Doch ich muß den deutſchen Leſern, denen das Schiffsleben, zumal das angloindiſche, eine fremde Welt iſt, zu guter Letzt noch die Beſchreibung eines Tages zum Beſten geben.

Jeder Paſſagier, den der Seedämon nicht ganz in Beſitz genommen und zu einem faſt ebenſo unfreien Dinge, wie der neben ihm ſtehende Reiſekoffer, gemacht hat, eilt wo möglich noch vor Sonnenaufgang auf das Verdeck. Da ſitzen und wandeln dann die Herren barfuß in dem Waſſer umher, das die Matroſen zur Reinigung des Bodens jeden Morgen allenthalben umherſchütten, und flüchten ſich vor den gießenden Eimern und den ſpritzenden Bürſten aus einer Ecke in die andere, während derjenige Theil der Paſſagiere, der die eingeſchloſſene Luft der Kajüte gegen den friſchen Luftſtrom auf dem Verdecke nicht vertauſchen kann oder will, vor dem Gepolter zu ſeinen Häupten nicht mehr zu ſchlafen im Stande iſt. Es dauert lange, ehe der Boden leidlich trocken wird, und erſt wenn das Zelt über das Verdeck ausgeſpannt und man ſo vor den Strahlen der Sonne, die unterdeß immer höher heraufgekommen, geſchützt iſt, fängt man an ſich einigermaßen behaglich zu fühlen. Um 8 Uhr endlich ſchallt das Horn und ſtellt dem hungrigen Magen, der ſich bis dahin mit einer Taſſe ungemein ſchlechten Kaffee's hat begnügen müſſen, ein Frühſtück in nahe Ausſicht, fett wie die Töpfe Aegyptens, diejenigen, die ſich noch nicht ordentlich angekleidet haben, zugleich an die verſäumte ziemlich unangenehme Pflicht mahnend. Eine halbe Stunde darauf erſchallt daſſelbe Horn mit freundlicherem Tone zum zweiten Male, und im Nu ſind die Bänke und die zwei langen Tafeln im Speiſeſaale gefüllt, und man ſieht nichts als zulangende Hände und arbeitende Zähne.

Nach dem Frühſtück, das ſehr oft einer morgendlichen leiſen Anwandlung zur Seekrankheit für den ganzen Tag ein Ende macht, zerſtreut ſich Alles. Die Meiſten eilen hinauf und werfen ſich behaglich

in die Stühle, die ſpäter faſt ausſchließlich von den Damen in Anſpruch genommen werden, oder eilen auf das Vorderdeck, um zu rauchen. Nur einige Wenige bleiben unten im Saale und leſen, ſchreiben, ſpielen, muſiciren, plaudern — und träumen. Gegen Mittag ruft das trauliche Horn abermals zu dem ſogenannten Tiffin, jener engliſchen Mahlzeit zwiſchen Frühſtück und Hauptеſſen. Das Beſte, was hier aufgetragen wird, iſt in amerikaniſchem Eiſe gekühltes Waſſer, eine wahre Wohlthat auf dem tropiſchen Gewäſſer, und in demſelben Elemente gekühltes engliſches Bier.

Von 12 bis 4 Uhr ziehen ſich die Damen gewöhnlich zurück, und in den Geſichtern der meiſten Herren läßt ſich ein Gräulein Langeweile nicht verkennen. Eine halbe Stunde vor 4 Uhr mahnt das Horn abermals an die Toilette, und kaum hat es mit Schlag vier zum zweiten Male geblaſen, ſo treten die Damen, wenn ſie nicht übermäßig ſeekrank ſind, ſo geputzt aus ihrer engen Zelle, als ob der Schiffsſpeiſeſaal ein fürſtlicher Ballſaal wäre. Ich kann und mag die Gerichte nicht alle beſchreiben, womit dann die ſchwanke Tafel beſetzt iſt. Da giebt es neben den Fleiſch-, Früchte- und Gemüſearten, die das Morgenland liefert, faſt alle Fleiſch-, Früchte- und Gemüſearten des Abendlandes, die in luftdicht verſchloſſenen Blechbüchſen von England kamen, vier bis fünferlei Puddings und Torten, ebenſoviele Weine u. ſ. w. u. ſ. w. Scheint es doch, als wenn die ganze Reiſe von Indien nach England nichts weiter als ein großes, nur durch kleine Pauſen unterbrochenes Bankett für lauter fürſtliche Schwelger wäre. Wie viel billiger könnte der Fahrpreis geſtellt werden, wenn ſich die Tafel in den Schranken größerer Mäßigkeit hielte.

Nach Tiſche eilt Alles, was nur kann, auf das Verdeck und harrt dem Augenblicke entgegen, wo die Sonne ins Meer ſinkt, und die Ueberzeltung, unter der es allmählig ziemlich heiß geworden, abgebrochen wird. Man ergeht ſich dann in dem kühlen Winde, der

dem Sonnenuntergange gemeiniglich auf dem Fuße folgt. Nur wenn man in die Nähe der Maſchine kommt, iſt es unbehaglich heiß, und die kleinen Ställe für Hühner, Kapaunen, Enten, Gänſe, Tauben, Schweine und Schafe, die von da an zu beiden Seiten an dem Rand des Schiffes hinlaufen, ſind auch nicht ganz angenehm. Sonſt freilich bietet das langgeſtreckte Schiff Gelegenheit genug zu einem ordentlichen Spaziergange.

Um 7 Uhr ruft das Horn abermals zu Thee und eisgekühltem Waſſer, und um 9 Uhr zu dem, was die Engländer die „Grogzeit“ nennen, und wobei es abermals eisgekühltes Waſſer giebt. Wer ſich dann nochmals auf das Verdeck begiebt, um die ſchöne Abendluft zu genießen, der findet die eine Seite des Schiffes ſo überſäet mit ſchlafendem Schiffsvolk, daß er ſich nur mit Mühe einen Weg zwiſchen hindurch zu bahnen im Stande iſt.

Wenn man 20 ſolcher Tage am Bord eines ſolchen Schiffes zugebracht hat und etwas Beſſeres kennt als Eſſen und Trinken, ſo iſt man, ſelbſt wenn man, wie ich, von der Seekrankheit ziemlich unangefochten bleibt, am Ende froh und überfroh, daß das glänzende Elend ein Ende nimmt.

Wir ſtehen bereits vor der letzten Neige deſſelben. Noch ein paar Tage — und die ganze Geſellſchaft zerſtiebt in alle vier Winde. Schon verkündigt eine leiſe Bewegung des Meeres den kommenden Nordwind, und obſchon er uns in unſerm nördlichen Laufe nur hindern kann, ſo ſchmachtet doch jede Fiber nach ſeinem erfriſchenden Hauche, und der bloße Gedanke daran hat etwas Belebendes.

Suez.
Am 2. November.

Den 31. Oktober früh gegen 1 Uhr paſſirten wir St. Johns-Inſel und ein kühler Morgen begrüßte uns bald darauf und erquickte namentlich diejenigen Paſſagiere, die nicht, wie wir, ſo glücklich waren, in dem mittlern Verdeck ihre Schlafſtätte zu erhalten, ſondern in dem unterſten, wo eine dunſtige Schwüle das Athmen erſchwert und dem Seekranken ſein trauriges Loos doppelt traurig macht.

Dies war der dritte Sonntag, den wir an Bord verlebten, — und der letzte, denn ſchon am 1. November verklärte die aufgehende Sonne das öde Felſen-Eiland Schidwan, ganz dicht zu unſerer Linken, und zur Rechten grauten in weiter Ferne die majeſtätiſchen Gebirge der ſinaitiſchen Halbinſel. Da ſich hier das Rothe Meer in die beiden Meerbuſen von Suez und Akaba ſondert, welche die ernſt darein ſchauende ſinaitiſche Halbinſel freundlich umarmt halten, ſo ward das Schiff, das uns im ſchlimmern Falle meiſt nur eine Wiege geweſen war, zu einer wilden Schaukel, und das toſende Meer badete die Paſſagiere, die ſich auf dem Verdeck befanden, einmal über das andere, denn ehe man ſichs verſah, ſprang eine der Wellen, die das Schiff umtanzten, laut kreiſchend, wie im Triumphe, auf das Verdeck herauf und goß ihren weißen Salzgiſcht weit und breit aus. Ich erkletterte die äußerſte Spitze des Vordertheils und ſchauete mit fröhlichem Sinn und Herzen den ſtets näher rückenden und zuletzt in blaſſes Roth ſich kleidenden Bergen ſo recht ins Auge, die den Sinai als eben ſo viele Bollwerke umlagern, und ein „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" rang ſich unwillkürlich von Herz und Lippe und miſchte ſich in das Gebrauſe des Windes und der Wogen.

Da der Meerbuſen von Suez wohl ziemlich lang, aber ſehr ſchmal iſt, ſo verloren wir den ganzen Tag über die ſteil abfallende Küſte Egyptens auf der einen Seite, und die meiſt von einer ſchmalen Fläche

Landes geſäumte und dahinter von Bergen überthürmte ſinaitiſche Halbinſel wie aus dem Auge. Als die Sonne niederging, hatten wir trotz des ungünſtigen Windes Ras Jehan hinter uns, und um 10 Uhr zeigte der Schiffsarzt nach dem benachbarten Hammam Faraun hinüber, von wo aus er, bei ſehr heiterm Himmel, den finſtern Djebel Muſa mit dem weißen Kloſter darauf will geſehen haben. (!) Der hellſte Mondſchein goß ſein ſchönſtes Licht aus; dennoch ließen ſich nur die allgemeinen Umriſſe jenes ſteilen Küſtenvorſprungs erkennen.

Die kühlſte Nacht ſeit länger als einem Jahre umfing mich, und der ſüße Schlummer, der in ihrem Gefolge war, ließ nicht eher los, als bis das Schiff Anker geworfen, in der Nähe des Wady Tawarik, der Stelle, wo, wie Einige annehmen, die Kinder Israel zum letzten Male lagerten (2 Moſe 14, 2), ehe ſie das „Schilfmeer" trocknen Fußes durchſchritten. Wir waren in der Nähe von Suez.

In Suez ſitzen wir nun und harren in heimkehrſeligen Gedanken der anglo-egyptiſchen Wüſtenpoſt, die uns — wahrſcheinlich auf derſelben Straße, auf welcher die Kinder Israel ihren egyptiſchen Drängern entflohen — in das Land der Pharaonen bringen ſoll, zu den „Zwergen auf den Trümmern einer Rieſenwelt."*

Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!

* Siehe den weitern Verlauf in dem zweiten Bande meiner „Reiſe nach Oſtindien", der von meiner „Reiſe in Egypten" handelt.

Anmerkungen.

1. (S. 9) Im Jahre 1836 belief ſich die Kaffeeausfuhr von Ceylon auf 60,000 Cwts. Sie ſchwankte bis 1841 zwiſchen 40,000 bis 80,000. In dieſem Jahre ſtieg ſie plötzlich auf 119,000. Von da an hob ſie ſich immer reißender, bis ſie 1849 auf 373,000 kam. (Die Geſammtausfuhr von 1836—1849 ungefähr 2,000,000.)

2. (S. 22) „Vêtan, Jäger"? Folgende Worte ſind die einzigen Veddah-Worte, deren ich habhaft werden konnte: hûra, ein Herr (doch wohl das tamul. turei), pitchigediya, eine Frauensperſon, kaekulla, ein junger Mann (im ſingh. eine Knospe), kaekulli, eine junge Frau, ruculla, Leib („Baumſtamm"*), mitigânawâ, gehen, êko dê, wie iſt es?

3. (S. 24) Siehe den Bd. IV. unter Anm. 247 angezognen „Report".

4. (S. 27) Die in Indien und China gewonnene Cassia Lignea hatte den Zimmt zum Theil verdrängt, und die Holländer hatten auch in Java einen Verſuch im Zimmtbau gemacht. Bereits Lord Torrington ſetzte daher den Ausfuhrzoll auf ein Drittel herab (von 1 Schilling pr. Pfund auf 4 Pence).

5. (S. 28) Tô nämlich. Umba gebraucht man jetzt, wenn man zu einem Geringeren redet; Nuba oder Numba iſt eine höhere Schriftform. Die andern Miſſionare bedienen ſich des umba-wahanse als honorificum für Gott. —

Unſere alten Miſſionare im Tamulenlande trafen ſicherlich das Richtige. Sie verwarfen mit gutem Takte das nî, das auf der einen Seite zu vertraulich, auf der andern Seite aber (in der hochtamul. Poeſie) zu erhaben iſt, ebenſowohl als das ninkal, das einen zu conventionellen Klang hat, und wählten nîr, das zwiſchen beiden in der Mitte ſteht.

6. (S. 36) Ueber dieſe Fiſcherſtämme, Paravar genannt, ſiehe „Remarks on the Origin. and History of the Parava's, by Simon

* Sehr bezeichnend für Djangel-Bewohner.

Casie Chetty.“ (Journal of the Royal Asiat. Soc. of Great Britain and Ireland, Vol. IV, 1837.) — Ueber die römische Missionsthätigkeit unter diesen Fischerstämmen siehe „Geschichte der kathol. Mission in Ostindien von M. Müllbauer“ beſ. Seite 119.

7. (S. 38) Robert Wight, Surgeon, Superint. of the Cotton Farms, Coimbatore, sieht in der Abnahme der Wärme während der Saatzeit das einzige zu überwindende Hinderniß. Er schlägt daher, für Madras, als Saatzeit die Zeit zwischen Mitte August und September vor (die mittlere Temperatur ist Anfangs September 84°, und Ende October noch 81°, so könne dann die Pflanze die Kälte des Novembers und des Decembers ertragen). Gegen Mitte Januar tritt die volle Reife ein; da sind zwar die Nächte kalt und verursachen eine niedrige mittlere Temperatur, aber die Tage sind hell, warm und trocken, und somit ganz wohl geeignet zum Beginn der Ernte.

8. (S. 42) Band IV, S. 185 u. 191.

9. (S. 43) Band IV, S. 183.

10. (S. 44) Viele Orte in dortiger Gegend sind mit Iteijan („Hirt“) zusammengesetzt; als z. B. Iteijankâtu „Hirten-Djangel“, Iteiyankuti „Hirten-Wohnung.“

11. (S. 51) Band IV, S. 181.

12. (S. 51) Heilige Âl'vâr-Stadt. Vergl. Bd. IV, Anm. 7.

13. (S. 51) Band IV, S. 171 u. fgg.

14. (S. 52) Gewöhnlich Potija malei („Berg der Gemeinschaftlichkeit“, weil Grenzberg?).

15. (S. 57) Orte bis dahin: Tinnewelly; Schaddy Cawns Choultry; Sytaur-Fluß.

16. (S. 57) Orte zwischen Satur und Virdooputty: Cotahunputty, Weypulputty, Schandoor, Strirungum, Virdooputty-Fluß.

17. (S. 58) Orte zwischen Virdooputty und Tirumangalam: Ooschotumpetty, Schevaroycottah-Fluß (mit Brücke). — Von Trimugalam bis Madura: Köpalur, Tirpargundum (Tirupparankunram; Bd. IV, Anm. 132).

18. (S. 61) Der Berg heißt aber „Skanda-malei“, Berg des Skanda (des indischen Kriegsgottes). Vgl. Bd. IV, Anm. 132.

19. (S. 67) Al'akar malei, „Berg des Schönen“ (des Vischnu).

20. (S. 69) Sêlam, „Fels.“

21. (S. 70) Orte von Madura bis Kottamputty: Tolakolum; Brücke über den Satyaur, Utangudi, Chittamputty, Valaripatty, Melur, Tumbaputty.

22. (S. 71) Orte von Kottamputty bis Kovilputty: Fluß mit Brücke, Sooramputty, Tovernkurchy, Pagode und Straße nach Manapor; mit Djangel bedeckte Hügel, Mariammenkovil, Polingee.

23. (S. 72) Tiruvâneikkâ („Heiliger Elephanten-Hain“?).

24. (S. 73) Orte zwiſchen Tritſch. und Sergambur: Tritſch. Fort, Cavery, Jembukiſtnâ (Djambukesvara) = Pagode (= Tiruvaneikka, Anm. 23), Sriranga = Pagode, Coleroon, Manaſanulloor, Pachoor.

25. (S. 73) Orte zwiſchen Sergambur und Totteyum: Scholanganulloor, Aychar = Fluß, Keeloody, Pauchumpetty, Schaindamangoody, Sallapetty, Mangrepetty, Maſeeree auf dem linken Ufer des Cavery, Poodoor, Coimbadaputty, Aynahpolliam, Ahrungel.

26. (S. 73) Orte zwiſchen Totteyum und Nameul Hill Fort: Maharejeeputty, Naikenaikputty, Warrangapatty, Kurawant = Fluß, Vulliaputty, Poodaputty, Mootoopolliam.

27. (S. 74) Orte zwiſchen Nameul und Moonoo Choudy (Mûnry Sâvati, „Drei Raſthäuſer"?): Modalapetty, Moolanipetty, Chettapetty, Kallangany, Porungath = Fluß.

28. (S. 74) Orte zwiſchen Moonoo Choudy und Salem: Anbapoor, Marcamapolliam, Keernoor, Malloor (oder Mallour?), Komahpolliam, Tottangherry.

29. (S. 78) Sarva-Râsa.

30. (S. 78) Kollei-malei, „Mord = Gebirge"?

31. (S. 80) Offenbar Kunrûr, „Bergdorf".

32. (S. 82) Die Bevölkerung des Diſtrictes Salem beſteht aus 39 Abtheilungen von Landbauern (darunter auch Malajali's,* Tuluva's, Tondamandala =, Congu =, Sozhia =, Djaina =,** Marava = Beller), aus 20 Abtheilungen von Gewerbsleuten (darunter die Telinga Buljevar die zahlreichſten), aus 11 Abtheilungen von Webern (darunter auch Seidenweber), aus 60 Abtheilungen von Handarbeitern (darunter die Woodur, Schanar und Dohly die zahlreichſten), aus 3 Abtheilungen von Brahminen (darunter 14 Gauda = und 40 Canodje = Brahminen), und außerdem noch aus einigen andern Klaſſen, als Chriſten,*** Moslims, Tomber ꝛc. ꝛc.

33. (S. 83) Merkwürdig iſt das promemoria, das 32 Pansa Kammâlar („Fünf = Gewerker") von Salem in dieſer Angelegenheit im Jahre 1840 an den „Board of Revenue" zu Madras richteten. Die Quinteſſenz deſſelben iſt wie folgt: Aus den fünf Vedas† ſowohl als aus unſern Schaſtras geht unwiderſprechlich hervor, daß wir Nachkommen der fünf Riſchis ſind, die aus den fünf Geſichtern Brahmâ's entſprangen mit der Fähigkeit reſpective in Eiſen, Holz, Meſſing, Stein und Gold zu arbeiten, und daß wir in alter Zeit, ſelbſt unter der Regierung der Kſchatrija Könige, als Purôhita's („Vorwegſtellte" d. i. Prieſter) heiligen Dienſt verrichteten. Die Brahminen dagegen — ehrgeizige Leute, die, weil ſie die Vedas nicht verfälſchen konnten, das

* 39,210 Seelen. ** 256 Seelen. *** 5794 Seelen. † Als der fünfte wird Pranava genannt.

Studium derſelben ihrer eignen Sippſchaft vorbehielten — iſt ein Miſchlingsgeſchlecht: wurde doch Baſiſchtha von einer Hure geboren, entſtammte doch Narada der Wäſcherkaſte, war doch Vjaſa ein Fiſcher u. ſ. w. u. ſ. w. Sie haben erſt ſeit etwa 500 oder 600 Jahren durch die Carnataca-Könige Macht und Anſehn gewonnen, und ihrem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß man uns als Linke-Hand Kaſte, die Velaler aber als Rechte-Hand Kaſte zu bezeichnen anfing. Die Polygars, ebenfalls von den Brahminen gegängelt, beſchenkten ſie mit ſteuerfreien Ländereien, und ſelbſt unter den Nabobs iſt der brahminiſche Einfluß nicht geſunken. Die engliſche Regierung nun, die ſo mild und gerecht iſt, ſollte der hergebrachten Partheilichkeit für die Brahminen entſagen, und zwar auch deßhalb, weil dieſelbe der chriſtlichen Religion zuwiderläuft, die Regierung aber von den Brahminen wohl betrogen, aber in nichts gefördert wird. Selbſt wenn ſtatt des Brahminen ein Kuhjunge in der Kadſcheri angeſtellt würde, die Verwaltung würde einen eben ſo regelmäßigen Fortgang nehmen, als bisher."

„Wir haben, ſtatt der Brahminen, Prieſter aus unſrer eignen Kaſte angeſtellt; darob iſt die Eiferſucht der Brahminen entbrannt und hat die Leute der Rechte-Hand Kaſte gegen uns aufſäſſig gemacht. Vergebens haben wir uns wegen der erlittenen Unbill an den Zillah-Richter, an den Collector und an andre Behörden gewandt; da Brahminen allenthalben mit zu Rathe ſitzen, ſo iſt unſre Sache bis jetzt noch gar nicht unterſucht worden. Wir wenden uns daher an die Regierung mit der Bitte, unſre prieſterlichen Anſprüche gehörig zu unterſuchen."

34. (S. 85) Oder Sappur?

35. (S. 85) Der größte Stein: Ritterl. Figur mit Schnauzbart, ziemlich langen Ohren und Ohrenſchmuck; hohe, etwas zurückgebogne Kopfbedeckung; die linke Hand ſteckt in dem Rachen eines wilden Thieres; mit einem Spieß in der Rechten ſpießt ſie daſſelbe. Der Hintergrund offenbar Walddickicht. Darüber ein Vogel; zur Seite ein andres Thier in der Ferne.

Der zweitgrößte Stein: Ebenfalls eine ritterliche Figur, ganz wie oben, nur die Lage der Kopfbedeckung noch verwegner. Ein Köcher auf der rechten Schulter, den Bogen geſpannt; eine dolchartige Waffe an der Seite. Rechts eine weibliche Figur, Hals und Bruſt bloß; aber mit Schnüren umwunden; erſt von den Hüften an bekleidet; die Füße mit Schmuck verſehen. Die rechte Hand, niederhängend, faßt ein bauchiges, langhälſiges Gefäß; die linke Hand iſt vom Elbogen an erhoben und hält etwas, was ich nicht kenne. Sonderbarer Kopfſchmuck, wie es ſcheint, ruinirt.

Die drittgrößte Platte: Eine ritterliche Figur, ganz wie 2., nur daß die Kopfbedeckung ganz grade ſteht.

Eine ritterliche Figur zu Pferde, mit geſchwungener Waffe.

36. (S. 80) Siehe Band III, 12 und S. 332 dieſes Bandes.

37. (S. 95) Vorausgeſetzt daß die Schreibung Ârkâtu richtig iſt, ſo bedeutet der Name „Wald von Bauhinia-Bäumen", denn âr iſt gleich Âtti „Bauhinia L.", nicht gleich Atti „ficus ramecosa L." Laſſen, ich weiß nicht, auf welcher Grundlage, nimmt es als „Wald von indiſchen Feigenbäumen." (Ind. Alterth. I, 161, Anm.)

38. (S. 96) In dem Kloſter zu Perumattûr ſtarb der Lingadhari-Dichter Vêleijasuvâmikal, nachdem er das Kâlatti-Purânam vollendet hatte, an der auch Sivappirakâsasuvâmikal (der Verfaſſer der tamul. Pirapulinga lilei) gearbeitet hatte.

39. (S. 97) Der jetzige einheimiſche Name für Madras (aus Mandarâdjya) iſt Sennapuri (oder gewöhnlich Sennapattanam, auch kurzweg Sennei), — von Sennappanâjakan (einem Lehenshäuptling des damaligen Tſchandragiri-Radja). So Rottler in ſeinem Dict. of the Tamil and English languages. Danach hätte der Name mit „Chineſen"* nichts zu thun, gegen Ritter's Vermuthung (Erdk. v. Aſien, Band IV, Erſte Abth., S. 518).

40. (S. 101) Vêppêri „Bembu (Melia Azidarachta) -Teich."

41. (S. 105) Explanations concerning the Principles of the Leipzig Missionary Society, with regard to the Caste Question. Madras 1851. Eine deutſche Ueberſetzung habe ich „Evangeliſch-Lutheriſches Miſſionsblatt, 1852, Nr. 5", gegeben.

42. (S. 109) Er hatte, im Jahre 1852, am 20. Jan. bereits eingeſetzt.

43. (S. 110) Darunter etwa 80,000, beſonders des Handels wegen, eingewanderte Telugus und eben ſo viele Muhamedaner.

44. (S. 112) Siehe An Essay on Hindu Caste, by H. Bower, Miss. of the Soc. for the Prop. of the Gospel, at Tanjore (Calcutta 1851), S. 65.

45. (S. 112) Majilâpuri „Jasmin-Stadt." Die gewöhnliche Ableitung von majil (Pfau) ſcheint unzuläſſig, da auch bloß Majilei (eine Art von Jasmin) vorkommt, eine Vertauſchung von ei und â aber ganz gewöhnlich iſt.

46. (S. 113) Siehe die Madras-Ausgabe des Kural von Vêtagirimutaliâr S. 568.

47. (S. 113) Siehe Seite 315 u. fgg.

48. (S. 119) „Wind, Galle und Schleim" gelten als die drei Urſachen aller Krankheiten.

49. (S. 119) Er verordnete erſt den Arm in einem Waſſer zu baden, worin mehre Blätterarten gekocht worden (Bauhinia L. und Vitex Ne-

* China heißt im Tamul. „Sinam."

gundo), später aber geröstete und mit Castor-oil gemischte Blätter von Coronilla picta aufzulegen.

50. (S. 123) Hier Pâleiyattamman?

51. (S. 131) Siehe einen vollständigen Catalog derselben in „Zeitschrift der D. M. Gesellschaft" Band VII, S. 563.

52. (S. 133) Vergl. Band IV, Anm. 103.

53. (S. 136) Das zins-bäuerliche System hat in Professor Green (angestellt am Punah-College) in seinem Werke „Deccan ryots etc." einen bedeutenden Vertheidiger gefunden. Das Athenäum bemerkt in Bezug darauf: „Diese Leute (wie Green) sind die Vorkämpfer des Socialismus, und der Professor in Punah verkündigt seinen Glauben an die Lehre, daß Land nie hätte verkauft werden sollen in Europa! Er widersetzt sich der Existenz einer Klasse von Leuten, die von Renten leben."

54. (S. 137) Siehe Anm. 61.

55. (S. 137) Die electrischen Drähte erstrecken sich bereits von Bombay nach Madras einerseits, und von Bombay nach Calcutta, von da aber nach Agra und Lahore andrerseits. Weitere Linien sind im Werk, um Calcutta mit Arracan und Pegu zu verbinden; auch geht man damit um, ein Telegraphennetz von Mirzapur über Jubbelpur, Sioni, Nagpore und Hyderabad zu ziehen und diese Orte mit den Hauptstädten der Statthalterschaften und des Pendjab in Verbindung zu setzen.

56. (S. 140) Church Miss. Intelligencer 1854, S. 205 fgg.

57. (S. 140) Vergl. Ausland 1853, S. 637; 1854, Nr. 47 u. 48.

58. (S. 141) „Sick leave within Indian limits" besteht in der Erlaubniß an irgend einem Orte zwischen dem 36° nördl. Breite und dem 50° südl. Breite, so wie zwischen dem 30° und 180° der Länge östl. von Greenwich zu wohnen.

59. (S. 143) Der Company-Dienst im Jahre 1852 umfaßte in Bengalen:

486	Civilians
276	Artillery Officers
92	Engineer „
210	Cavalry „
1871	Infantry „
105	Invalid „
359	Medical „
29	Veterinary „
6	Unattached „
65	Clergymen.
3499	

Zählt man dazu etwa eben so viele für Madras und Bombay, so kommen etwa 7000 Diener der Compagnie im Ganzen heraus.

60. (S. 144) Sie besitzt jedoch viele Telugu-Schriften, auch sanscrit. in Telugu-Characteren.

61. (S. 144) Ellis veröffentlichte bekanntlich eine kleine Blumenlese aus dem Kural mit reichlich zwischengestreuten anderweitigen Proben der hochtamulischen Literatur. — Babington übersetzte die lateinisch geschriebene Grammatik des Hochtamul von Beschi ins Englische.

62. (S. 144) Lord Ellenborough wünscht, daß alle Civilians zwei oder drei Jahre in der Armee dienen, um so die Eingeborenen von einer bessern Seite kennen zu lernen, und fähig zu werden, in Fällen der Noth ein Regiment zu commandiren.

63. (S. 144) Früher war jede Verbindung der Civilians mit der Presse verboten. Unter Lord Auckland in Calcutta traten Presse und Regierung in ein näheres Verhältniß zu einander; das Verbot von 1825 (oder 1826?) wurde aufgehoben, — bis Lord Ellenborough kam. Der Hon. Mr. Erskine mußte 12,000 Rup. Strafe zahlen, weil er Auszüge aus einem Briefe des Sir W. Macnaghten an die Redaction einer Zeitung eingesandt hatte. Am 30. Aug. 1843 trat eine Verschärfung des früheren Verbotes ein.

64. (S. 149) Der Studienplan war im Jahre 1852 wie folgt:

Subjects	Books
	IV. Class.
History	Pinnock's History of England.
Poetry	Calcutta Poetical Reader No. III, published by the C. S. B. S.
Natural Philosophy	Introduction to natural Philosophy, by C. S. B. S.
Miscellaneous Reading	Blair's Class Book.
Geometry	Semson's Euclid.
Geography	Guy's Geography.
Algebra	Pinnock's Catechism.
Arithmetic	Bonnycastle's.
English Composition	
Translation	From English into Tamil & Telugu & vice versa.
	III. Class.
History	Goldsmith's History of England.
Poetry	Calcutta Reader No. II.
Grammar	Murray's Large Grammar.
Geography	Symond's Geography of India & Hogarth's Outlines of Geography.
Dictation	From different Books.
Translation	From English into Vernaculars & vice versa.
Arithmetic	Bonnycastle's.
Reading	Blair's Class Book.
English Composition	Read's Composition.
	II. Class.
Reading	Pinnock's History of Rome.
English Grammar	Davis' Grammar.

Subjects	Books
	II. Class.
Geography	Outlines of Geography.
Arithmetic	From the Master.
Vernaculars	Tamil and Telugu.
	I. Class.
Reading	Æsop's Fables.
Grammar	Elements of English Grammar.
Geography	Clift's Geography.
Arithmetic	From the Tutor.
Vernaculars	Tamil and Telugu.
	Preparatory Class.
Reading and Spelling . . .	Murray's Spelling Book.
Vernaculars	Tamil and Telugu.

65. (S. 152) Satur Vêta Sittânta Sapei. Der Name geht, der Erklärung des Nadjatani zufolge, auf die 4 Secten: Saiva's, Smarta's, Vaiſchnava's, Mathuva's, oder auf die 4 Vedas.

66. (S. 153) Schon vorher zu Grabe gegangen waren: Karnâtaka Sarittiram, Viruttânti, Sanôpakâram.

67. (S. 154) Als z. B. Vêtâla katei (Dämon-Geſchichten), 32 Patumei k. (oder Putumei „Wunder?" Patumei iſt ein Epithet ſowohl der Lakſchmi als der Kali), Kili k. (Papageieng.), Anna k. (Schwang.), Tamil'arijum Perumâl k. (Geſch. des Tamul-verſtehenden P.), Pêsâmatantei k. (Geſch. der ſtummen Frau), Pansatantira k. (Geſchichten zur Erläuterung der 5 diplomat. Regeln), Pakalil sollum Parishi k. (Perſ. Geſchichten, am Tage erzählt), Allil sollum Arâpika k. (Arab. Geſchichten, in der Nacht erzählt), die Vier-Miniſter Geſch., die Acht-Miniſter Geſch., die Zwölf-Miniſter Geſch., Tennâlrâman k. („Geſch. des T.", Hofnarren des Kriſchna Rayer) u. ſ. w.

68. (S. 155) Vâsittam (das tamul. Hauptwerk der Vedanta-Philoſophie) und Kaivalja navanîtam. Eine deutſche Ueberſetzung des letztern habe ich in dem erſten Bande meiner Bibliotheca Tamulica, und den Text, nebſt engl. Ueberſetzung und Gloſſar, in dem zweiten Bande ebendaſelbſt gegeben.

69. (S. 155) Âttisûti, von Auveijâr (angeblich die Schweſter Tiruvalluvers), ſo genannt, weil es (in der jetzigen Geſtalt wenigſtens) mit dem Lobe des Âttisûti (des Siva, ſofern er einen Kranz von Âtti- oder Bauhinia-Blüthen trägt) beginnt.

70. (S. 157) Von Kanakasapeittampirân.

71. (S. 159) Sokku („Verwirrung") -poti („Pulver").

72. (S. 165) Dort vorzüglich Tamul-Vaiſchnava's, die Feuerholz nach Madras verkaufen.

73. (S. 167) Ritters Erdkunde von Aſien, Band IV, zweite Abth., S. 334.

74. (S. 167) Eigentlich Pal'a vêr kâtu („Alter Mimoſen-Djangel")? — Baldäus (S. 152) ſchreibt Palia cotta (offenbar Pal'eija kôttei) und überſetzt es „Alt-Feſtung."

75. (S. 171) Der kühle Schatten der Tamarinde gilt auf dem indiſchen Feſtlande in der Regel für gefährlich. Auf der Halbinſel Jaffna liegen, wie hier, Hütten der Eingebornen — und zwar zu Tauſenden — unter ſeinen farrenartigen Blättern.

76. (S. 171) Ich habe weder in Malabar, noch auf Ceylon, noch auf der Coromandel-Küſte eine Pippal mit ſogenannten Luftwurzeln (wie beim Banjanen-Baum) oder auch nur irgend einem Anſatze dazu geſehen, — auch da nicht, wo der Baum der freien Circulation der Luft ganz offen ſtand. (Vergl. Laſſen's Ind. Alterth. I, 260, Anm.)

Laſſen ſagt: „Ich muß glauben, daß auch der Açvattha oder die F. religiosa (Pippal) Abſenker hat, und dadurch neue Stämme bildet; er heißt oft genug avâkçâkha „mit abwärts gerichteten Zweigen." Ich ſelbſt kenne nur eine Stelle der Art, die bekannte aus Kâthaka Up. (Siehe Bhagavadgîta, von Schlegel, Editio altera auctior et emendatior, cura Ch. Lasseni, S. 237), und die ähnliche in der Bhag. ſelbſt (Lectio XV, 1). In dieſen Stellen aber iſt der Sinn offenbar der: Sonſt hat der Açvattha (wie eben alle Bäume) die Wurzel unten und die Zweige oben; die Welt aber iſt (gleichſam) ein Açvattha, der (umgekehrt) ſeine Wurzel oben (im oberſten Brahma) hat, und ſeine Zweige abwärts ſenkt. (Es hätte eben jeder Baum zum Vergleich gepaßt.)

77. (S. 173) Pennâru, auch ſchlechthin Pennei oder Vata-Pennei (der nördliche P.), zum Unterſchied von einem Fluſſe gleichen Namens, der bei Cuddalore mündet (Ten-Pennei = der ſüdliche P.). Sollte die gewöhnliche Ueberſetzung „Goldfluß" (Laſſen I, 156) richtig ſein, ſo müßte Ponnâru, ſtatt Pennâru (ſpr. pönnâru), ſtehen.

78. (S. 174) Nellu heißt der Reis in der Hülſe.

79. (S. 180) Ilampâti (Brinjari oder Lumbady).

80. (S. 184) Die dortigen Saiva-Brahminen ſind meiſt Smarta's; dieſe verrichten aber den Dienſt in den Tempeln nicht.

81. (S. 185) Von Sivapirakâsasuvâmikal (Anm. 38). Die darin vertretene Evolutions-Theorie iſt folgende:

Paraſivam *
Sadâſiva mit der Sakti der Erkenntniß,
Siva mit der Sakti des Begehrens,
Rudra mit der Sakti des Thuns (Erſchaffen, Erhalten, Zerſtören),

* Das Brahma der Vedantiſten.

Hari mit Lakſchmi als Sakti (Erſchaffen, Erhalten),
Brahmâ mit Sarasvati als Sakti (Erſchaffen).*

82. (S. 185) Ueber die Lingadhari's oder Lingayet's, Lingavant's, Djangama's (in Südindien auch Vîra Saiva's) ſiehe: Religious Sects of the Hindoo's, by H. H. Wilson, As. Res. Vol. 16. Calc. 1828. — Essay on the Creed, Customs and Literature of the Jangama's. By Ch. P. Brown, Esq. of the Madras Civil. Service. Madras 1840. — Basler Magazin 1853, 1. Heft, S. 86 u. fg.; ebendaſ. 1854, 1. Heft, S. 102 u. fg.

83. (S. 186) Stûlam (Grobelementlichkeit), Sûkkumam (Feinelementlichkeit), Kâranam (Urſächlichkeit), Mahâkâranam (Groß-Urſächlichkeit), Atisûkkumam (Ueber-Feinelementlichkeit).

84. (S. 186) Atitivarapakkuvân.

85. (S. 186) Das Pansâtsaram zum Ekâtsaram.

86. (S. 186) Darunter auch Sênijar und Sâlijar.

87. (S. 186) Ekâmbara svâmi „Herr des Einen Athers."

88. (S. 189) Im Veikâsi (Hälfte Mai und Juni).

89. (S. 190) Der einheimiſche Name iſt Saturankam.

90. (S. 191) Nicht zu verwechſeln mit Rayapuram, einer andern Vorſtadt von Madras, im Norden, dicht am Meere.

91. (S. 191) Der einheimiſche Name iſt Tiruvallikêni „Heiliger Alli- (eine Art Lotus) Brunnen."

92. (S. 193) Der Ort ſoll noch einen andern, die Sittambalam-Pagode im Kleinen darſtellenden Sivatempel haben. Rhenius weiß von Schlachten, die hier „vor 300 Jahren zwiſchen den Vaiſchnava's und den Djaina's ſtatt gefunden", und in Folge wovon der Tempel der Letzteren in ein Viſchnuheiligthum verwandelt worden ſei. Basl. Magaz. 1844, III, 118.

93. (S. 193) Paval'akkârassattiram „Korallenhändler-Sattiram."

94. (S. 193) Pûnssêri „Schöndorf" (?).

95. (S. 197) Pakkasetil „Hüften-Setil." Bei dem eigentlichen Schwingfeſt (Setil) wird der Haken in den Rücken eingetrieben.

96. (S. 201) Walter Elliot zieht aus gewiſſen Inſchriften in einer Niſche auf der Oberfläche des Felſens, gegen welchen der neuere Tempel des Varâha Svâmin gebaut iſt, folgende Schlüſſe in Bezug auf die Ortsgeſchichte der ſieben Pagoden: „The era of the oldest Tamil inscription is clearly fixed at the latter part of the 11. century and that previously assigned to the rock-sasanam of Salvan Cupam is confirmed. For Vira Chola Deva, surnamed Trithavana Malla, is shown by the same inscription, as that which gives the date of

* Brahmâ erſchafft die Welt nach dem Willen des Kukêsan oder Allamatêvan.

Südwestliches Dekan und Ceylon.

00057692

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016